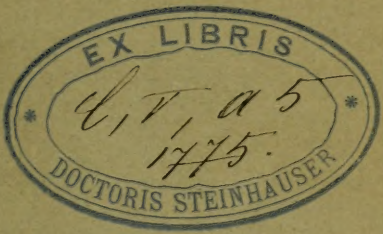
3 1761 07355895 9

R
S
BIBLIOTHEK
KRÖLLENDORF


EX LIBRIS
DOCTORIS STEINHAUSER

Tutti Frutti.

III.

Tutti Frutti.

Aus den Papieren

des Verstorbenen.

De mortuis nil nisi bene.
(Zur Beherzigung für alle Recensenten.)

Dritter Band.

Gegen Nachdruck in Würtemberg privilegirt.

Stuttgart,
Hallberger'sche Verlagshandlung.

1834.

LIBRARY
OCT 27 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
2449
P7T8
1834
Bd. 3-5

Leichtgeharnischte und mit mehreren Parenthesen bewaffnete Vorrede.

Der Verstorbene mag durch die zwei ersten Theile des vorliegenden hors d'œuvre (denn für mehr hat er es nie ausgeben wollen) verschiedenen hohen und nied'ren Personen in seinem Vaterlande etwas unbequem geworden seyn, weßhalb sie ihm seitdem auf mancherlei Weise rastlos zuzusetzen suchen. Besonders ungehalten scheint man in Berlin auf den Verfasser; denn, wie mein

Freund Grävell mir von da schrieb: «Etwas Anderes ist es über Andere zu lachen, oder selbst ausgelacht zu werden!»

Eine kleine literarische Meute jagender Thiere verfolgt mich daher schon geraume Zeit kläffend, pfeifend, ja brüllend sogar durch Wald und Flur! «Viele Hunde, sagt man, sind des Hasen Tod!» Da ich aber kein Hase bin, will ich es wirklich unternehmen mich meiner Haut zu wehren, und wenigstens Einen aus jeder der drei Thiergattungen mir abzuschlagen suchen. Also al campo:

Den Reigen eröffnet in der Abendzeitung ein etwas blödsichtiger, alter Falke, der aus den Luftregionen heftig

auf mich niederstürzt. Dieser Vogel, der so lange von der Luft gelebt, sieht die poetische Beschreibung einer Fahrt in derselben für ein processualisches Actenstück an, fast wie einst ein berühmter Professor der Jurisprudenz sich über den Liebesverkehr in tractatu de Oberone von Wieland sehr empört fühlte.

Mein Gegner findet bei einer so wichtigen Begebenheit, wie eine Luftfahrt sey, zu seinem Erstaunen überall entstellte Thatsachen, ist aber hauptsächlich darüber entrüstet, daß ich seinen Namen genannt. Du lieber Gott! ich glaubte, dem braven Manne wahrhaftig eine Ehre damit anzuthun — wie leicht hätte ich ihn nicht statt als Professor Reich-

hart, als den Magister Armschwach, aufführen können, und man würde ihn vielleicht eben so gut daran erkannt haben, ohne daß sein geheiligter Name in's Spiel gebracht worden wäre. Der etwas starke Vorwurf der «Unwahrheit» den er mir macht, basirt sich aber auf folgende Puncte:

1) Daß Herr Reichhart nicht in meiner Stube, sondern in der Bibliothek meine Bekanntschaft gemacht habe. (Er nennt mich zwar den Grafen P..., den ich nicht kenne, meint doch aber mich, das ist klar.)

2) Daß er statt 600 Thaler nur 80 Friedrichsd'or erhalten, wobei er noch bedeutend wegen meiner Schwere

(man sollte glauben ich armer schmächtiger Mann sey so dick, wie der selige König von Würtemberg gewesen) eingebüßt, und ferner keineswegs ich die Luftfahrt veranstaltet, sondern er mich nur auf meine Bitten, gewissermaßen aus Gnaden, mitgenommen, da er sich nicht ungern hiedurch zugleich einen lustigen Gesellschafter verschafft habe. Er ist deßhalb auch großmüthig genug, mir jetzt noch das Zeugniß mit auf den Weg zu geben, daß ich mich weder gefürchtet, noch ihn gelangweilt habe, obgleich er dennoch beklagen müsse, setzte er hinzu, daß seine tiefsinnigen Barometerbeobachtungen sehr durch die

Beweglichkeit besagten Gesellschafters gestört worden wären.

Diese beiden Puncte lasse ich der Kürze wegen, ohne Antwort. Ich glaube, sie wäre nicht der Mühe werth.

3) Daß ich über Füllung, wie Ballasteinnahme des Ballons unrichtige, Herrn Reichhart's europäischen Ruf schmälernde Angaben gemacht, auch den «Unsinn» (man muß gestehen, Herr Reichhart führt keine ätherische Sprache) behauptet: Der Boden der Gondel sey nur angeleimt gewesen. Hierauf muß ich, nach bester Ueberzeugung, versichern: daß ich nur wiederholt habe, was ich während unserer Reise aus Herrn Reichhart's eigenen Aeußerungen abnahm,

namentlich aber hat es mit dem frisch angeleimten oder frisch angebundenen (beides macht keinen großen Unterschied) Boden der Gondel seine vollkommene Richtigkeit, sowie mit der deßhalb an mich ergangenen Warnung des Herrn Reichhart. War es damals bloß eine witzige Erfindung seinerseits, um meine «zu große Beweglichkeit» zu mäßigen, so muß er jetzt die Schuld davon tragen. Die Nemesis ruht nie. Ist sie mir doch selbst und zwar ziemlich grob, wenn gleich auf mildernd burleske Weise hier in der Gestalt des professorischen Luftgeistes erschienen, den ich jetzt mit seinen eig'nen Waffen, d. h. um bildlich zu sprechen, mit

einem Kiel aus seinen eig'nen Schwingen gezogen, zu bekämpfen wage.

Aber leider bin ich nun schon an meine eigene wunde Stelle gekommen!

4) nämlich — welcher Artikel mir vorwirft, die Abenteuer von der Fichte im Walde und dem Soupé im Einsiedler ungenau erzählt zu haben. Hier muß ich nun mein Unrecht herzhaft eingestehen, ja, es hilft nichts — ich muß dem gestrengen Herrn Reichhart sowohl, als der ganzen Lesewelt demüthig bekennen: wie es sehr möglich sey (denn es ist zu meinem Schmerze gar lange her!), daß, als ich aus der Gondel steigen wollte, wir noch nicht auf der Fichte saßen, sondern noch über derselben schwebten, ferner daß wir nur durch

die Aeste hindurch fielen, und nicht darin hängen blieben, sondern bloß der Ballon; daß unser Hülferuf daher auch nicht von oben, sondern von unten erschallte; endlich daß das soupé, im Einsiedler keineswegs schlecht, sondern im Gegentheil (nach Herrn Reichhart's Geschmack wenigstens) sehr gut war. Ich hoffe, dieß reuige Bekenntniß wird in den Augen billiger Richter mein Verbrechen mildern, tugendhafte Menschen aber werden zugleich der Meinung seyn, daß die Undankbarkeit des Angebers groß ist, nachdem ich ihm doch an jenem Abend, wie er selbst nicht leugnet, die so gut gerathene Sauce zum geretteten Fasan in eig'ner Person verfertigt

habe. Ein solcher Zug von dienstfertiger Gutmüthigkeit hätte ihn rühren sollen! Da er aber kein Erbarmen mit mir gehabt, ja sogar auch noch dem Gastwirth, welcher vor 16 Jahren im Einsiedler hauf'te, unter den Fuß gibt, ebenfalls gegen mich zu reclamiren, so werde ich ihn jetzt auch an einen bedeutenden Mangel seines Gedächtnisses erinnern. Er verweiset in der vor mir liegenden Streitschrift auf seinen, in die Spener'sche Zeitung am Tage nach uns'rer Luftfahrt eingerückten Aufsatz. Aber es ist ihm entfallen, daß an diesem Aufsatz, gleich wie an der Sauce in Potsdam, ich ebenfalls einigen Theil habe und zwar aus dem,

mir sehr wohl erinnerlichen Grunde, weil schon damals des Herrn Professors Styl an derselben Schwerfälligkeit litt, die ich das Glück habe, seine jetzigen Bemühungen gegen meine Wenigkeit ebenfalls auszeichnen zu sehen.

Ein besonders possirlicher Umstand bei der Sache ist der, daß mir Herrn Reichhart's Aufsatz *vor* dem Drucke, in einem zwanzigfach corrigirten Manuscript (soviel Kopfbrechens hat die große Conception gekostet!) durch einen besondern Zufall mitgetheilt wurde, und ich, dem erlauchten Verfasser ganz unbewußt, noch einige Sprachfehler darin selbst verbessert habe, was jedoch gern geschehen ist, und wofür ich daher

keinen weitern Dank verlange. Am Ende des Manuscripts stand eine sehr naive Stelle, deren Durchstreichung ich ungemein bedauerte. Herr Reichhart sagt nämlich darin: «Endlich versichere «ich, daß es mir zum Vergnügen gerei«chen würde, noch eine Lustfahrt in «Begleitung des Herrn F. v. P... «(was ich wiederum seyn soll) machen «zu können, denn schwerlich möchte sich «ein gleich angenehmer Reisegesellschaf«ter finden.»

Es hätte zu schmeichelhaft für mich werden können, wenn diese Anerkenntniß eines großen Mannes veröffentlicht worden wäre. Wenn aber wirklich Herr Reichhart wiederum die Großmuth

üben sollte, mich, selbst für die geringe Summe von 80 Fr.d'or, auf einer seiner Luftreisen gütigst mitzunehmen (was um so eher geschehen könnte, da ich seitdem noch viel leichter geworden bin), so würde ich doch immer so bescheiden seyn, mit unumstößlicher Ueberzeugung anzunehmen: daß die erwähnten Louisd'or viel schwerer wiegen müßten, als ich.

Ich habe mich über diese Sache so weitläuftig ausgelassen, weil sie in Form eines förmlichen dementi, ja, in beleidigenden Ausdrücken erschien, und eine Forderung an mich stellte, die bei einer romantischen Behandlung solcher Gegenstände (welcher natürlich gestattet seyn

muß, der Wahrheit einige Dichtung beizumiſchen, wenn ſie nicht ungenießbar wie Herrn Reichhart's eig'ne Schreiberei bleiben ſoll), freilich höchſt lächerlich iſt, aber manchen Leuten dennoch ad oculos zu demonſtriren nöthig, weil ſie es ſonſt nicht einſehen. Hätte übrigens Herr Reichhart nur einige unwillkührliche und irgend weſentliche Irrthümer in meiner Beſchreibung auf eine beſcheidene Weiſe bemerkbar gemacht, ſo würde ich gar nichts dagegen gehabt haben. Da er ſich aber das Anſehn gegeben, an mir zum Ritter werden zu wollen, ja ſelbſt den Verſuch gemacht, eine unglückliche Luftfahrt in die Region des Witzes auf meine Koſten zu

unternehmen, so habe ich es für zuträglich gehalten, ihn hiedurch an das Schicksal seines Urahn Ikarus zu erinnern, der in's Wasser fiel, weil er den Gefahren des Fliegens nur mit wächsernen Flügeln zu begegnen vermochte. Hält indeß Herr Reichhart die seinigen immer für noch nicht gehörig geschmolzen, so werde ich ihn an neuen Evolutionen nicht hindern, und nach dieser Erklärung weder auf Beschuldigungen, noch Injurien seinerseits mehr ein Wort erwiedern, denn erstens habe ich im Empyreum jetzt g'rade mehr zu thun, zweitens weiß ich auch bereits aus trauriger Erfahrung, daß ein Autor für die Unter-

welt vielerlei geduldig ertragen muß.

Schließlich benutze ich aber die jetzige Gelegenheit noch, um die Identität meines biedern Postmeisters zu vindiciren. Sein fehlendes Bein hat ihm nur die Abendzeitung abnehmen lassen, so wie sie ihn gleichfalls in den Befreiungskrieg nach meiner Luftfahrt aus eig'ner Machtvollkommenheit geschickt hat. In meinem Buche, tutti frutti betitelt, steht nichts davon, und ich habe den von ihr mitgetheilten Auszug auch nicht eingeschickt, obgleich ich sehr dankbar für die Ehre seiner Einrückung bin.

Dem schiffbrüchigen Falken kömmt ein Landsmann, ein Fuchs aus Leip-

zig, zu Hülfe, der zwar den bittern Tadel gewandt zu überzuckern weiß, auf der andern Seite aber ungalant meinen ſomnambülen Doppelgänger mit Namen anruft. Wie leicht könnte dieſer, wie das arme Mädchen in Dresden, erſchrocken auf's Pflaſter fallen, wenn ich ihn nicht in meinen Armen hielte! Der ſonſt ſehr anmuthig redende, liebenswürdige Fuchs ſtreckt ſeine Schnauze durch die elegante Zeitung hervor, deren zu undurchſichtiges Papier ihm aber wahrſcheinlich, als blind machendes Schild, vor den Augen gelegen hat, denn er kann meiner Fährte nur mit der Naſe folgen, ohne wie es ſcheint dabei recht klar zu ſe-

hen. Nachdem er daher viel unnütze Kreuz und Querzüge gemacht, hat er, bald rechts, bald links abirrend, bei'm letzten Sprunge meine Spur schon ganz und gar verloren. Füchschen, wirf die Brillen weg! Du trägst deren mehr als eine, und Deine schöne Aeuglein glänzen so hell und klar, daß es Schade ist, sie nicht ungetrübt zu sehen. Ohne Brille hättest Du schwerlich die Form meines Buches so monströs gefunden. Bedenke: bei einer Sammlung von Früchten kömmt es nur darauf an, ob jede gesund und reif ist. Von einem Scheffel Aepfel darf keine Apfelform verlangt werden, weder bei Ananas noch Disteln, und

frägt ſich's nur, für welches aroma Kritikus die meiſte Empfänglichkeit hat. Nimm den Scherz nicht übel, denn ich ehre und ſchätze dich aufrichtig. Komm' zu mir in meinen Wald und gewiß wir wollen, oder ich müßte mich ſehr trügen, noch die beſten Freunde werden.

Das Triumvirat beſchließt ein unförmlicher Hecht aus dem Berliner Spreecanal, deſſen Waſſer bekanntlich nicht zu den kryſtallhellſten gehört. Es iſt ein beamtetes Raubthier, läßt ſich im Geſellſchafter vernehmen, und nimmt zuerſt mit wichtigen Geberden den Character eines Zweiflers an, deren Art in Berlin ſo ſelten geworden iſt; bald

aber merkt man, daß er nur Scherz treibt und im Gegentheil ein's der gläubigsten Thiere seiner Gemeinde ist; denn er fühlt sich innig davon überzeugt, daß alle preußische Gesetze, alle preußische Beamte, alle preußische Bildung, vor allem aber des guten Hechtes eig'ner Antheil daran, das Vortrefflichste auf der Welt sind. Voll von diesem selig machenden Glauben sperrt er daher auch ex officio einen gewaltigen Rachen auf, um die armen tutti frutti zu verschlingen. Wahrscheinlich kommt ihm jedoch ein zu scharfer Senftgeruch daraus entgegen, denn er wendet sich bald wieder voll Abscheu von ihnen, erklärt die Früchte für wurm-

ſtichig, und den Verſtorbenen für überlebt. Ja er findet nun ſogar die Speiſe, welche dieſer früher dem Publicum vorgeſetzt, ganz vortrefflich, ſo ſehr er ſie auch vorher gleichfalls verſchmähte — dieß geſchieht freilich nur um darzuthun, wie tief das Neuere unter dem Aeltern ſtehe, aber ich bin doch dankbar dafür, denn wer weiß, ob bei Erſcheinung meines nächſten Büchleins, dem tutti frutti nicht ein gleiches Glück wiederfährt.

Uebrigens, lieber Hecht, muß ich Dir in deinem Tadel völlig recht geben, es geht aber damit ſehr natürlich zu. In einem alten Vade mecum ſteht eine Anecdote, die beſagt: es habe

einmal eine Magd ihre reiche Gebieterin (beide im Begriff zu heirathen) um eine Ausstattung angesprochen, worauf diese ihr 10 Thl. geschenkt. Als sie hierauf der gnädigen Herrschaft ihren Bräutigam vorstellte, bemerkte das Fräulein: dieß sey ja ein höchst ordinärer Bursche, sie solle sich dagegen einmal ihren Zukünftigen ansehen. «J freilich», antwortete das Mädchen: «was wollt Ihr aber auch für lumpige zehn Thaler Besseres haben?!»

Die Anwendung dieser Geschichte liegt nahe. Zu den Briefen des Verstorbenen bot mir Großbritannien seine unerschöpflichen Schätze zur reichsten Ausbeute dar, zu den bescheidenen tutti

frutti lieferte mir nur ein kleiner Theil des Vaterlandes seine zehn Thaler. Und es mag immer ein Kunststück genannt werden, die Welt so viel von Sandomirischer Büreaucratie und von Sandomirischen Frömmlern unterhalten zu haben, ohne langweilig geworden zu seyn. Daß dieß aber wirklich nicht der Fall gewesen, beweisen mir gewisse untrügliche Zeichen, die selbst noch über der Kritik stehen. Nun wird mir es Niemand verdenken, wenn es mir wohlgefällt (denn ich bin nur ein armer, industrieller Edelmann) die erwähnten 10 Thaler zum Besten meiner Cassa mit 1000 zu multipliciren. Ich gedenke daher, diese goodly mine

(nach vorher eingeholter Erlaubniß meines hochgeehrten Gönners, des Herrn Hofrath Förster) auch in den folgenden Theilen noch keineswegs zu verlassen. Ja, hätte ich Eigenschaften genug, um von Männern erschöpfend und würdig zu sprechen, wie unſ're Coryphäen: die Humbolde, Gans, und manche Andere noch, die ich nicht nenne, weil ſie mir zu nahe befreundet — dann freilich würden auch meine Schilderungen intereſſanter ſeyn, aber zum Loben bin ich nicht geiſtreich genug, ich muß alſo ſchon fortfahren meinen Scherz wie bisher mit den Kleinen zu treiben.

Der letzte Effort des ſkeptiſchen Spree-

fiſches iſt eine lange und auch entſetzlich breite Diſſertation über die Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe, die nichts von dem entkräftet, was ich geſagt, und mir Vieles unterlegt, was ich nicht geſagt. Dennoch werde ich, nicht ihretwegen, ſondern um der Sache willen, bei gelegener Zeit, ſeparat darauf antworten.

Als ich hier mich nun endlich in salvo glaubte, kömmt noch ein ſchwerfälliges Thier in der Löwenhaut hintennach trottirt und trompetet laut. Es erſcheint als Correſpondent des Morgenblattes, mit dem Zeichen eines Kreuzes angethan, eine Vorſicht die kaum nöthig wäre, da ſich ſeine Rap-

porte schon ohnedieß hinlänglich von den oft witzigen und meist wahren seines Collegen, des Sternleins, unterscheiden. Der bezeichnete Kreuzträger nimmt viel Aergerniß an meinem lächerlichen und immer wiederkehrenden «Incognito» und versichert: daß sich über die tutti frutti in Berlin sogleich eine feste achselzuckende Meinung gebildet habe.

Da es doch schlechthin unmöglich scheint, daß eine Meinung die Achseln zucken könne, so muß sie sich personificirt haben, wahrscheinlich in der geehrten Individualität des Herrn Correspondenten selbst. In diesem Falle wird aber gewiß jeder gute Christ ihn auf-

richtig beklagen. Man denke sich — ganz wie im Mährchen, wo eine Gesellschaft plötzlich versteinert, und jeder in der Bewegung, die er eben vornahm, verharren muß — trifft hier ein vollkommen ähnliches Loos auch unsere achselzuckende Meinung, welche in diesem actus fest geworden, nun offenbar aus der peinlichen Stellung nicht mehr heraus kann. Ja selbst, wenn ein boshafter Fremdling ihre hülflose Lage jetzt zu Applicirung der drastischesten Mittel mißbrauchen wollte, sie könnte nicht einmal von Neuem dazu die Achseln zucken, sondern müßte sich ruhig in ihr Schicksal ergeben. Wir rathen einer auf so unglückliche Weise impotent gewordenen Meinung,

sich von uns'rem herrlichen Gräfe operiren zu lassen. Kann Correspondent 2000 Pfund Sterling aufbringen, wie der liebenswürdige junge Prinz, dem Gott Segen schenken möge — der größte operateur des Jahrhunderts macht gewiß auch hier das Unmögliche möglich. Ja, vielleicht thut er gar ein Uebriges, und verfertigt dem Kranken als Zugabe auch noch eine neue Nase von beliebiger Länge gratis. Reconvalescent könnte dann künftig diese statt des abgedroschnen Kreuzchens, vielleicht mit Nutzen, seinen Berichten in effigie vorsetzen. Wir wünschen ihm dabei gewiß von Herzen den besten Erfolg, sobald wir nur nicht gezwung-

gen werden, dieſelben, ich meine die Berichte, leſen zu müſſen, was Gott gnädiglich verhüten möge.

Aber nun muß ich auch Dank ſagen! In zwei der geſchätzteſten kritiſchen Blätter, denen für «literariſche Unterhaltung» und den «Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik», bin ich ſo nachſichtig beurtheilt und ſo liebenswürdig belehrt worden, daß ich glaube: folgte die Kritik immer ſolchem Beiſpiele, Autoren und Publicum würden auch überall nur den höchſten Gewinn von ihr ziehen, während jetzt leider zu oft das g'rade Gegentheil davon ſtatt findet.

Dieß ſage ich nicht, weil jene Recen-

sionen Manches an meinen Büchern loben, sondern weil sie beide, durch den Scharfsinn der Auffassung, die besonnene Klarheit des Urtheils und die edle Gerechtigkeitsliebe ihrer Verfasser sich als wahre Meisterstücke und Muster in ihrem Fache hinstellen. Ihr Tadel ist belehrend, weil er fein und schonend, ihr Lob ermunternd und schmeichelhaft, weil es unparteiisch ist. Es liegt mir daher an der Meinung dieser mir sonst persönlich gänzlich unbekannten Männer zu viel, um nicht noch mit wenigen Worten zweier Puncte zu erwähnen, wo ich von ihnen nicht recht verstanden zu seyn glaube.

Beide Kritiker supponiren ganz rich-

tig ein vorherrschendes aristocratisches Element in mir, der Ungenannte aber traut mir ein Vorurtheil dabei zu, dem ich mich ganz fremd fühle. Wie ich dieses Princip begreife und wie ich ihm anhänge, wird der politische Aufsatz in den folgenden Theilen hinlänglich zeigen, wenn es mir gelungen ist, deutlich zu werden, was bei diesem Capitel keineswegs leicht ist. Beide Kritiker auch halten mein Verständniß des Christenthums für irrig. Dennoch unterschreibe ich aus vollstem Herzen jedes der schönen, überzeugenden, einfachen Worte des Ungenannten über diesen Gegenstand, und wenn ich aus

ihnen auch noch helleres Licht geschöpft, was ich höchst dankbar erkenne, so bin ich dadurch im Wesentlichen doch nur in meiner früheren Ansicht bestärkt worden, ein Beweis, daß diese keine falsche war, sondern nur vielleicht unzulänglich von mir ausgedrückt worden ist. Allerdings weiche ich in einer Nüance von meinen Beurtheilern ab — denn obgleich ich zugebe, daß es ein Vorzug des Christenthums vor der Naturreligion sey, zu zeigen: daß außer der Gemeinschaft mit Gott gar keine Seligkeit möglich ist — so glaube ich doch auch, daß eben die christliche Kreuzes- und Leidenstheorie dieser Gemeinschaft mit Gott weit engere Grän-

zen setzt, als billig, und sie fast nur in einem einseitig und folglich krankhaft, von religieusem Gefühl erhitzten Phantasie bestehen lassen will. Die Gemeinschaft mit Gott ist ja immer vorhanden, wo wir nicht sündigen, ja selbst im sinnlichen, irdischen Genuß, im Streben nach Wissen eben so gut wie nach Glauben, nach Wahrheit wie nach Tugend. Sie verbürgt uns Zufriedenheit in jeder Lage, aber das Gefühl der Seligkeit wird doch immer nur in seltnern Augenblicken über uns kommen, und, auf dieser Welt wenigstens, nie ein permanenter Zustand werden können. Wer also durch das Kreuz nach ewiger Verzückung strebt, ist wohl schwer-

lich auf einem gesunden Wege. Und hierin sowohl, wie in vielem Anderem bedarf es, meiner Meinung nach, bei der ungeheuern Zerspaltung, Ueberreiz oder Lauheit, und Unsicherheit unserer religieusen Ansichten, für die Welt einer von Neuem sichtlich erscheinenden, Einheit des Glaubens hervorrufenden, entschied'nen Autorität. Ist es denn nun ein so falsch verstandenes Christenthum, wenn ich als meinen Glauben bekenne: daß die christliche Religion, aufgefaßt wie sie der Ungenannte erläutert, zwar gewiß die höchste, dem Menschen bisher gewordene Offenbarung, eine wahrhaft göttlichmenschliche — aber eben deßhalb auch keine ver-

steinerte, sondern eine in und mit den Menschen organisch fortlebende sey? denn alles Menschliche ist ja wandelbar, kann durch Aeußeres getrübt werden und bedarf deßwegen öfterer Nachhülfe und Reformen. Ein großer Theil der Christen, und zwar der, welcher sich g'rade für den aufgeklärtesten hält, nennt sich noch heute darnach: Reformirte. Wo nun einmal Reform nöthig war, muß sie es in einer gewissen Zeit auch immer wieder werden. Eine solche Religions-Reform, habe ich gesagt, brauchen wir jetzt dringend wieder, und bleibe dabei, weil die Zeit so verworren geworden, daß fast Jeder heute einem verschiedenen

Glauben anhängt, und daher weniger als ein neuer Prophet der trostlosen Auflösung kaum ein Ziel setzen zu können scheint. — Allerdings hat Herr Neumann sehr recht, wenn er meint «dieser müßte dann immer wieder Christus selbst seyn, d. h. doch nur: ein Wesen hoch und erhaben wie er, in seinem Sinn und seinem Geist?» Wohl — aber die Menschheit ist nicht dieselbe mehr, welche sie ehedem war, und daher möchte doch die Erscheinung jetzt ganz anders verlaufen, und uns Manches gesagt und gelehrt werden können, wozu die damalige Welt noch nicht reif war. Ja, wer weiß ob eine solche Reform nicht mit der Religion zugleich

die Politik, Physik und Chemie, Arzneikunde u. s. w. insgesammt umfassen wird, indem sie uns ein unbekanntes Grundprinzip alles irdischen Lebens, aller Kunst und Wissenschaft enthüllt, das noch nicht gefunden ist, aber Manchem schon vorgeschwebt zu haben scheint. Hier würde auch der Mysticismus seine glorreiche Auflösung finden, der eben nichts Anderes unbewußt im Dunkeln sucht. Es wird deßhalb nicht weniger im neugestalteten Christenthum, jener tiefe göttliche Geist ruhen, der immer ein und derselbe bleiben muß, und der, erkannt und in sich aufgenommen Einzelnen zu jeder Zeit genügen mag; doch die Masse

der Menschen bedarf mehr; sie bedarf zu Leben und Verständniß eines ganzen daraus hervorgewachsenen Baumes, mit vielen Früchten, und dieser wiederum fortwährend des wartenden Gärtners; fängt er aber endlich an abzusterben, wie es jeder Erscheinung unabänderliches Loos ist, so ist eine gänzliche Verjüngung nöthig, die mehr als den gewöhnlichen Gärtner verlangt, und die zu vollbringen von Jahrtausenden zu Jahrtausenden nur den höchsten Auserwählten anvertraut wird. Etwas Anderes habe ich unter dem hier abermals angegriffenen Ausdrucke: «neuer Christus» nicht verstehen können, noch wollen, und im Grunde ist diese Mei-

nung ganz orthodox, denn Jesus hat selbst gesagt: daß er wiederkehren werde.

Doch ich bin kein Theologe, und irre ich, so bitte ich um Entschuldigung. Ketzer gibt es ja nicht mehr!—

Zuletzt vereinigen sich beide Kritiker auch noch darin über mich, daß sie die wahre Natur, Gehalt und Anspruch meiner literarischen Erzeugnisse und das, was sie wirklich Eigenthümliches haben möchten, deutlich erkennen und hervorheben, worüber sich besonders Herr Neumann sehr treffend äußert, indem er mein Buch eine Conversation mit dem größern Publicum nennt. G'rade dieß war meine wohlbewußte Absicht, gerade dieser genre, wenn

man es so bezeichnen will, schien mir noch ganz unausgebeutet, und so untergeordnet er seyn mag, das Interesse was, ohngeachtet meines schwachen Talents, diese Versuche dennoch allgemein erregt haben, bürgt dafür, daß der Gedanke, welcher sie hervorbrachte wenigstens nicht unrichtig war.

In diesem Lichte bitte ich nun auch die folgenden Theile fortwährend zu betrachten und so freundlich aufzunehmen, wie sie geboten werden, denn — von Einzelnen oft und schwer in meinem Leben verkannt und hart verletzt, habe ich mich liebend und vertrauensvoll an jenes imaginaire Wesen, das Publicum genannt, gewen-

det — ich ſehe es als einen wohlmei-
nenden, unparteiiſchen, milden Freund
mit den höchſten und vielſeitigſten Ei-
genſchaften begabt an, und ſcheue mich
deßhalb auch nicht, ganz aufrichtig mit
ihm zu ſeyn, ja mit Selbſtverläug-
nung ihm offen meine Fehler zu be-
kennen, meine beſſer'n Eigenſchaften
aber auch eben nicht zu verbergen;
und natürlich — da in dieſem Ver-
kehr ich allein ſpreche und allein eine
wahre Perſönlichkeit mitbringe — ma-
che ich auch dieſe Perſönlichkeit in mei-
ner Schrift zur Hauptſache, an die
ſich das Uebrige nur als von mir zu-
rückgeſtrahlt, anſchließen muß. Gelingt
mir es aber manchmal, jenes Fremde

und Aeußere so interessant darzustellen, daß meine Persönlichkeit darüber in den Hintergrund tritt, so hat dann erst diese letztere Ursache, sich etwas auf sich selbst einzubilden. Kurz, man nehme mich hin, wie ich bin und wie ich seyn kann, und so lange ich unterhalte, hat Niemand nöthig, sich darüber zu allarmiren, ob es auch in regelrechter, bisher schon recipirter Form geschehe oder nicht.

Endlich gestehe ich ein, die Absicht gehabt zu haben und fortwährend noch zu haben, das Thörichte, Schädliche und Böse überall, wo ich es antreffe, ohne Ansehn der Person mit den Waffen des Ernstes, wie des Spottes,

angreifen zu wollen, und es möchte leicht in dieser Hinsicht noch besser kommen, als bisher. Qualificirt zu solchem Unternehmen aber hielt ich mich aus folgenden Gründen:

1) weil ich dadurch in vielen Fällen dem Ganzen zu nützen glaube, und überdieß einen andern practischen Spielraum für geistige, gemeinnützige Thätigkeit dermalen nicht aufzufinden weiß;

2) weil ich, ohne gehässige Auslegung, es auch selbst sehr gern höre und am aufrichtigsten dabei mitlache, wenn man das mir anhängende Thörichte auf ähnliche Weise, als ich es Andern gethan, ebenfalls hervorhebt; noch dankbarer bin, wenn man mir

das Schädliche, was ich verursacht, mit guten Gründen nachweis't; das Böse aber betreffend, mir Gottlob bewußt bin, solches nie wissentlich und absichtlich ausgeübt zu haben;

3) weil ich gar nicht der Meinung bin, daß einzelne Personen nie mit Satire angegriffen werden dürften. Sobald es nicht aus bloßer gemeiner Rachsucht, oder auf eine indecente Art geschieht, sehe ich nicht ein, welches Prärogativ die Personen hierin vor Staaten, Völkern, Corporationen, oder den Menschen im plurali genommen, voraus haben sollten. Die größten Satiriker die es gegeben, Aristophanes, Aretin, Voltaire ꝛc. haben sich

nie gescheut, dumme, lächerliche oder böse Personen mit der Waffe des Witzes zu bekämpfen, und ohne sie immer mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, sie doch durch den Inhalt ihrer Worte hinlänglich kenntlich zu machen; aber auch die größten Männer ihrer Zeit ließen sich einen harmlosen Scherz gern von ihnen gefallen.

Daß übrigens der Autor dieses Buches selbst von allen Menschen der lächerlichste seyn müßte; wenn es ihm einfallen könnte, sich solchen Geistern, als er hier anruft, gleich stellen zu wollen, gibt er gern zu; aber das hindert ihn nicht, sey er auch noch so schwach in der Ausführung, dennoch

denselben Grundsatz wie sie zu befolgen.

4) Endlich vertraut er, so gut als ein La Motte Fouqué'scher Ritter, auf Gott, sein Schwert und seine Feder, liebt etwas frischen Kampf recht sehr, und genießt dabei das gute Glück, daß er weder den off'nen, noch den versteckten Feind sonderlich fürchtet. Nur vor falschen Freunden bittet er Gott ihn zu bewahren!

Jetzt, lieber Leser gewähre noch einen Augenblick Geduld, damit ich eine Pflicht erfüllen kann, der ich mich nie entziehen werde, wo ich ohne Absicht und unwissentlich geirrt oder angestoßen zu haben befürchten muß.

Es sey mir also erlaubt, hier fol-

gende zwei Berichtigungen beizufügen:

Man wird sich vielleicht erinnern, was im zweiten Theile dieses Buches von einem Tourniere auf der Burg der Niederthal's und von dem Sieger in demselben erzählt wurde. Es schreibt mir nur ein Freund' der Herr Justiz-Rath von Unruh' hierüber folgender-weise:

«Eine Stelle von wenigen Zeilen, «Band 2. S. 228, hat mich schmerz-«lich berührt, weil sie einen Mann «von einer lächerlichen Seite darstellt, «dessen Andenken bei mir in hoher «Achtung steht, abgesehen davon, daß «er mein Schwiegervater war. Sie «lieben die Wahrheit zu aufrichtig, eh-

«ren den wahrhaft ritterlichen Mann
«zu sehr aus eig'nem Bewußtseyn, als
«daß Sie es mir übel deuten könnten,
«wenn ich zur Steuer der Wahrheit
«dem Sieger im Tourniere auf der
«Burg ..... in seinem wahren Lichte
«hier darzustellen mich gedrungen fühle,
«da mir zu viel daran gelegen ist,
«daß sie den Manen dieses Ehrenman-
«nes Ihre Achtung nicht versagen. Seine
«Bekannten nannten ihn den zweiten
«Ritter ohne Furcht und Tadel. Er
«war unerschrocken, von großer Ent-
«schlossenheit und rücksichtslosem Mu-
«the und hat dieß vielfach während des
«Krieges als verwaltender Kreis-Land-
«rath, gegen Franzosen und Russen,

«früher als Adjutant im Regimente
«seines Vaters gegen Freiheitsliebende
«Bauern — er allein gegen Hunderte —
«bethätiget. Die Schlesier, noch stolz
«auf jenes Nationalfest, kennen Ritter
«Zettritz den Schwarzwaldauer, den Sie-
«ger im Tourniere zu gut, um nicht von
«der Unrichtigkeit der Ihnen gemachten
«Angaben überzeugt zu seyn. Er gewann
«den Preis mit einem kostbaren Pferde
«von der edelsten Abstammung, ein
«Thier so vortrefflich von ihm selbst
«dressirt, daß es alle Touren des Tour-
«niers ohne Zügel von selbst machte.
«Den Tag vorher hatte die allbegei-
«sternde Königin ein Frühstück in dem
«Schwarzwaldauer Hause einzunehmen

«geruhet. Der Wirth begleitete sie bis «an den Wagen, dann setzte er sich «auf sein geschwindes Roß, sprengte «als Wegführer voran und begrüßte «ehrfurchtsvoll die junge Königin un= «ter den Hallen des neuen Schloßes. «Am Abend des Tourniers tanzte Kö= «nigin Louise mit dem Sieger. Nach «beendigtem Tanze vernahm er aus «Ihrem angebeteten Munde mit won= «nevollem Stolze die Worte: «Ritter «Zettritz ich weiß wahrlich nicht, ob «Sie ein besserer Reiter oder ein besse= «rer Tänzer sind.»

«Wer möchte nicht solche Worte in «der Erinnerung treu bewahren, und «sie noch seinen Kindern und Enkeln

«mit freudigem Herzen überliefern?»

Ich hoffe dem geehrten Briefsteller vollständig genug zu thun, indem ich — selbst jenen Ereignissen ganz fremd — seine Berichtigung meiner irrigen Angabe hier mit Freuden wörtlich aufgenommen habe.

Ich theile ferner die Copie eines Briefes mit, den ich von Bamberg aus an den Herrn Präsidenten Rother geschrieben.

„Verehrtester Herr Präsident!“

«Der Verfasser der tutti frutti hat «Euer Hochwohlgeboren schon mündlich «geäußert, wie sehr er darüber erstaunt «war von Ihnen zu hören: daß seine «kleine Erzählung: «die Flucht in's Ge«birge», und die darin beschriebenen «Abentheuer auf einer Burgruine, ei«ner Familie in Schlesien Anstoß ge«gegeben, und die seltsamsten Deutun«gen bei ihr veranlaßt haben sollen. «Ich eile also Ihnen zu erklären, daß «zwar eine alte, sehr romantisch gele«gene Burg in Schlesien, mir von

«den Bewohnern: die Kiensburg ge=
«nannt, Anklang zu jener Geſchichte
«gegeben, ich aber von dieſem ver=
«fall'nen Schloſſe nichts gewußt und
«gehört habe, als daß die früheren
«Beſitzer verſtorben oder verſchollen wä=
«ren, worauf die dazu gehörenden Gü=
«ter nach und nach an verſchiedene
«Leute vertheilt, und vor einigen Jah=
«ren die Burg ſelbſt einem Profeſſor
«zugeſchlagen worden ſey. Alles, was
«ich nun weiter in meinem Buche er=
«zähle, ſo wie die von mir gewähl=
«ten Namen der Königsburg und ei=
«nes Herrn von Lork ſind ſämmtlich
«reine Fiction, und es wäre ſchlimm

«für die Poeten und Romanschreiber,
«wenn man ihre Phantasiebilder auf
«solche Weise auslegen und an wirk-
«liche, ihnen ganz unbekannte Bege-
«benheiten knüpfen wollte.

«Da es indessen nicht im Traum
«meine Absicht seyn kann, eine Fami-
«lie kränken oder beunruhigen zu wol-
«len, die ich gar nicht kenne, ja von
«der ich nie etwas gehört habe, so
«will ich sehr gern' im dritten Theile
«der tutti frutti das hier Gesagte ein-
«rücken lassen, was wohl ganz hin-
«länglich seyn wird, dieß höchst son-
«derbare qui pro quo genügend auf-
«zulösen.

«Da Euer Hochwohlgeboren mit den

«betreffenden Personen bekannt sind, so «habe ich nicht das Geringste dawider, «sie vorläufig von dem Inhalte dieses «Briefes zu benachrichtigen.

«Mit dankbarer Verehrung Euer «Hochwohlgeboren u. s. w.» *)

Es mag nun leicht seyn, daß noch viel' And'res, Feindliches und Freundliches, über mich erschienen ist, das einer Erwiederung eben so bedürftig wäre als Alles in dieser, schon allzulangen Vorrede Berührte. Es ist

*) Es folgt hier im Text' eine weitläuftige Relation der, dem Publicum bereits aus verschiedenen Zeitungsartikeln bekannt gewordnen Streitsache des Verfassers mit dem Obersten von Kurfell. Da indeß dieser Gegenstand seitdem auf andere Weise militairisch abgemacht worden ist, so ward auf Verlangen des Autors die obige Stelle unterdrückt.

Nro. 35.

Morgengespräch.

Der Herr: War er drinnen?
Der Diener: Wer?
Der Herr: Der Pinsel.
Die Frau: Welcher?

Allgemeines Gelächter.

Dieser Zettel ist von meiner Hand geschrieben, und wird daher wohl etwas bedeuten. Dennoch muß ich gestehen, daß ich selbst nicht mehr weiß, was; irre ich aber nicht, so muß eine einstige Geliebte Göthe's den Sinn vollständig erklären können.

Rathe, Leser, es wird dir Mühe machen. Errathe — und du wirst große Zufriedenheit darüber empfinden.

Nro. 36.

Ein Nebelzettel

(d. h. ein solcher, der wie die Nebelsterne aus hundert Einzelnen zusammengesetzt ist.)

S . . . . . ist ein Philosoph ganz nach meinem Geschmack, mir recht seelenverwandt. Ich will gleich erklären, wie. Man sagt, daß manche große jüdische Handelshäuser einen Beamten besolden, den sie „den Denker“ nennen. Von diesem wird weder eine Ausführung, noch selbst ein durch alle Puncte fortgeführter und vollendeter Plan verlangt, sondern nur neue Ideen, Ansichten, Projecte, Einfälle, mit einem Wort: aus dem Gewöhnlichen Heraustretendes. Zündet eine solche Rakete, so wird andern, bedächtigern, methodischern und gründlichern

Geschäftsleuten die fernere Prüfung und Inswerksetzung überlassen.

So ist S..... der Denker unsrer kleinen Cotterie. Eine Schule wird er nicht begründen, ja nicht einmal ein System aufstellen, aber selten unterhalte ich mich mit ihm, ohne einige neue Ansichten zu gewinnen, und manchen Gegenstand in einem ganz andern Lichte zu erblicken, als es bisher der Fall war. Noch öfter amüsiren mich bloß seine geistigen Luftsprünge. Heute unterhielten wir uns über dramatische Kunst.

„Ein dramatisches Kunstwerk," sagte er, „besteht aus drei Dingen: dem Stoff, dem Gegenstande und der Idee. Der Stoff ist die Fabel, der Gegenstand die Entwickelung der Charactere, die Idee die philosophische Wahrheit, welche man anschaulich machen will. Hier ein hinkendes Beispiel: Ihr Rock nämlich, dramatisch betrachtet. Die Wolle ist der Stoff, das Tuch der Gegenstand, die Idee Bekleidung."

„Vortrefflich," erwiederte ich, „eine paſſende Nachſchrift zum Ariſtoteles, oder zu Müllner."

„Haben Sie die Staatszeitung heute geleſen?" frug er abbrechend.

„Noch nicht."

„Sie werden etwas Schönes darin finden: Unſer Landtag, ſagt ſie, war thätig in größter Ruhe. Eine claſſiſche Stelle! Auch ein dem Landtagsabſchied angehängtes Promemoria des Miniſters iſt leſenswerth. Er ſchließt es folgendermaßen: „„Endlich ſind auch überall von mir die nöthigen Anordnungen getroffen, um in der die Gymnaſien beſuchenden Jugend nicht nur den chriſtlich religieuſen, ſondern auch den kirchlichen Sinn zu wecken, und das kirchliche Element zum Bewußtſeyn zu bringen."" Ein Element zum Bewußtſeyn zu bringen, iſt eine kühne Phraſe für einen Miniſter. Ich bewundere ſie ſchon deßhalb, weil ich ſie eigentlich gar

nicht verstehe; der Hauptsatz aber kömmt mir fast vor, als wenn eine Obsthökerin erklärte: Es ist schon lange mein Bestreben, es dahin zu bringen, daß die Abnehmer meiner Nüsse nicht nur den Kern derselben, sondern auch die Schaalen mit gleichem Appetite verzehren. Vielleicht wäre es passender gewesen zu sagen: Nicht mit dem kirchlichen Sinn wollen wir uns begnügen, sondern hauptsächlich den ächt christlich-religieusen zu wecken suchen. Die Steigerung scheint logischer, aber freilich so spricht nur die Opposition, ein Ministerium hat andere Pflichten."

„Apropos, lieber S....," fiel ich ein, aus Furcht in die Politik zu gerathen, „Sie sind ja ein wahres Glückskind. Man erzählt mir von einem bedeutenden Gewinnst, den Sie in der Hamburger Lotterie gemacht haben sollen."

„Ja, es ist wahr, doch es bleibt unter uns, damit ich nicht Strafe zahlen muß.

Seit diesem Gewinnst liebe ich das Institut der Lotterie. Der Staat hat ganz recht, das Spielmonopol für sich zu behalten und es, allen Andern zu verbieten, eben so wie nur officielle Freudenhäuser legitim sind*). Man declamirt so oft und viel gegen diese gute Lotterie, und doch wird man dem im Menschen liegenden Bedürfniß, welches solche Anstalten allein hervorbringt, immer einen ähnlichen Abfluß verschaffen müssen. Was hülfe es auch in der That, die Lotterie aufzuheben, ohne zugleich allen Han-

*) Von einem namhaften Arzt hörte ich vor Kurzem etwas Seltsames in dieser Hinsicht, das mir der Mittheilung nicht unwerth scheint. Er behandelte einen, an vielen im Freiheitskriege erhaltenen Wunden leidenden, ehemaligen Landwehrofficier. Dieser, jetzt ohne weitere Subsistenzmittel, war bei der Behörde um eine Versorgung eingekommen, und erhielt, da kein anderer Posten vacant war, die abgabenfreie Erlaubniß — ein Bordell zu halten! Die Landwehr ist doch zu Allem zu gebrauchen.

del mit Staatspapieren unmöglich zu machen, und jede andere Gelegenheit zu wagen und zu gewinnen abzuschneiden. Ich behaupte, die Classenlotterie, wie sie bei uns existirt, ist eine wohlthätige Einrichtung. Sie lockt nur zu mäßiger, langsam befriedigter Spiellust, und hindert dadurch Viele, sich schnellern Gelegenheiten, um das Ihrige zu kommen, zu überlassen. Für den irgend Vernünftigen, der nur ein Bestimmtes und Entbehrliches ihr widmet, was leicht ist, da die Natur dieses Spiels die Leidenschaft nie überrascht und nirgends so erregt, als es die Börse oder Pharobank thut, bereitet sie nie Gefahr und Ruin, wohl aber unerwartete und überraschende Glücksfälle. Am Ende ist auch Geld nicht das höchste, oder alleinige Gute auf dieser Welt. Als besten Gewinn, den die Lotterie gewährt, (und zwar gerade für den gemeinen Mann,) möchte ich fast die fortwährend erhaltene Hoffnung anschlagen, die

süße Hoffnung, welche Tausenden zum Troste hingestellt wird, welche im gewöhnlichen Leben zum ewigen Hoffedienste, ohne irgend eine andere Aussicht auf Besserung ihrer Tage, verdammt sind; der stärkende Glaube, daß ein glücklicher Moment ihnen doch einst noch Alles geben könne, was ihre mäßige Phantasie sich nur auszudenken vermag. Wie manches arme Individuum dieser Art habe ich gesehen und beobachtet das vom Ersten bis zum Letzten des Jahres fröhlich hungerte, weil der zwanzigste Theil eines Lotterielooses in seinem Besitz war, und eine Nummer führte, die es dreimal geträumt, oder die ihm eine alte Caffeeschwester gewahrsagt hatte."

„Darum, da wir einmal mancherlei Uebel nothwendig zu unserer Existenz zu brauchen scheinen, ist es immer rathsam, solche Uebel, die schon eingebürgert sind, und nicht zu gewaltsam wirken, lieber beizubehalten, ehe man sich der Gefahr aussetzt, bei ihrer

Abschaffung größere dafür einzutauschen, und dann seufzend sich wieder einmal zurufen zu müssen: „que le mieux est toujours le plus cruel ennemi du bien.“ Glauben Sie mir, das Beste wäre eigentlich Alles beim Alten zu lassen, dann erklärt man uns auch gewiß für gute Kinder, es lobt uns die Mama, uns liebkos't der Papa, und statt Schlägen bekommen wir Zuckerwerk.“

„Auf diesem Wege begegne ich Ihnen selten, lieber S..... Wenn sie so fortfahren, Verehrtester, werden Sie noch Geheimerrath, und bekehren mich zu dem Glauben an Wunder.“

„Gut, daß Sie mich auf Wunder bringen. Ich habe neulich ein altes Buch gelesen, das mich nicht wenig überraschte. Der Verfasser hat Christus schon vor 30 Jahren à la Walter Scott in einem historischen Roman verarbeitet, zuweilen herzlich albern, zuweilen wirklich sublim. Die

Censur muß damals unendlich nachsichtiger gewesen seyn, als heute. Man hatte ihr freilich noch nicht so sehr und so häufig unter die Nase geleuchtet, als es jetzt geschieht, wo manche, selbst der gescheidtesten Autoren Aerzten gleichen, die uns zur schnellsten Cur auf einmal die ganze Medicinflasche einnöthigen wollen, statt sie uns löffelweise beizubringen, oder gar, wie Börne, die Flasche selbst in's Gesicht werfen, daß das Glas zerschmettert, und der überkräftige Inhalt erfolglos an uns herabfließt."

„Doch um auf unsern christlichen Walter Scott zurückzukommen, so sind die neutestamentarischen Wunder dort höchst naiv und drollig abgefertigt, besonders die Verwandlung des Wassers in Wein, die bloß als eine artige Galanterie Jesu für die Hochzeitsgäste, und durch einen gewandten Jünger geschickt ausgeführt, dargestellt wird."

„Seltsam ist es aber im Ernste, daß man

auf diese Wunder so viel Gewicht legt, und noch heute der ehrliche Paulus ein so langweiliges dickes Buch darüber hat schreiben können."

„Mein Gott! Wunder sind ja das alltäglichste Ding von der Welt!"

„Jesus hat wahrlich nicht allein Wunder gethan, denn nicht nur wird in den Evangelien selbst die Wunderthätigkeit als etwas sehr gewöhnliches bei Vielen vorausgesetzt, sondern die Geschichten aller Völker wimmeln von Wundern, seit Anbeginn der Welt bis auf Elias, und von Elias bis auf den Prinzen von Hohenlohe. Als Wunder erschien ja sonst Alles, was mit bisher ungekannten Kräften der Natur bewerkstelligt wurde, aber freilich — der eigentliche Begriff des Wunders, ein solcher, der eine Aufhebung der ewigen Gesetze der Natur voraussetzt — der ist allerdings etwas Andres. Solches Wunder ist nur Gott selbst möglich. Es ist daher auch

ganz consequent und nothwendig, wenn man wirkliche Wunder annehmen will, den Wunderthäter auch zum Gott zu machen. Bringt man aber in helleren Zeiten der Sache damit noch Nutzen? Ich zweifle *). Verwerfen muß man kühn, was man nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft rechtfertigen kann, vorausgesetzt, daß diese, mangelhaft oder nicht, doch offenbar die unzweifelhafteste uns Menschen gegebene göttliche Offenbarung sey, aus der denn auch Niemand herrlicher als Christus selbst geschöpft hat."

„Ja dir, heilige Vernunft!" fuhr S..... mit höchst comischem Pathos fort," Dir

*) Niemand hat je eine hübschere Definition der Wunder gegeben, als der siebenjährige Mirabeau bei seiner Firmelung.

Man explicirte ihm, daß Gott nichts sich selbst Widersprechendes thun könne; z. B. keinen Stock machen, der nur ein Ende habe. „Ich verstehe," sagte das naive Kind, „ein Wunder ist also ein Stock mit Einem Ende."

welche nur die Narren und Betrüger jeder Zeit sogern den zweiten Rang nach dem blinden Glauben anweisen möchten, Dir allein huldige ich!"

„„Vernünftig nun ist es gewiß, (sagt mein Buch, denn ich würde mich weder unterstehen so zu sprechen, noch überhaupt solche triviale Dinge wiederholen, wenn ich nicht später noch etwas Anderes hinzuzusetzen wünschte,) vernünftig also ist es gewiß, an eine innerhalb der ewigen Gesetze des Weltalls fortschreitende Leitung der menschlichen Schicksale durch eine höhere Hand zu glauben und deßhalb auch Christus, mehr als irgend Jemand, den die Geschichte nennt, für einen Gottgesandten anzusehen, für einen, mehr als And're, göttlichen Menschen, dessen reine Tugend und erhabene Lehre die Menschheit vom Uebel zu erlösen fähig ist. — Aber je unbefangener, je tiefer man diese Lehre, nach Christus eig'nen Worten prüft, je

mehr muß man sich überzeugen, daß sie, von geistiger Natur wie sie ist, der äußern Wunder und der Gottheit ihres Gründers nicht nur nicht bedarf, sondern beide ihrer Verbreitung und ihrem wahren Verständniß nur schaden müssen, und deßhalb eben nicht mehr mit der Vernunft in Einklang zu bringen sind. Ja, dieser Wahnglaube ist hauptsächlich daran Schuld, daß bis auf unsere Zeiten das Christenthum noch immer ein halb verkapptes Heiden- und Judenthum geblieben ist."

„„Was liegt denn in Christus menschlich Verdienstliches, welches Beispiel der Nachahmung, welche Hoffnung ihm ähnlich zu werden, bleibt uns, wenn er ein Gott war? Was, wenn er der größte der Menschen ist, noch im Reiche der Möglichkeit liegt: nämlich ihm nachzueifern, wie es unser innigstes Bestreben seyn soll, wird ein Unding, wenn er ein Gott war. Der Mensch, der zum Göttlichen durch eig'ne Kraft

hinan steigt, ist er nicht für Menschen ein eindringlicheres Vorbild der Tugend, als der Gott, welcher zum Menschen herabsteigt und ihm dann im Grunde doch nur eine Art göttlicher Comödie vorspielt, wie Mahadö, Krischna und Aehnliche — ja, ist der schwache Mensch, der sich aus eig'ner moralischer Kraft, die erhabenste Tugend übend, für die Wahrheit und das einst daraus zu schöpfende Glück seiner Brüder ruhig dem Opfertode weiht, nicht erhabener, als der Gott, welcher sich herabläßt, von den Menschen gekreuzigt zu werden, um ein gutes Beispiel zu geben, und nach vollbrachter Ceremonie wieder gen Himmel fährt?"" —

„„Jesus selbst mußte mehr oder weniger dem Wahnglauben seiner Zeit nachgeben, wenn er nicht ganz wirkungslos bleiben wollte, und in wiefern er überhaupt mit einer geheimen Gesellschaft zu hohen Zwecken verbündet war, lasse ich hier dahin

gestellt seyn, aber so viel ist gewiß, daß man bei vielen Gelegenheiten deutlich sieht, wie widerlich ihm dieser ewige Durst nach Wundern ist, und wie er stets wiederholt: daß nicht die Wunder, sondern die innere Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre das wahre Zeichen seiner göttlichen Sendung seyen. Kann etwas klarer und offenbarer für jeden Vernünftigen erscheinen, als daß Gott, wenn er das Christenthum durch Wunder hätte bei der Menschheit beglaubigen wollen, er dann auch solche gewählt haben würde, die der ganzen Menschheit eben so unbezweifelt hätten bleiben müssen, als es der Aufgang der Sonne für uns jeden Morgen ist? nicht aber dergleichen Erbärmlichkeiten zum Erkennungszeichen seines Sohnes erkoren, als das Austreiben der Teufel aus Besessenen in Schweine, oder die Verwandlung einiger Krüge Wasser in Wein u. s. w., was am Ende jeder Taschenspie-

ler heut zu Tage beſſer zu machen verſteht.““

„„Aber nein! Chriſti Lehre, die heilige Wahrheit und ächte Gott gefällige Frömmigkeit, die ſie enthält, iſt ein Fortſchritt menſchlicher Bildung, in ſofern eben Göttliches in den Menſchen gelegt iſt, wie alle andern großen Begebenheiten der Geſchichte, die nur allmählich wirken können, deren Folgen unendlich ſind, und die wir ſelbſt und durch innige Ueberzeugung immer neu erwerben müſſen, um ihrer theilhaftig werden zu können.““

„„Ja, wahrlich,““ fährt der alte Romanſchreiber fort, „„jeder ächte Chriſt muß ſehnlich wünſchen, daß mit Beſeitigung aller kindiſchen Scheu, unſere hohe und edle, rein vernünftige und wahrhaft heilige Religion, von dem Wuſt' eines albernen Wahnglaubens, eines verführeriſchen, falſch angewendeten Myſticismus gereinigt, dieſe geiſtige Sonne von den ſie umgebenden Dunſtwolken gänzlich befreit werde, damit ſie in

aller ihrer Klarheit und Glanz endlich die ganze Erde erleuchten möge.““

„In der That, die Mystiker brauchen über solche veraltete Aeußerungen gar nicht in Verzweiflung zu gerathen. Die Sternbeleuchtete Nacht, welche ihnen gehört, wird immer auch noch nebenbei ihr Recht behalten, und auch die süße Dämmerung, das schöne Reich der Poesie — denn mystisch in hundertfacher Beziehung wird uns Gott und die Natur in alle Ewigkeit bleiben; das Christenthum aber, die Lehre der Tugend, ist reine practische Klarheit, und Christus war nichts weniger als ein Mystiker, wie Jakob Böhme, ja, berücksichtigt man den Zeitpunct, in dem er lehrte, macht man dafür die gehörigen Concessionen, so möchte er wohl ganz und gar den jetzt wieder so sehr aus der Mode kommenden Namen eines ausgemachten Rationalisten verdienen, nur aber eines solchen, der das Leben ergriff statt des

Federkiels, der sich in Vielem zwar zu seiner Zeit herabließ, aber dennoch, und ohne Schwärmerei, aus reiner Ueberzeugung und überschwenglicher Menschenliebe, für das Reich der Wahrheit auf Erden sein Blut vergoß, und kühn wie ein Held den Tod selbst weniger fürchtete, als unsre heutigen Rationalisten das Censurcollegium und die Zuchtruthe ihrer Regierungen. Auch seine Jünger waren andere Leute der Kraft als die heutigen Lehrer. Hier möchte ich ausrufen, um alte und neue Zeit mit wenig Worten zu characterisiren:

Paulus, du warst ein Reformer, und kühn hast du vergossen für deinen Glauben die Ströme deines Bluts.

Paulus, du bist ein Reformer und vorsichtig hast Du vergossen für deinen Glauben die Ströme deiner Dinte!"

„Liebster S....," sagte ich, „das ist Alles recht gut und klingt sogar wie vernünftig, man möchte Ihnen aber doch noch

darauf Manches erwiedern können. Hören Sie z. B., was mir kürzlich eine der geistreichsten Frauen schrieb, denen überhaupt Religiosität so schön ansteht:

„„Sie nennen sich einen Sünder, und zugleich sprechen Sie Ihre Sehnsucht nach dem Göttlichen mit Leidenschaft aus; der Christus, der Ihren weltlichen Neigungen, Ihrem und Ihresgleichen irdischen Handeln ein steter Vorwurf ist, der schon 1834 Jahre vom Erdboden verschwunden *) — den wünschen

*) Die guten Damen können nie gut rechnen! 1797 statt 1834 wäre richtiger. Denn nur die neumodischen Frommen können Christi Verschwinden von seiner Geburt an rechnen, da er in der rechten Erscheinung für sie noch gar nicht existirt hat. Wir andere Christen, die wir an sein Leben glauben, rechnen sein Verschwinden — wenn er denn einmal verschwunden seyn muß — von seinem Tode an, also jetzt erst 1797 Jahre; denn bekanntlich ist Christus 4 Jahr vor Christi Geburt geboren — laut Berechnung der Sonnenfinsterniß am allerersten Charfreitage, und dem Cometen der ersten, ächten heiligen drei Könige. Anm. des Denkers.

Sie, er möge nur selbst wiederkommen in seiner einfachen menschlichen Gestalt, die nicht blendet, nicht den stolzen Blick des Auges bricht, dem wollen Sie freudig folgen in seiner Weisheit und Herrlichkeit.

Sie verlangen es trotz dem, daß die Sünde ihre Macht an Ihnen noch nicht verloren hat? — Warum verlangen Sie denn eben nach Christus? Hat denn die Welt keinen andern Helden geboren seit dem, oder vor dem, dessen Weisheit mit Ihren Bedürfnissen besser im Einklang stünde — der sich nicht für einen Gott ausgibt und doch edel ist und alles Große will, aus reinem Willen zur Schönheit? Warum verlangen Sie denn nach Christus, der ja deutlich gesagt hat: Ich bin Gottes Sohn — da Sie doch glauben: er ist nicht Gottes Sohn; und der also einen Irrthum oder einen Betrug nach Ihrem Glauben begangen hat. — Warum verlangen Sie nach einem Menschen, der uns mit so seltsamen

Geheimnissen umgeben hat; der gesagt hat: Esset mein Fleisch und trinket mein Blut; da doch in dieser Aufforderung für Sie keine göttliche Ueberzeugung liegt? ""

„„Sie fühlen deutlich eine Seelenleidenschaft für diesen längst verscharrten und verwes'ten Christus. Wie kam das? Erst hat Ihr Verstand Kraft gewonnen selbst zu urtheilen, da haben Sie eingesehen, daß die Macht der Begeisterung in diesem guten Menschen ihn dazu bewegte, sich für Alle aufzuopfern, daß er weise war, und daß er nur das Edle wollte; aber er war nicht Gott (freilich war er nicht Gott; er war nur Mensch, aber um so mehr ist er Gott.) *) Nachdem Ihr Urtheil nun gereift ist, nachdem Sie Ihre Vernunft gebraucht haben, und mit dieser entschieden zu haben glauben, daß andr'e Menschen eben so große Ansprüche an Ihre

*) Das unterschreibe ich.

Liebe haben könnten, wie er, nachdem böse Neigungen Gewalt über Sie gewonnen haben und der Teufel, wie Sie spottend sagen, zu mächtig in Ihnen geworden ist; nun sehnen Sie sich doch nach ihm trotz dieser Macht. Sie fühlen: wär' er hier, Sie würden nie weiter wollen als in seiner Nähe seyn; alles Neue, alles Schöne wäre Ihnen nichts gegen einen Spruch aus seinem Munde. O mein theurer Freund! ist denn die Macht dieses Menschen nicht riesenhaft gewachsen seit seinem Grabe? Da er damals doch nur einfältige Fischer an sich zog, die unschuldig waren und empfänglich für das Gute, und jetzt verderbte Sünder, die selbst herrisch sind, voll Selbstliebe, geschwächt durch Nachgiebigkeit und Befriedigung aller ihrer Begierden, die ihn verläugnet und vergessen haben, diese jetzt entzündet, daß sie mit Vertrauen an seine Brust fallen möchten, daß sie es für das

einzige Labsal ihrer nie befriedigten Sehnsucht halten, von ihm belehrt und angehaucht zu werden.““

„„O glauben Sie immer nicht, daß er Gottes Sohn ist, wenn Sie's vermögen; wenn diese Liebe zu ihm nur in Ihnen wächst, dann ist es doch gewiß, daß er Sie liebt und anerkennt und die Macht seiner Heilungen an Ihnen übt, und wie könnte Ihnen da Weh geschehen? — Nähmen Sie erst in Ihrem Herzen ganz und vollständig die Zuflucht zu dem heißgeliebten Freund, bald würden Sie Eins mit ihm seyn und würden dann nicht mehr bezweifeln, wer er ist!““

„Sie sehen, mir wird hier eben nicht geschmeichelt — die Frommen geniren sich nicht, aber bei alle dem haben diese ehrlich gemeinten Worte mir doch allerlei zu denken gegeben. Es ist eine tiefe Ansicht, die ich nicht zu verwerfen wage, aber Ihrem Skepticismus kömmt man nicht bei! Ich

weiß, Sie sind und bleiben ewig ein so arger Ketzer, daß die Frommen Sie am Ende, mit Swedenborg für einen Solchen ausgeben werden, der, wenn man ihm auch den Himmel selbst aufschlöße, doch nicht darin bleiben möchte, weil er sich darin nur sehr unwohl fühlen, und schnell wieder ordinairere Gesellschaft aufsuchen würde."

„Da würde man mir doch sehr Unrecht thun. Swedenborg's Wort ist eins der herrlichsten, voll tiefer Wahrheit, paßt aber auf Niemand besser, als auf die Heuchler und Duckmäuser, die gewiß den Himmel am wenigsten werden aushalten können; und eben so auch auf die, welche ihre Vernunft in einem unsinnigen Glauben gefangen nehmen, mit dem sie eben so unreif für den Himmel bleiben. Mit einem hoch von mir geehrten deutschen Autor, dem wahren Luther unserer Kritik sage ich hier:

„„Darin bin ich Swedenborgianer, daß

ich die innere menschliche Freiheit weder hier noch dort, noch irgendwo als beschränkt zugeben will. Ohne diesen absolut freien Willen, auf den zwar Alles einwirken, aber dem Nichts gebieten kann, wären wir keine Geister, keine selbstständige Wesen. Einen Geist, der in sich dem Abgrunde zusinkt (und eine Höhe und Tiefe gibt es im Innern), kann also auch Gott nimmer durch Gnade, sondern nur durch Vorbild erlösen, wenn der Geist sich durch solches Vorbild erlösen lassen *will*. Gott ruft mit unendlicher nie versiegender Liebe stets die Blüthen in uns auf, aber die *Früchte* können nur wir selbst bringen.""

„Damit ist aber noch nicht gesagt," fuhr S.... fort, „daß wir uns zur Erlösung Alle derselben Form bedienen müssen."

Wollen Sie mein religieuses Glaubensbekenntniß umfassend kennen, so lesen Sie das herrliche Buch von Johann Friedrich Petrick: „Der Geist unserer Zeit und das

Christenthum.“ Dieser hat aus meiner Seele gesprochen.

„Dennoch verwerfe ich auch den Mysticismus nicht. Er mag, wie seine Verehrer wollen, mit Recht die Nachtseite des Lebens genannt werden, wodurch ihm indeß schon sein untergeordneter Rang angewiesen ist. Doch muß er dann auch in seiner Sphäre bleiben, dem Reiche der Ahnungen. Er ist nicht practischer Natur, und in so himmlisch schönen Farben er mitunter spielen mag, doch nur ein schönes Dunstgebilde, das vor dem Glanz der Tagessonne verschwindet. Denn es ist einmal dem Menschen angeboren, die Nacht als etwas Unsicheres zu scheuen und nur dem Licht entgegen zu eilen. Gern lassen wir den Fledermäusen, Eulen und Raubthieren, so wie den Nervenkranken ihren verschiedenen Geschmack, und theilen ihn auch zuweilen im Behagen des wachenden Traumes. Sobald aber der Mysticismus

Thatsachen, d. h. positive Wunder, aufstellen, für den aller Vernunft spottenden Unsinn einer Seherin von Prevorst z. B., als eine neue Offenbarung einer höhern uns verschlossenen Welt allgemeinen Glauben in Anspruch nehmen will, hört er auf Mysticismus zu seyn und wird Charlatanismus, der nicht nur verspottet, sondern ernstlich bekämpft zu werden verdient, weil er zu einer schwächenden verderblichen Art geistiger Selbstbefleckung führt, die alles ächte Leben im Keime erstickt und tödtet. Dieß ist mein Glaubensbekenntniß und keine Namensautorität wird mich davon abbringen, weil mir und allen Menschen, die es brauchen wollen, Gott eine hinlängliche und höhere Autorität in mein innerstes Wesen eingewebt hat, ein klares ungetrübtes Licht, das Alles beleuchten darf, ehe es etwas aufnimmt, und welches die Nacht wohl zuweilen verdunkeln, aber nie auslöschen kann."

„Sokrates und Christus waren keine Mystiker, wohl aber viele ihrer Schüler, weil sie die großen Meister eben nur halb verstanden haben, und sie noch überbieten zu müssen glaubten. Das ewige Wesen selbst, wie die Natur, verstecken sich hinter keiner einzigen zweideutigen Täuschung, wenn wir sie auch in keiner Art ergründen können. Sie sind uns verborgen, aber nie unwahr. Soweit daher die Fassungskraft unserer eigenen Natur zureicht, kann ihr erhabenes Daseyn, auch der Geringste an Geist, so weit es ihm zum geistigen Leben hier nöthig ist, dennoch vollkommen inne werden, und das, was darüber hinausgeht, möchte vielleicht für Alle vom Uebel seyn, besonders wenn man seine eigenen Träume der Welt, es sey mit Feuer und Schwert oder mit der Feder, als heilige Norm und Lehre aufzwingen will.“

„Nun jetzt ist das eben nicht mehr zu

befürchten," fiel ich ein, „wir sind doch wahrlich seit einigen Jahrzehenten mit Riesenschritten vorwärts gegangen."

„Vorwärts? das ist noch sehr die Frage. Wir glauben immer vorwärts zu schreiten, wenn wir auch in Wahrheit oft Jahrtausende rückwärts gehen. Waren nicht die ersten Christen, vor beinahe 2000 Jahren, in allem Wesentlichsten und Heiligsten viel weiter als wir? Und wo ist denn auf der andern Seite die erhabene Kunst, das frische Leben der alten Heiden geblieben? Todte Wissenschaften, hundertarmige Fabriken, Pulver und der Preßbengel entschädigen uns wohl kaum dafür.

Was einen großen Theil Asiens betrifft, so sieht man, daß es mit der Brachmanischen und Buddha'schen Religion (besonders der letztern, die fast alle Lehren christlicher Moral, als: Unterordnung der Sinnlichkeit, Demuth, Entbehrung, Menschenliebe, ja sogar Mildthätigkeit bis zu den Thieren

und Pflanzen herab lehrt, so wie die Gleichheit aller Menschen vor dem höchsten Wesen) eben so gegangen ist. In einem noch weit entfernteren Zeitraum war auch sie erhaben und rein, den höchsten Geist nur anbetend, nur Tugend lehrend; und in welchen schauderhaften, ekelhaften Götzendienst ist sie seitdem ausgeartet! In China war es daßelbe mit Confucius, der so viel im Sinne Christi, ja mitunter fast mit seinen eigenen Worten gelehret hat. Was ist jetzt daraus geworden — oder umgekehrt, was ist nicht daraus geworden. Wir z. B. sind, nach Papst, Inquisition, Jesuiten u. s. w. erst so weit jetzt durch Luther wieder zurückgekommen, um eben diese Frage nun ernsthaft und wohlbegründet thun zu können.

Ich glaube, die neuere Politik könnte auch unter die rückwärts schreitenden Potenzen gestellt werden, denn Jämmerliche-

res als die letzte Zeit hat wohl keine aufzuweisen.

Es scheint wirklich, der menschliche Geist schreite nur in selt'nen, weit aus einander liegenden Epochen auf kurze Zeit vorwärts, wenn er überhaupt weiter kömmt — und müsse dann wieder in lange, lange Finsterniß verfallen, ehe die neue Lichtepoche reife, und ist endlich die Erde, so zwischen den kritischen und gläubigen Zeiträumen der St. Simonisten auf- und abwogend, einmal zu voll der Menschlein geworden, so schwemmt sie wahrscheinlich eine neue Sündfluth regelmäßig wieder rein. Keine sehr erfreuliche Aussicht freilich, wiewohl wir jetzt eben, gerade des vielen Unsinns, der wahrhaft babylonischen Begriffsverwirrung wegen, hoffen dürfen, einer jener Lichtepochen wieder näher zu stehen."

„Nichts für ungut, lieber S....., aber ich hasse kaum etwas mehr, als dergleichen leere Declamationen. Man kann, wie mein

alter Großvater sagte, keinen Hund damit vom Ofen locken. Sprechen wir also lieber von practischern Dingen. Freuen Sie sich z. B. nicht sehr darüber, daß ihre Landsleute in der Dresd'ner Kammer, nachdem sie so lange über des Kaisers Bart deliberirt, mit einemmal die herrliche Idee gehabt haben, über eine Eisenbahn von Dresden nach Leipzig zu berathschlagen. Hier lassen Sie einmal Ihrer Einbildungskraft den Zügel schießen, und enthüllen Sie mir, was dieser göttliche Dampf uns Alles noch bescheeren wird, vorausgesetzt, daß das neuerfundene perpetuum mobile (oder, wie der Entdecker es nennt, die Selbsttriebmaschine), an dem man in Carolath so eifrig baut, nicht noch größere Resultate gewährt. Meinen Sie nicht z. B. es könnte künftig einmal dahin kommen, daß man den Krieg, statt mit Soldaten nur mit Maschinen führte? Völker führen ja auch schon lange nicht mehr in Masse Krieg mit einander,

sondern die Armeen sind, so zu sagen, die lebendigen Maschinen, deren sie sich dazu bedienen. Nun gehen Sie einen Schritt weiter in der Cultur, erfinden Sie Vorrichtungen, mit denen man statt eines oder ein paar Menschen gleich eine ganze Colonne auf einmal erschießen kann, und bald wird Niemand sich einer solchen Kraft mehr entgegen stellen wollen. Auf diesem Wege käme man dann ganz natürlich dahin, die Menschen künftig völlig aus dem Spiele zu lassen, und bloß mit den Maschinen zu agiren. Wem es gelänge, des Andern Maschine eine totale Niederlage beizubringen, wer, mit andern Worten, durch ein geschicktes Manoeuvre zuerst zu Schusse käme — der hätte gewonnen, und auch den Krieg beendigt, sobald der Feind keine neue Maschine mehr entgegen setzen könnte. Wie schön, wenn wir solche menschenfreundliche Zeiten noch erlebten!"

„Dieser Gegenstand," erwiederte S.....

etwas piquirt, „erscheint mir noch trivialer als Ihnen meine vorigen Declamationen, Nein, da sie einmal der lieben kleinen deutschen Kammern erwähnen, so interessirt mich ein Beschluß der Hessischen, von dem ich kürzlich hörte, weit mehr. Hier sehe ich einen weisen Vorschritt. Ich meine die Aufhebung der Duellstrafen."

„Das nennen Sie einen Vorschritt?"

„Gewiß, denn der Beschluß ist höchst vernunftgemäß, und macht einem alten Gesetze ein wohlthätiges Ende, das weit barbarischer war, als der Gebrauch den es verpönte."

„Lassen Sie hören!"

„Weit entfernt, das Duell zu verdammen, sollten die Gesetze es in Schutz nehmen, und nur durch Einsetzung von Ehrengerichten legaler und öffentlicher machen, denn der Grund dieser Sitte ist ein edler, aus einem zartern Moralitätsgefühl entsprossen, als die Alten kannten, und wie

es sich bei uns, so barock dieß klingen mag, auf altgermanische Sitten gestützt, doch nur erst aus dem Christenthume so entwickelt hat, wie es jetzt besteht. Ich las einmal in einem französischen Buch darüber ohngefähr Folgendes, was ich mir, da ich, wie Sie wissen, gern citire, ziemlich genau gemerkt habe."

„„Es sind wahrlich höchst einseitige Moralisten,"" sagte jener denkende Franzose, „„die bei unsrem Zustande der Sitten den Zweikampf schlechthin verdammen wollen. Sie bedenken nicht, daß das Motiv desselben ganz dasselbe ist, wie das der Tugend und der Ehrfurcht für alle menschlichen Gesetze. Denn in der That, nur weil wir anerkennen müssen, daß der Naturzustand des Menschen ihn nicht wie die Thiere in Wälder und Wüsten bannt, wo jedes Individuum für sich allein dasteht, sondern ihn zum gesellschaftlichen Leben bestimmt, sehen wir auch ein, daß Alle das Recht

haben, Einem Gesetze vorzuschreiben, woraus überhaupt die Verbindlichkeit zu Sittlichkeit und Recht allein hergeleitet werden kann. In das Gebiet der Sittlichkeit gehört aber wesentlich die Ehre, und da die Gesetze diese nicht hinlänglich schützen, nach der allgemeinen Meinung aber der Zweikampf die verletzte Ehre für gewisse Stände nur wiederherstellen kann, so verpflichtet auch das Sittlichkeitsprincip das Individuum, dieser allgemeinen Meinung Folge zu leisten, und das mit Strafe drohende Gesetz wird in diesem Falle selbst nur eine Gefahr mehr, der man aus Menschenachtung entgegen gehen muß, denn was dem Gesetze überhaupt zum Grunde liegt, der allgemeine Wille, ist noch mächtiger als das Gesetz selbst.““ So weit der Franzose.

„Ist es nicht also eine wahre Barbarei, eben den Feinfühlendsten in eine solche Lage zu versetzen, wo er nothwendig entweder

seiner Standesehre entsagen, also in den Augen Seinesgleichen künftig für ehrlos gelten soll, oder durch die härteste Strafe dem Gesetze verfallen, und dadurch vielleicht das Unglück seines ganzen Lebens herbeiführen muß? Jeden Mißbrauch des Duells kann aber ein Ehrengericht mit leichter Mühe fast unmöglich machen, worunter ich hauptsächlich jedes Duell ohne hinreichende Ursache verstehe. Daß aber Einer hie und da sein Leben dabei verliert, das uns ohnedem jeder vom Dache fallende Ziegel alle Augenblicke rauben kann, das ist bei einem Principe eben so wenig zu berücksichtigen, als die Nothwendigkeit, im Kriege nicht mit Pfeffernüssen, sondern mit Kanonenkugeln schießen zu müssen."

„Ich gestehe, daß sie mich überzeugt haben, und wünsche daher von Herzen, daß man dießmal das Sprüchwort vom blinden Hessen umkehren möge, und andere blinde Gouvernements im Gegentheil so

hellsehend wie die Hessen werden mögen. In Frankreich ist es schon zum Theil geschehen, und in America gibt es, so viel ich weiß, auch kein Strafmandat gegen das Duell. Es wundert mich sehr, daß England diesem Beispiele seines so wohlgerathenen Tochterlandes nicht ebenfalls schon längst gefolgt ist, da es doch in so vielen liberalen Institutionen uns vorleuchtet."

„England! wenn ich, nur diese grundlose Verehrung Englands meinen Landsleuten verleiden könnte! In seinen politischen Institutionen will ich im Voraus zugeben, daß es uns weit überflügelt hat. Diese sind ein unbegreifliches Werk, wo die grellsten Contraste sich gegenseitig dergestalt die Wage halten, sich so wunderbar zum Wohl des Ganzen in einander verwachsen haben, und die verschied'nen Kräfte so heilsam sich modificiren, daß ihr glänzendes Resultat, durch die Erfahrung, alle Theorieen über den Haufen zu werfen scheint. —

Aber Englands sittliche Aufklärung ist wahrlich deßhalb noch nicht hoch gestiegen. Bei ihm kann man recht sagen: Sein Reich ist nur von dieser Welt. Bulwer bemerkt scharfsinnig: jedes Volk regiere eine Grundtriebfeder; bei den Franzosen sey es die Liebe zum Ruhm, bei den Italiänern zur Kunst, bei den Engländern zur Thätigkeit. Richtiger noch würde er von den Letztern gesagt haben: die Liebe zu sich selbst; mit andern Worten: der reinste, kräftigste und am höchsten gesteigertste Eigennutz.

Es gibt drei historische Facta, die als besonders characteristisch für die englische Nation angesehen werden könnten:

1) Auf Jeden der vier letzten Könige von England, so unschuldig sie auch Alle an der Regierung Englands sind, wurden dennoch Mordversuche, bei einigen zu wiederholtenmalen, gemacht, wie wir durch eine Rede des Lord Grey selbst im Oberhause bestätigt finden.

2) Ihre Armee ist die einzige in Europa, welche noch mit Stockschlägen bedient wird.

3) Nur in England gibt es Menschen, die ein Gewerbe daraus machen, Andere umzubringen, um ihre Leichname an die Aerzte zu verkaufen.

Man denke etwas über diese drei Thatsachen nach, verbinde sie mit der Vorstellung von einer Geistlichkeit, die das halbe Vermögen des Landes besitzt, und man wird auf den Stand wahrer menschlicher Bildung in England ziemlich richtig schließen können."

„Ganz anders verhält es sich mit den Franzosen. So politisch niedrig diese jetzt stehen, so verworren in diesem Augenblick auch alle übrigen Elemente dort gähren, so vielversprechend ist ihre Zukunft, und große Zeichen davon enthält selbst das Chaos ihrer neuern Literatur, welche die englischen Kritiker nur mit ihrer gewöhnlichen Ein-

seitigkeit und hausback'nen Philosophie zu beurtheilen verstehen. Man hat gesagt: das schönste Resultat neu'ster Civilisation bleibe immer die begonnene Verschmelzung der Nationalitäten, und die daraus nothwendig hervorgehenden allgemeinen Fortschritte der Wissenschaft. Namentlich ist dieß aber zwischen Deutschen und Franzosen jetzt der Fall, was wir Napoleon's Siegen und Niederlagen verdanken. Durchdringen sich aber einst deutsche und französische Nationalität völlig (ich meine in einem geistigen, nichts weniger als politischen Sinne), so enthalten beide genug der wirksamsten Keime, um die ganze Welt zu reformiren. Auch bin ich überzeugt, daß unsre geistige Zukunft hauptsächlich auf den Einfluß dieser beiden Nationen basirt ist, welche allein in Europa noch ein wahrhaft organisches Leben zu besitzen scheinen. Spanien kann aber durch eine glückliche Revolution den Ausschlag dazu geben. Ita-

lien ist todt, England im Absterben, und Rußland, wie Mirabeau schon sagte: pourrie avant d'être mure.“

„Gott steh' uns bei, lieber Denker!“ rief ich erschrocken aus: „Sie sind heute in einer mörderischen Laune. Kaum haben Sie mir die Billigung der Duelle abgezwungen, so tödten Sie gleich selbst ganze Nationen mit einem Streich. Wenn das so fortgeht, ist man ja am Ende seines eig'nen Lebens bei Ihnen nicht mehr sicher. Ich halte es daher am gerathensten Ihnen für dießmal Lebewohl zu sagen.“

So trennten wir uns lachend.

Nro. 37.

Es war ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, und kam uns lächerlich vor, daß im Großherzogthum Hessen, in einem früheren Patent des Großherzogs an sein Volk, schon nicht mehr von Unterthanen, sondern statt dessen nur von Mitbürgern die Rede ist. Noch abgeschmackter waren die Debatten in der französischen Deputirtenkammer über daßelbe Wort Unterthan. — Ein Americaner von meiner Bekanntschaft fand es wiederum sehr lächerlich, daß wir, die er Servile nannte, mit Affectation bei jeder Gelegenheit, und selbst ohne alles Dienstverhältniß, vom Könige doch als von unserem Herrn, und von uns selbst als seinen unterthänigen Dienern sprächen. „Seltsam," sagte er, „daß die Menschen immer den Extremen zustreben, und die goldene Mittelstraße einsam und verödet

lassen! Man sey in Monarchieen der treue Unterthan des Fürsten, und diene Gott nur als seinem Herrn, dann ist man weder Demagog noch Sclave!“

Ich schlug darüber meine Encyclopädie nach, und fand, daß Thane ein altdeutsches, altsächsisches Wort sey, bekannt in England und Macbeth, und Thane oder Than ist Herr. Wo es also Unterthane, oder, wie wir Deutsche jetzt schreiben, Unterthanen gibt, da muß es auch Oberthane geben; worunter wir denn vor der Hand die Regierungen, Landräthe, Ablösungs-Commissions-Ober-Thane ꝛc. ꝛc. verstehen dürfen, ja müssen.

Es will sich aber jetzt ein ganz neuer Haupt-Ober-Than gestalten, der die öffentliche Meinung heißt, und der eben so gut zur Despotie geneigt seyn möchte, als alle Uebrigen. Erzählen wir demzufolge hier ein Beispiel, wie sehr man ihm bereits schmeichelt.

Nro. 38.

Der Fürst von ....., nachdem in einigen Blättern die Nachricht gestanden, er habe eine bedeutende Anzahl englischer Pferde in England gekauft, und durch englische Stallmeister nach seiner Residenz bringen lassen — erachtete für nöthig, sich deßhalb bei seinen mitbürgerlichen Unterthanen durch folgende Annonce zu rechtfertigen:

„In Beziehung auf die von englischen Blättern gegebene, und aus diesen auch in die Nr. 192 der Staatszeitung unter London übergegangene Nachricht, daß der Fürst während seiner letzten Anwesenheit in England eine bedeutende Anzahl von Pferden gekauft habe, muß hierbei bemerkt werden: daß von Seiner Durchlaucht nur drei

Pferde gekauft sind, welche von einem hiesigen Stallbedienten abgeholt worden, und daß von englischen Stallmeistern um so weniger die Rede seyn kann, als Se. Durchlaucht niemals Fremde unter ihrer Dienerschaft gehabt hat."

Nun wahrlich, wenn es so weit kömmt, daß der Souverain sich nicht einmal mehr getraut, die Befugniß jedes Privatmannes auszuüben, so ist die Leibeigenschaft noch nicht aufgehoben, sondern nur auf die Throne versetzt. Freilich sind die Duodez-Throne schon an sich eine so klägliche Anomalie, daß man in ihrer Atmosphäre nur Aehnliches erwarten kann!

Nro. 39.

Nach einer bedeutenden Krankheit hatte sich neulich eine solche Trägheit und ein solcher dégout an allem Schreiben meiner bemächtigt, daß ich dieser Beschäftigung nicht nur ganz Valet zu sagen beschloß, sondern auch wirklich keine Gedanken mehr dazu in mir verspürte. Ich las nun statt dessen, wie ein Heißhungriger, alle Ephemeren des Tages, die aber in meinem Geiste durchliefen, wie das Wasser durch Münchhausen's trinkendes Pferd. Da fiel mir Tieck's ergötzliche Sommerreise in die Hände, und siehe da — der Zauber war gelöst! Gedanken strömten wieder zu, der Geist wurde wieder lebendig, und neue Arbeit ging mit Freuden vorwärts. — Das ist doch reiner Magnetismus!

Aber auch eine Beruhigung anderer Art fand ich in diesem Buche. Man hatte mir nämlich oft gesagt: ich sey originell. Nun verdroß es mich sehr, dieß nie selbst an mir gewahr werden zu können, bis ich jetzt hier von Tieck den Ausspruch las: „daß eine bewußtvolle Originalität keine sey.“ Seitdem bin ich ganz zufrieden gestellt, und denke mir bei solchen Aeußerungen Anderer, ich sehe meine Originalität im Spiegel, den ich mich wohl hüten werde für ein täuschendes Glas zu halten. —

Als ich übrigens zu „schriftstellern“ anfing, oder, um genauer zu sprechen, als ich mich zuerst fast mit Gewalt dazu nöthigen ließ, dann aber bald großes Gefallen daran fand, gab es gewiß Niemanden, der sich mehr wunderte, Beifall zu erlangen, als mich selbst. Nicht, daß mir nicht ebenfalls Vieles vom eigenen Machwerk ganz gut gefallen hätte, aber eben deßwegen fürchtete ich, daß ein Publicum, in dem es so viel

Gebildetere, Unterrichtetere, Geistreichere gibt, als ich mich zu seyn rühmen kann, leicht anderer Meinung seyn möchte. Seitdem, wo ich mehrere Erfahrung gesammelt habe, überzeugte ich mich aber, daß die Sache doch ganz anders zusammenhängt, und daß ein Autor nur dann eben, wenn er an dem Geschrieb'nen selbst das regste Interesse nehmen muß, wenn er sich zum Schreiben fast gezwungen fühlt, statt sich erst selbst zum Schreiben zwingen zu müssen, — daß er, sage ich, nur dann hoffen darf, auch vor den Kennern im Publico zu bestehen, und mit eben dem Vergnügen gelesen zu werden, als er geschrieben hat. Ja, die gutgestimmten Leser sind in diesem Falle auch immer großmüthig genug, die Lückenbüßer (die dem Autor eben so wenig wie ihnen behagt haben) mit dem Bessern sich übertragen zu lassen, oder sie mit Milde ganz zu ignoriren.

Zugleich geht es aber mit dem Schreiben

fast wie mit dem Apfelbiß und dem Tabakschnupfen. Einmal davon gekostet, kann man es nicht wieder lassen, und wenn auch das Publicum längst uns nicht mehr haben will, wollen wir doch noch immer das Publicum haben, worin ich, hätte ich nicht zu viel Ehrfurcht für daßelbe, das Publicum mit der Sünde vergleichen möchte, die uns auch manchmal eher zu verlassen pflegt, als wir sie.

Nr. 40.

Zu sehr darf man sich jedoch dem Gefallen an sich selbst nicht überlassen. So kannte ich einen Schriftsteller, der mit vielem Talent begabt, demungeachtet immer einseitiger wurde. Das Räthsel lös'te sich mir erst, als ich erfuhr, daß er schon seit zehn Jahren nichts mehr als seine eigenen Schriften läse.

Nro. 41.

Erbaulich ist es, daß bei dem Ceremoniell der Huldigungsfeier für die Kronprinzessin von Spanien, nach den Zeitungen der erste Huldigende, der Infant Franz von Paula, zuerst in die Hände des Patriarchen den Eid leistet, dann aber noch vor dem König niederkniet, und diesem sein Ehrenwort gibt, daß er den Eid auch halten werde. Wenn nach der Grammatik zwei Negationen bejahen, so möchte man glauben, daß zwei Affirmationen solcher Art eben so gut verneinen könnten.

Nro. 42.

Das große Wort: Glück! wird gar zu sehr gemißbraucht, gar zu unpassend angewandt. Wenn z. B. Napoleon Kaiser wird, so haben zwar günstige Umstände hierzu mitgewirkt, allein Glück kann ich es nicht allein nennen, weil es noch weit mehr Verdienst ist.

Wenn aber seine Brüder, Joseph und Jerome, von unbedeutenden Menschen und armen Teufeln, die sie waren, ganz ohne ihr Zuthun der Eine König von Spanien, der Andere von Westphalen wird, so würde ich dieß mit Recht ein ungeheures Glück genannt haben, wenn diese Individuen auf ihren Thronen geblieben wären. So ist es freilich nur eine ungeheure Mystification des Glücks gewesen, indeß auch diese hat

noch leidlich genug im Verhältniß zu ihrer frühern Lage geendet.

Glücklich werden Viele geboren. Glück hat z. B. wer das große Loos gewinnt, aber wer schafft und wirkt, das Seinige thut mit Kraft und Einsicht, der ist nur unglücklich, wenn es ihm nicht gelingt; aber dem Glücke bleibt er wenig verschuldet, wenn er endlich erreicht, was er lange erstrebt. Vortheilhafter und sicherer bleibt es indeß immer für ein Individuum, Glück als Verstand zu haben, vorausgesetzt, daß dieses Glück auch aushält. Monarchen thun daher manchmal wohl: Glückspilzen mehr als den Weisesten anzuvertrauen, so wie auch der Instinct in seiner beschränkten Sphäre den tiefsten Scharfsinn überflügelt. Glück kömmt ganz allein von höherer Hand, Verdienst ist, zum Theil wenigstens, unser eigener schwacher Erwerb; das Erste also jedenfalls vornehmer.

Nro. 43.

War jene Zeit höher gestellt, deren ächter Ausdruck des Ritters Wahlspruch war:

A Dieu mon ame,
Ma vie au Roi,
Mon coeur aux Dames,
L'honneur pour moi —

oder die heutige? welche mit dem liebenswürdigen Chamisso singt:

Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die schwere Noth der Zeit
Das ist die Zeit der Schwerenoth!

Nro. 44.

Man hat sich oft über meine große Gutmüthigkeit gewundert, aber sie wird schon dadurch hinlänglich erklärt, daß ich das Glück habe, ein gebor'ner Sachse zu seyn. Ich wage aber zu behaupten, daß dieses Volk eins der gutmüthigsten auf dem Erdenrunde ist, wie es hundertfach in Masse sowohl, als durch einzelne Subjecte von jeher bewiesen hat; am schönsten vor Kurzem durch seine Revolution, und täglich noch heute durch die Verhandlungen seiner Kammern. Aber solche große politische Beweise sind dem Beobachter nicht so anziehend, so gemüthlich möchte ich sagen, als kleine verborgene Züge, die mit unwiderstehlicher Naivität das Herz rühren und den Geist aufklären.

Man gestattete mir daher, Gleichgesinnte hier durch ein Excerpt aus der Leipziger Zeitung zu erfreuen, wo ein armer Theologe, das wahre unbewußte Nachbild des berühmten Doctor Syntax, seine Dienste in einem umständlichen Aufsatze anbietet.

Nur ein Sachse, glaube ich, konnte so rührend schreiben, nur ein Sachse vielleicht kann den Werth solcher Gesinnungen gehörig würdigen! Doch ohne weiteres Präambulum zur Sache:

„Ein unverheirathet, die 40 bereits passirter junger Mann, der sich auf den Wunsch der Seinigen dem geistlichen Fache eigentlich gewidmet, stets aber eine besondere Neigung zur Wirthschaft in sich verspürt, sucht einen angemess'nen Wirkungskreis. Derselbe hat sich bisher neben der Hülfeleistung jeder Art, die er in früherer Zeit einem Geistlichen gethan, und neben der beiläufigen Erziehung von Kindern in Familien, vorzugsweise mit der

Oeconomie, Gärtnerei, der Viehzucht, der Thierarzneikunst und auch einiger medicinischen Hauspraxis beschäftigt. Er schämt sich auch der niedrigsten Dienste nicht (wie anspruchslos, Du Guter!); er ist zur Verrichtung jeder Arbeit ohne Ausnahme bereit, und hat ein gutes Gemüth. (O brauchtest Du das noch zu versichern!) Er würde sich am besten zum practischen Dienste bei einer Wittwe, oder auch einem Landgeistlichen oder sonstigen Besitzer einer kleinen Oeconomie schicken, die dieser zu seinem Vergnügen bearbeitet, oder auch zu seiner Unterhaltung bedarf, und dazu so ein Factotum haben möchte. (Bei Factotum brach ich fast in Thränen aus.) Jedenfalls aber wünscht der Bezeichnete ein Haus, wo er als Familienglied behandelt und mit höchstem Wohlwollen geleitet wird (wer würde Dir dieß versagen können, Unbezahlbarer!), wo möglich in der Gegend um Halle, Leipzig, Zeiz, Naumburg

und Querfurt, jedenfalls in Deutschland. Er steht zu aller Zeit bereit in jedwedes Verhältniß einzutreten. Seine Ansprüche sind die geringsten, wenn er Nahrung und Kleidung unmittelbar erhält, und im Principal Wohlwollen findet, so ist er nicht nur zufrieden, sondern wird sich allen Gliedern der Familie gänzlich hingeben, und nur deren Interesse rastlos verfolgen. Daß man sich auf seine Treue und Rechtlichkeit ganz verlassen kann, versteht sich von selbst. (Ja wohl!) Hierauf Reflectirende belieben schriftlich unter Adresse: D. (weiches) T. (hartes) Lochgäßlein 7 Treppen hoch, sich geneigtest zu melden.

Nro. 45.

In derselben Zeitung steht auch, daß sich ein somnambüler Kutscher des Königs der Belgier aus dem Fenster gestürzt und den Hals gebrochen, ein zweiter Kutscher dagegen, der des englischen Gesandten, einem Deputirten mit der Peitsche ein Auge ausgehauen habe. Man sieht aus diesem Beispiel, wie viel kräftiger annoch die englische Constitution als die belgische seyn mag. Anders würde es vielleicht geworden seyn, wenn der somnambüle königliche Kutscher das Glück gehabt hätte, bevor er sich aus dem Fenster stürzte, des Herrn Dr. Kerner's Bekanntschaft zu machen. Wer weiß, ob er dann nicht, die Zügel zu führen schon

früher gewohnt, mit Hülfe der Geister, constitutionelle Regierungsgeheimnisse offenbart hätte, von denen man bis jetzt gar noch nicht einmal eine Ahnung hat.

Nro. 46.

In einer Beschreibung des Erdbebens zu Lissabon las ich Folgendes von einem Augenzeugen:

„Unter der Menge bemerkte ich auch einen alten ehrwürdigen Priester in der Stola, der wahrscheinlich aus der Paulskirche entkommen war. Er lief fortwährend unter dem Volke herum, ermahnte es zur Buße und versuchte es zu beruhigen und zu trösten. Er sagte den Leuten unter einem Strome von Thränen, sie hätten Gott durch ihre Sünden im höchsten Grade erzürnt, die heilige Jungfrau würde sich aber für sie verwenden, wenn sie dieselbe anriefen. Ein Jeder drängte sich zu ihm, ihn um seinen Segen bittend, und schätzte sich glücklich, wenn er ihm so nahe kam, daß er das

Kleid desselben berühren konnte. Einige hatten kleine hölzerne Crucifixe und Heiligenbilder in den Händen, welche sie mir zum Kuße reichten; ein armer Irländer hielt mir den heiligen Antonius zu diesem Zwecke vor, und als ich seinen Arm sanft bei Seite schob, um ihm zu verstehen zu geben, daß ich von solcher Frömmigkeit nichts wissen wolle, fragte er mich unwillig: ob ich nicht an einen Gott glaube? Ich bin fest überzeugt, daß manche dieser armen bigotten Menschen, welche diese nutzlosen Holzstückchen retteten, ihre Kinder umkommen ließen. Ich bedaure sie herzlich und muß gestehen, nie ein rührenderes Schauspiel gesehen zu haben. Ihre Thränen, ihre Seufzer und Wehklagen würden das härteste Herz bewegt haben. Ich kniete mitten unter ihnen nieder und betete so inbrünstig, als die Uebrigen, obgleich zu einem Andern, zu dem einzigen Wesen, welches

allein meine Bitten erhören und mir helfen konnte.“

„Gleich darauf kam, wie alle diese Bitten höhnend, der zweite Stoß, der noch mehr Gebäude einstürzte und noch mehr Menschen zerschmetterte.“

Was mich nun in der angezogenen Stelle besonders nachdenklich machte, das sind die individuellen menschlichen Ansichten, die sich darin kund thun. Die angeblich auf der untersten Stufe Stehenden küssen die Holzbilder ihrer Heiligen und hoffen dadurch Rettung zu erlangen; die Nächsten rufen die Jungfrau an und suchen Hülfe, indem sie des Priesters Gewand erfassen; dieser selbst sieht in dem Erdbeben nur eine Strafe der Sünden der Hauptstadt und hält bis zuletzt verdienstlich an der Amtspflicht fest; der eingebildete Engländer aber, der uns die Scene erzählt, weis't den armen Irländer mit seinem geliebten Heiligen altklug und vornehm zu-

rück, um, wie er sagt, zu dem einzigen und wahren Gott zu beten, von dem allein er Hülfe und Erhörung erwarten kann. Und doch sind sie allezusammt Thoren oder Keiner!

Denn jedes Gebet um etwas im Reiche des Materiellen ist offenbar etwas Unnützes, und auch eben nichts Frommes; das Medium aber, dessen man sich eben dabei bedient, ziemlich gleichgültig, ja, ich möchte fast die Anrufung eines Heiligen bei solchem Beginnen, wo man verlangt: daß die Gesetze der Natur um unsertwillen aufgehalten werden sollen, wenigstens noch consequenter in der Verblendung halten, als die Prätension derer, die dem höchsten Wesen selbst solches zumuthen — denn der Heilige ist nach unsrer Vorstellung nur ein seliger Mensch, dem man zwar größere Macht, aber immer noch menschliche Interessen zutraut — wer aber Gott bittet, seine einseitigen blinden Wün-

sche zu erfüllen, der verlangt von dem Lenker aller Dinge, daß er seinen unabänderlichen Rathschluß, die von ihm der Natur ertheilten ewigen Gesetze seinetwillen ändern und hiermit also seinen eig'nen heiligen Willen dem des Menschen unterordnen soll. Ist dieß nicht Unsinn?

Vernünftiges Gebet in jeder Lage kann wohl nur der Ausdruck von Bewunderung Ehrfurcht, Dank und Liebe, wie inniger Durst nach Besserung seyn, mit vollständiger Ergebung in Gottes Willen, ja dem lebhaften Wunsche, sich diesem zu unterwerfen. Dann folgt die innere Stärkung, die Hülfe Gottes für uns're Seele, jedesmal von selbst, und steigert sich mit jedem Gebet.

Es ist freilich nicht zu läugnen, daß sich über dergleichen, im Frieden aller Elemente und behaglichem Wohlseyn leichter philosophiren läßt, als wenn die Grundfesten der Erde wanken, und Paläste, Thürme und

Tempel über uns zusammen krachen — aber daß man durch solches Entsetzen vielleicht schwach wird, ist nur ein Beweis unsrer Gebrechlichkeit, nicht der Unrichtigkeit meiner Behauptung.

War aber denn Keiner von denen, die jener Bericht schildert, wahrhaft fromm und stark in der schrecklichen Catastrophe? O ja Einer wird erwähnt (und tausend Andere gewiß gab es), dessen Beispiel herzerhebend ist. Als nämlich das Münzgebäude, in dem große Summen angehäuft lagen, von einer Seite borst, verließen es alle Bewohner sammt der Wache. Nur ein junger Edelmann von 17 Jahren, der die Wache befehligte, blieb standhaft auf seinem Posten, und als der Engländer, dem wir diese Nachrichten verdanken, dort auf der Flucht vorbeikam, sah er jenen jungen Mann ganz sorglos und ruhig die Stelle der davon gelaufenen Schildwache einneh-

men, und vor dem Thore auf und ab patrouilliren.

Jugendkräftigkeit und das Gefühl der Pflicht sind große Stützen, und das Letztere immer der liebste Gefährte ächter Frömmigkeit.

Wer aber steht höher, Gott näher, der, welcher inbrünstig betet: „Liebster Gott, laß das Erdbeben aufhören, damit ich daraus gesund entwische," oder der, welcher im erhebenden Bewußtseyn, seine Pflicht zu thun, ohne anderes Gebet als das der Ergebung, ruhig erwartet, was die Nothwendigkeit der Naturgesetze nach Gottes Willen herbeiführen wird?

Die Frömmigkeit, die in speciellen irdischen und äußern Dingen auf Gottes besond're Hülfe vertraut, ist gewiß eine falsche — wie so viele Täuschungen kann auch diese wohl augenblicklich trösten und stärken, aber sie ermangelt der Wahrheit, und deßhalb ist sie höchstens nur ein Palliativ-

kein ächtes Heilmittel. Der, welcher Gott wahrhaftig erkennt, verlangt solches nicht von ihm, und kann so groben Irrthum eben so wenig theilen, als der gereifte Mann wieder ein Kind werden kann. Dagegen steht er aber auch ruhig und fest in jeder Lage da, nicht sowohl auf Gottes beson'dre Protection als Gläubiger bauend, als weil er Gottes und der ewigen Weisheit gewiß ist, in allen Verhältnissen ganz unbesorgt, wie sie sich auch für ihn gestalten mögen; obgleich er, als mit Thatkraft begabter Geist, auch alle seine Kräfte zu ihrer vortheilhaftesten Wendung üben wird. Der Fromme der erstern Art, wenn er nach seinen schwachen und persönlichen Begriffen von Gott sich vernachläßigt, Gutes, wie er wähnt, mit Uebelem, Tugend mit Elend vergolten sieht, wird leicht irre an seinem Glauben; ja Mancher, der auf diese Weise redlich mit Gott anfing, endigt am Ende mit dem Teufel, eben weil er vom Hause

aus im Irrthum befangen war, der nie wahren Segen bringen kann. — Wie z. B. jener Rebell im Bauernkriege, den man in einer grausamen Zeit langsam verbrannte und der lange herzzerbrechend Gott um Hülfe anrief, als dieser aber nicht half, sich mit den schauerlichsten Worten auf ewig dem Teufel ergab, aber natürlich weder auf der einen, noch der andern Seite erhört werden konnte. Derjenige hingegen welcher die Nothwendigkeit alles Geschehenden, und die ewige Liebe und Gerechtigkeit als Wesen aller Dinge erkennt, kann nie mehr daran irre werden, kann nie verzweifeln, ihm geschehe, was da wolle. Er weiß: daß ewiges Leben sich immer neu gebiert, und Alles, was da ist, es sey zu Schmerz oder Freude, in Gott bleiben muß immer und ewiglich.

Nro. 47.

Es gibt Leute, die sehr wohlthätig sind. So wie sie von Armuth und Elend hören, sieht man sie gleich bereit und voll Eifer — eine Collecte zu eröffnen. Diese Mühe gilt dann, wie billig, statt des eig'nen Beitrags. Besonders Prediger lieben auf diese Weise mit den Beuteln ihrer Freunde Gutes zu erzeigen, und finden dieß weit thunlicher, als den Beichtgroschen oder das Taufgeld zu erlassen.

Ich kannte Einen dieser Art, der den Maßstab seiner Achtung nur darnach anlegte, ob das Individuum schlecht oder gut — opfere. Wenn derselbe privatim taufte, begab er sich stets nach vollbrachter Ceremonie eiligst an den Ausgang der Stube, und ließ Keinen ohne entrichteten Zoll heraus.

An gutem Rath, an vielfacher Lehre ließ er's aber ebenfalls nie fehlen, und ich glaube, die burleske Manier mit der er die letztere auf der Kanzel von sich gab, trug viel zu der Popularität bei, deren er sich erfreute.

Ich selbst war einmal Zuhörer folgender Nachmittagspredigt, welche lange bei seinen Bauern Epoche machte. Er konnte die sonntäglichen Uebungen der Landwehr nicht recht leiden, und endigte daher seinen Sermon an einem kalten und regnichten Tage mit folgenden Worten: „So, meine Freunde in Christo, wird es Euch klar geworden seyn, wie undankbar wir oft sind, und die Gaben verkennen, welche uns der Herr schenkt, weil sie uns alltäglich vorkommen. Wir sollen aber nur die Augen öffnen und sehen, wie es Andern neben uns ergeht. Haben wir nicht Alle erst heute noch arme Leute gesehen, die an diesem

kalten, regnerichen Tage, in Leinwandhosen und dürftige Kittel gekleidet, auf der Gemeindehut frieren und noch dazu ohne Gewehre exerciren mußten! während Ihr jetzt hier gemächlich in Eurem Sonntagsstaat sitzet und im weiten warmen Rock, mit vortrefflichen Lederhosen angethan, Gottes Wort von mir hört. Aber vernehmt, was ich sage! Was sind Leinwandhosen? gar keine Hosen — was sind tuchene Hosen? gute Hosen — aber was sind lederne Hosen? ewige Hosen. Amen!"

Nachdem er ein and'resmal lange über die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder seltsames Zeug gesalbadert, rief er zuletzt in Ekstase aus: „Also erkennt Eure Pflicht, meine Brüder — seyd Väter und Mütter!"

Mir fiel dabei die französische Comödie ein, wo der beleidigte Vater und Dorf-Maire in edlem Zorne ausruft: Je suis père, Monsieur, père et mère (Maire), Monsieur!"

Nro. 48.

Ein geistreicher und ernsthafter Narr ist von allen räthselhaften Wesen eins der unbequemsten im gewöhnlichen Leben, und einer von denen "to puzzle a conjuror" wie die Engländer sagen. Man wird, seiner Narrheit wegen, ihn nie begreifen, nie wissen können, woran man mit ihm ist, nie herzhaft Zutrauen zu ihm fassen, nie fest überzeugt seyn können, ob er es ehrlich, ja nur ernstlich meine oder nicht, ob er wirklich etwas wolle oder nicht, ja, ob er nur überhaupt eine Meinung habe oder nicht, während doch auf der andern Seite sein gravitätisches Thun, sein gefühlvoller Anstrich, sein scheinbarer Enthusiasmus, sein penetranter Scharfsinn, seine durchdringende Wahrnehmungsgabe ihn oft un-

ter den ausgezeichnetsten Männern seinen Rang anzuweisen scheinen.

Heute die Klugheit, Sanftmuth, Bescheidenheit und Verbindlichkeit selbst, fliegt ihm dein Herz und Geist entgegen. Morgen kömmst Du wieder, aber er kennt Dich nicht mehr, und seine Aeußerungen, seine Grundsätze, die er dämonisch Dir entwickelt, machen Dich zurückschaudern vor einem Menschen, dem Du Dich ganz hinzugeben im Begriff warst.

Es war aber eins und das andere nur die Rolle, die der Narr spielte, keins von beiden seine ächte Natur, oder wenn Du willst jede, so lange er in seiner Narrheit sich in sie hineindachte.

Ebenso siehst Du ihn geraume Zeit klug wie Machiavell, mit eiserner Geduld, mit unübertrefflicher Schlauheit und bewundernswerther Kraft, einem schwierigen Ziele sich mit Riesenschritten nahen. Jetzt ist er beinahe angelangt, er braucht nur noch die

Hand im letzten Augenblick darnach auszustrecken — da stößt er es lachend mit dem Fuße um, wirft allen Umstehenden den aufstiegenden Staub in's Gesicht, und bläs't sich geruhig eine neue Seifenblase auf, der er nun eben so emsig nacheilt, ohne ihr ebenfalls eine längere Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist etwas Poesie in dieser Narrheit, aber wer nicht recht fest gewappnet ist, hält sich besser zehn Schritte davon.

Nro. 49.

Es gibt nichts Ungeschickteres als wenn die Gnadenaustheiler nur halb zu geben verstehen. Eine halbe Gabe erweckt, statt Dankbarkeit, nur Erbitterung, und was das Schlimmste ist, sie raubt die Hoffnung — diesen großen Hebel in geschickter Hand. Und doch begegnen wir diesem Mißgriff, dieser thörichtesten aller Knausereien, so häufig an gewissen Orten. Mächtige mit einer Gesinnung dieser Art, scheinen nie mit der rechten Hand eine Gunst ertheilen zu können, ohne mit der linken wieder den besten Theil davon abzunehmen. Exempla sunt odiosa, aber sie liegen hundertweise zur Auswahl da. Gar Viele, die dieß lesen, werden sie schon selbst erlebt haben! Es entsteht solches Verfahren den-

noch eigentlich nicht aus üblem Willen, sondern nur aus Kleinlichkeit, ein gefährlicher Feind der Gouvernements, weit gefährlicher als Freiheit der Presse. Hierin haben die Engländer einen großen Vorzug vor uns. Bei ihnen geschieht Ungerechtes, auch Thörichtes, aber höchst selten Kleinliches.

Nro. 50.

Zwei absonderliche Druckfehler.

Nro. 1.

Mit einiger Verwunderung fand ich neulich in einem Intelligenzblatt: „Schaafähnliche Zustände der Seele“ angekündigt. Als ich nun später das vortreffliche Buch Schubert's (Schlafähnliche Zustände der Seele) selbst las, drang sich mir wieder recht lebhaft Napoleon's Bemerkung auf: „qu'il n'y a qu'un pas du sublime au ridicule,“ und ich dachte an die Seherin von Prevorst. Aus Schubert's Buche lernte ich aber 1.) daß im Schlafe wie im Wachen der Mensch die Veränderung liebt, 2.) daß man Lungengeschwüre durch Absingen

geistlicher Lieder im Traume, welche eine rettende Eiterergießung nach außen bewerkstelligen, curiren könne, welches neue Recept ich meinem verehrten Freunde, dem Herrn Präsidenten Rust zu Berlin, als anerkannten Verehrer des Magnetismus, zur Beherzigung empfehle. Aufrichtig gesagt, glaube ich aber, daß, wenn der Träumende: „Ach, du lieber Augustin!“ gesungen, und dabei gehörig geschrieen hätte, wohl unter den obwaltenden Umständen, durch die heilsame Erschütterung, leicht daßelbe Resultat erzielt worden seyn möchte.

Nro. 2.

In der preußischen Staatszeitung vom Jahr 1833. Nr. 321 endigt der neue König von Belgien seine Thronrede folgendermaßen: „Ich rechne, meine Herren, auf die legale und beharrliche Mitwirkung, welche eine aus dem Willen der Nation hervorgegangene Regierung, die nimmer den festen Willen hatte, sich auf dieselbe zu stützen, von den Vertretern des Landes erwarten darf."

Es ist schade, daß man nicht allen neueren Thronreden mit Versetzung einiger Buchstaben auf ähnliche Weise zu Hülfe kommen kann, sie würden dadurch mit leichter Mühe, gleich der französischen Charte, immer zu Wahrheiten werden.

Nro. 51.

Göthe's Faust, zweiter Theil hat uns gezeigt, daß es mit dem Ersten doch nicht ganz so ernst gemeint war, als wir glaubten, oder vielleicht gar ernster noch — aber so viel ist gewiß: weniger menschlich und noch weniger teuflisch erscheinen uns hier die alten Helden, wie auch der Dichter selbst weniger kräftig, in der neuen Fortsetzung. — Ueberdem wird gar zu vielerlei angeklungen und schnell wieder weggeworfen, zu viel in's Allegorische nicht ganz behaglich verschwemmt. Die fromme Schlußscene aber, welche ich dennoch immer noch nicht das wahre Ende des Werks nennen möchte — denn Fragment bleibt es auch in seiner jetzigen Gestalt fortwährend — ist wieder ächt zeitlich, ich meine unsere Zeit malend, und, wie mich dünkt, wenn auch nicht ganz ohne ernste Meinung, doch auch nicht

ohne tiefe Ironie. Stets hat der große Dichter, wie Keiner, seine Zeit gemacht, und auch mitgemacht. So ist auch hier nur halber Ernst, halbe Frömmelei, halber Mephistophelischer Spott darin zu finden.

Die Wanderjahre und des Faust zweiter Theil haben eine große Wahlverwandtschaft, wie ebenfalls die Lehrjahre mit des Faust erstem Theil. In diesen beiden blüht Jugend, in jenen fröstelt Alter. Doch eins wie das andere empfangen wir, wie billig, dankbar, obgleich mit Unterschied. Ganz der alten Zeit würdig aber, vielleicht auch aus alter Zeit, ist wiederum das letzte Wort, was wir hiermit dem großen Todten freudig lassen, als Chorus mysticus:

„Alles Vergängliche
„Ist nur ein Gleichniß;
„Das Unzulängliche
„Hier wird's Ereigniß.
„Das Unbeschreibliche
„Hier ist es gethan;
„Das ewig Weibliche
„Zieht uns hinan.

Nro. 52.

Uebrigens kann Jeder sich die obigen mystischen Zeilen nach seinem Belieben auslegen, ein Vorzug, den Göthe vor Allen hat. Denn es gibt zweierlei Arten Dichter: poeta et vates. Der Erste ist Künstler, der Zweite inspirirter Prophet. Z. B. Schiller und Shakespeare.

Niemand vereinigt Beide wohl vollständiger als Göthe, und erscheint dadurch wie die Natur selbst.

Denn mit kühner Universalität malt er den süßen Duft der Blumen, wie den Wurm der sie zerfrißt, das mit froher Hoffnung und schwellenden Segeln dahin gleitende Schiff, wie den Sturm und Blitz der es in Trümmern zerschmettert, Götter und Teufel, Alles mit gleicher Schöpfungsliebe.

Oft sind daher seine Worte zweischneidige Schwerter, wie z. B. jener Ausspruch in den Mitschuldigen: „daß ein zartes Gewissen und ein schwacher Character gewöhnlich Hand in Hand gehen.“

Es ist Alles wahr, und wenn es schadet, ist es nicht Göthes Schuld, sondern dessen, der es schlecht anwendet.

Nro. 53.

Es ist merkwürdig, wie wenig sich unsre Romanschreiber um die Sitten fremder Nationen bekümmern, wenn sie den Schauplatz ihrer Geschichte in solche Länder zu legen belieben.

So fielen mir neulich die Phantasiegemälde für 1831 von dem, wenn ich nicht irre, allgemein beliebten Dr. Georg Döring in die Hände, wo die comischesten Irrthümer dieser Art aufgehäuft sind.

Alle Ehefrauen werden da in England mit Miß titulirt, und die Herren stets mit Sir Frank, Sir Maidstone u. s. w. angeredet. Nun heißt bekanntlich nur ein Mädchen Miß, eine Frau aber Mistriß, und das Wort Sir wird zwar als Anrede für Männer aller Stände gebraucht, aber

nur in dem Fall zugleich mit dem Namen verbunden, wenn es den Titel eines Baronets bezeichnen soll, wobei noch zu bemerken ist, daß man dann nie den Zunamen, sondern nur den Vornamen hinzusetzt, so daß, wenn z. B. ein Baronet Charles Maidstone hieße, man ihn nie Sir Maidstone, sondern Sir Charles anreden würde und sofort. Eben so wird das Wort Sir, wenn man von Jemand spricht, seinem Namen gleichfalls nur dann zugesetzt, wenn er zugleich Baronet ist, sonst bedient man sich des Worts Master.

Es kann nicht fehlen, daß solche Verstöße auf jeden, der England kennt, lächerlich wirken, und dem übrigen Interesse der Dichtung schaden müssen. Würden wir Deutsche wohl ernsthaft dabei bleiben können, wenn z. B. ein Engländer die Scene seines Romans nach Deutschland verlegte, und nun etwa so anfinge:

„Es war ein schöner heiterer Sonntag,

als Mademoiselle Frank mit ihren vier lieblichen Töchtern dem Rosenthale zueilte, wo heute großes Concert und Feuerwerk die Menschen anlockte. Noch hatte sie kaum die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als Baron Schneider der Tuchmachermeister, ihr Nachbar und Hausfreund sie ereilte. Bella, die älteste Tochter, gewiß heute die schönste Rose im Rosenthale, erröthete sanft, als sie bemerkte, daß Baron Schneider nicht allein war, sondern vom jungen Baron Lorenz begleitet wurde, einem reisenden Handlungsdiener, dessen schwarze Augen und analoger Lockenkopf der armen Bella schon lange unruhige Träume verursacht hatten u. s. w."

Später führt der Autor einen Nabob vor, der mit comisch seyn sollender Affectation Alles auf Indien bezieht. Diesen läßt er nun auf einem Spaziergang mit Verwunderung bemerken, daß ein fremder Gentleman, den man für sehr geizig aus-

gegeben, ſtatt eines Pence, für Bezahlung des Brückenübergangs, eine halbe Krone gibt; da ſpringt der Nabob haſtig hervor, faßt den Fremden bei der Hand und fragt mit glänzenden Augen: Sie waren gewiß in Indien? Eine Familiarität dieſer Art, ihre Albernheit abgerechnet, iſt nun den engliſchen Sitten in ſolchem Grade entgegen, daß ſie dort auffälliger ſeyn würde, als wenn hier ein Mann auf der Promenade plötzlich eine vor ihm gehende fremde Dame umarmen und ſie fragen wollte: ob ſie heute mit ihm zu Abend zu eſſen geneigt ſey? Man würde in beiden reſpectiven Fällen, hier und dort, den Frager für verrückt halten.

Nro. 54.

Jemand hat gesagt: Alles, was die Einbildungskraft sich denkt, existirt irgendwo wirklich. Noch sicherer kann man behaupten: Alles, was die Einbildungskraft als wirklich *glaubt*, ist auch wirklich *für sie da*. Im Mittelalter gab es ganz effective Hexen und Gespenster, im Morgenlande gibt es noch üble Augen, Vampyrs, Zauberer und Feen. Für jene Völker sind sie so gut und gewiß da, als für uns Bäume und Sträucher, und gar Manches existirt auch noch für Viele unter uns, was für Andere schon verschwunden ist. Man möchte daher fast versucht werden, anzunehmen, daß Alles bis auf einen gewissen Grad allerdings nur Illusion sey, die Dinge an sich keine bestimmte Wahrheit hätten, sondern sie nur von den schöpferischen Geistern fort und fort empfingen.

Nro. 55.

Es ist doch eine sonderbare Sache um die Macht der Autorität bei den meisten Menschen! Wenn man in den orientalischen unermeßlichen Fundgruben, die man jetzt so tief aufwühlt, unter den vielen merkwürdigen Aehnlichkeiten zwischen ältern Religionssatzungen, vorzüglich der schon erwähnten Legenden des Buddhaismus mit denen des Christenthums, zufällig auch einmal ein wörtliches Original der Bergpredigt, bereits in alter Zeit in Indien gesprochen, wörtlich vorfände, so würde dieß der Schönheit derselben in den Augen des Philosophen freilich nicht das Mindeste rauben können, wie würde es aber dabei mit vielen gläubigen Christen stehen? Es wäre sehr möglich, daß mit der erschütterten Au-

torität auch ihr ganzes Christenthum zu Boden fiele.

Ich kam auf diesen Gedanken, als ich las, daß die Franzosen Petrus (Kephas) Grab gefunden, und aus Mitleid mit dem Papst in kleine Stücke zertrümmert haben. Die sind aber sicher als schlechte Katholiken davon weggegangen!

Nro. 56.

Ein Doppelzettel.

(Abermals der Astronomie entlehnt, in derselben Weise, wie man durch die Entdeckung der Doppelsterne auch neuerlich darauf gebracht worden ist, Doppel-Minister einzuführen.)

Alte Beleidigungen, heißt es, werden selten durch neuere Wohlthaten in Vergessenheit gebracht — aber auch umgekehrt: neuere Beleidigungen werden oft nur wegen alter Wohlthaten nicht vergeben, und es liegt etwas sehr Menschliches darin. Ueberhaupt wird mit dem Worte Dankbarkeit viel Mißbrauch getrieben. Ein so schändliches Laster auch Undankbarkeit ist, so muß man doch täglich erstaunen zu hören, für was alles die Leute Dankbarkeit verlangen zu

können glauben! Wer nicht aus Interesse, sondern nur um des Besten seiner eig'nen Seele willen handelt, wird selten über Undankbarkeit zu klagen haben, und noch weniger selbst undankbar seyn.

Anders und proplematischer verhält es sich mit der Wiedervergeltung feindlicher Angriffe. Was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß Niemand weniger rachsüchtig geboren, und mehr zu jener Indolenz geneigt war, von der Lichtenberg so wahr sagt: „daß sie zuletzt nichts mehr rächen kann und sich jede Unterdrückung gefallen läßt.“ Als ich die Richtigkeit dieses Ausspruchs endlich gewahr wurde, ging ich mit mir selbst zu Rathe, und einsehend, daß ich so nicht wohl irdisch bestehen könne, zum himmlischen Märtyrer mich aber noch nicht reif fühlte, so beschloß ich fest von nun an, es werde mir schwer oder leicht, in der Regel nie mehr weder etwas Gutes

noch etwas Uebles zu empfangen (vorausgesetzt, daß das letztere absichtlich ertheilt wäre), ohne es mit den gehörigen Zinsen richtig wieder abzutragen. Das habe ich denn auch so ziemlich gehalten, so weit es wenigstens meine Mittel gestatteten, und mich wohl dabei befunden, obgleich das Christenthum es freilich anders vorschreibt. Dieß muß man aber leider, so lange die ganze Welt noch so sehr im Argen liegt, nur wie die alten Ritter verstehen, und La Motte Fouqué, dessen Helden die Leute immer liebevoll und freundlich behandeln, auch wenn sie sie todtschlagen.

Zu diesem letzteren argumentum ad hominem einmal zu schreiten habe ich nun, meinen Grundsätzen gemäß, allerdings noch nie Gelegenheit gehabt, da mich selbst bisher noch Niemand todtgeschlagen hat, aber im Uebrigen fühle ich mich, im Guten wie im Bösen, dennoch bei manchen Fällen in bedeutendem Rückstand. Zu meiner Er-

leichterung gestatte ich mir jedoch bei dem Princip einige Modificationen. Ich vergelte z. B. das Ueble nur so lange wieder mit Ueblem, als ich Ursach' anzunehmen habe, daß man seine Gesinnung und Handlungsweise in dieser Hinsicht seitdem gegen mich nicht geändert hat. Ist das Gegentheil der Fall, so danke ich Gott von Herzen, vergeben und vergessen zu dürfen, denn was Andern vielleicht Vergnügen macht, nämlich sich zu rächen, ist mir ein bitt'rer Trank, den ich aber, wie gesagt, aus Grundsatz, wie Medicin verschlucke. Ich folge also hierin de préférence dem Confucius, welcher schon vor Christus sagte: Was dir die Leute thun, das thue ihnen wieder *), ein Spruch,

*) Es sagte Jemand zu Khung-Fu-Dsü: „Was hältst du von dem Grundsatze, Feindschaft mit Wohlthaten zu vergelten?" Khung-Dsü sprach: „Womit willst du denn Wohlthaten vergelten? Mit parteiloser Gerechtigkeit vergilt dem Feinde, mit Wohlthaten nur dem Wohlthäter."

den die Deutschen nachher poetischer in: Wurst wider Wurst, übersetzt haben. So viel ist gewiß: einen practischern Grundsatz gibt es nicht, und es ist, wenn nicht Tugend, doch wenigstens Pflicht, ihn zu erfüllen — Pflicht der Selbsterhaltung, von den Moralisten Egoismus genannt — eine Eigenschaft, für die man nie von Andern sehr gepriesen wird, doch aber oft sich selbst dafür zu preisen Ursach hat; was denn immer auch ein Genuß ist, wenn gleich ein untergeordneter. — Es gibt mehr Leute, die sich ihn zu verschaffen suchen, als Solche, die es eingestehen — mit Maaß gepflegt, ist er aber wirklich recht zuträglich.

Merkwürdig auch ist Folgendes, wegen der fast wörtlichen Uebereinstimmung mit Christus. „Gibt es wohl ein Wort," fragte Dsü-Khung, „demgemäß wir bis zum Tode handeln können?" „Ja," erwiederte Khung-Fu-Dsü: „dieses Wort ist: Was du selbst nicht willst, das dir geschehe, das thue nicht Andern."

Nach Dr. Schott's Uebersetzung.

Nro. 57.

Man kann nicht daran zweifeln, daß sich immer mehr das einzelne Hervorstehende in der Welt verliert, und das Allgemeine sich geltender macht. Große, diese Welt erschütternde Helden, weit über die Masse erhab'ne Genies werden bald nicht mehr möglich seyn, und es scheint, daß Napoleon, wie einer der größten, auch der letzte jener großartigen Heroen gewesen ist. Die Menschen werden immer mehr in der Menschheit aufgehen, von Anfang an aller Zweck der Civilisation.

Es ist auch nicht zu läugnen, daß der St. Simonismus, mit so vielen Lächerlichkeiten und Inconsequenzen er sich neuerdings behangen hat, dennoch auf diese Wahrheit sich ebenfalls begründen wollte, und seine Vorhersagungen einer ganz neuen allgemeinen Ansicht religieuser

und weltlicher Verhältnisse werden, obgleich bedeutend anders modificirt, doch in Erfüllung gehen müssen, wenn nicht die Hoffnung: einst alle Menschen nur eine Familie ausmachen; alle Kräfte nur zum allgemeinen Wohl, keine zu gegenseitiger Zerstörung angewandt; allen Krieg in Wetteifer der Industrie aufgelöst; mit einem Wort, den Zustand der Civilisation auf den der Natur geimpft und den gleichen Rechten aller Menschen angemessen, aber auch ihren angeborenen Fähigkeiten analog, überall entwickelt zu sehen — eine bloße fromme Chimäre ist.

Es kömmt mir auch vor, als sey es nur diese allgemeine Vergeistigung, dieß größere Gleichgewicht der menschlichen Fähigkeiten, die einzelnen derselben nicht mehr erlauben so schroff und stark hervorzutreten. Dieß macht die Zeit so weich und mild, und erregt in allen Ständen einen so lebhaften Wunsch nach behaglichem

Lebensgenuß, wodurch die offenbar friedliche Tendenz der heutigen gebildeten Welt begründet wird.

Selbst da, wo Krieg oder Umwälzung entstehen, gehen beide jetzt immer von den Völkern aus, die ihrerseits wieder bloß deßhalb eine geordnete, freie Verfassung haben wollen, weil sie fühlen, daß ohne diese, jene allgemeine Behaglichkeit ihnen nie gesichert bleiben könne. Nicht mehr die heroische Freiheitsliebe des Alterthums ist es, die sie antreibt; freie Industrie, Handel und Wandel, sicherer und ruhiger Genuß des Privatlebens sind es, welche sie sich um jeden Preis verschaffen wollen.

Man blicke auf die Franzosen, der kriegerischsten Nation Europa's, man betrachte ihre letzte, ewig denkwürdige, so ganz von Allem, was die Geschichte aufweis't, verschiedene Revolution, ihre Mäßigung in und nach derselben, und wie sie alle alten Nationalvorurtheile, ja selbst ihre Eitel-

keit, von jeher die stärkste ihrer Leidenschaften, aufopfern und gefangen nehmen, für die lockendere Aussicht auf Ruhe und Frieden! So scheint sich mit Napoleon, gleich dem höchsten Aufflackern des Lichts vor seinem Erlöschen, das letzte Kriegesfeuer in Europa entladen zu haben, und alle civilisirten Völker widerstreben von nun an dem äußern Streite, und zwingen direct oder indirect ihre Regierungen und Beherrscher, wenn nicht zu gleicher Ansicht, doch zu gleichem Verfahren.

Die Berücksichtigung eines so neuen Zeitgeistes sollte den Regierenden ihre neue Politik vorschreiben, und haben sie diese richtig erkannt, so werden sie auch weit unbesorgter, gegen die Folgen großer Concessionen gegen ihre Völker werden, als sie es bis jetzt meistentheils noch sind. Dieselbe friedliche, industrielle und häusliche Richtung, wenn ich mich so ausdrücken darf, stellt auch sie vor allen Um-

wälzungen sicher, wenn sie nur mit dem Einen entgegenkommen, was Noth thut — einer Verfassung nämlich, welche Willkühr verbannt, und der allgemeinen Bildung ein sicherndes Organ in der Volksrepräsentation gestattet.

Es ist daher befremdend genug, daß heute noch ein bekanntes neues Werk über die französische Revolution, das den Grund derselben auf so platte Weise, aus abgedrosch'nen Gemeinplätzen erklärt, auch nur den Beifall der Kurzsichtigsten erhalten kann. Man erstaunt, wie es jetzt noch möglich sey, sich so sehr an Gott und Menschen zu versündigen, um zu behaupten: daß nur eine allgemeine Vorliebe zur Anarchie, ein allgemeines Nichtwissen der Menschheit, was sie wolle und solle, sich der Welt bemächtigt habe, und weßhalb? weil man der offenbarten Religion nicht mehr einen blinden

Glauben schenke, weil Jeder nur seiner Vernunft folgen wolle!

Ja freilich, Ihr wenigen noch übrigen Obscuranten, deren Element die Nacht ist, wo freilich Alles nur eine schwarze Farbe hat Ihr lieben Leute, die Ihr nach Umständen Sclaven oder Tyrannen seyn möchtet (denn beide sind ja nur die entgegengesetzte Pole deßelben Wesens), Euch muß die Vernunft ein Gräuel seyn, aber daß Ihr dieß heute noch so offen gesteht, beweis't: daß Euch nicht nur die Vernunft, sondern auch der Verstand fehle.

Nro. 58.

Es gibt außer Vernunft und Verstand noch ein drittes wichtiges, geistiges, sie betreffendes Vermögen, nämlich das: die beiden ersten passend anzuwenden und alle Drei gehen leider nicht immer zusammen.

In Bezug auf das gewöhnliche Leben nennt man jenes Dritte: Klugheit, und die Franzosen noch bezeichnender: l'apropos de l'esprit et de la raison.

Es ist sehr unbequem, dieses Vermögens zu ermangeln. Man gleicht dem Reichen, der seinen vergrabenen Schatz nicht wieder finden kann. Besser beinah' dann, nie einen gehabt zu haben!

Nro. 59.

Es fängt jetzt an, eine Lieblingsidee der Forscher zu werden, daß die sogenannten Wilden keineswegs jüngere, unausgebildete Völker, sondern nur die Trümmer seit uralten Zeiten untergegangener Civilisationen seyen. Die der Menschheit dadurch eröffnete Aussicht ist nicht die erfreulichste. Ich glaube aber, man muß sich auch hier vor dem pedantischen Fehler verwahren, Alles gewissen Theorieen anpassen zu wollen.

Eben so wenig, wie es leider wahrscheinlich ist: daß das ganze Menschengeschlecht, den Träumen der Optimisten gemäß, einst zu irdischen Engeln werden wird, eben so wenig wird es am Ende auch wieder gemeinschaftlich zum Thiere herabsinken.

Das beste Lehrbuch bleibt immer die Natur, und wie in dieser fortwährend die

niedrigsten Anfänge und die höchsten Ausbildungen in jedem Reiche zusammen bestehen, so wird wohl auch unter den Menschen immer ein Theil die oberste ein and'rer die unterste Stufe einnehmen. Die vernunftgemäßeste Ansicht scheint mir daher eine solche zu seyn, welche zwar stets im Einzelnen dem Ideal nachstrebt, das Ganze aber nicht als perfectibel, sondern schon als perfect ansieht, und nicht annimmt: daß die ganze Welt da sey, einen unbekannten Zweck zu erreichen, sondern daß aller Zweck des Seyns eben dieses ewige Seyn und Leben ist, und dieser folglich in jedem Augenblick schon vollständig erreicht wird.

Nro. 60.

Kraftübung allein ist Freude, und auch Tugend. Aller Genuß entsteht bloß aus ihr. Der Mensch fühlt sich nur dann selig, wenn er sich selbst genügt, und dieß geschieht nie ohne vollständigste Kraftübung.

Nro. 61.

Es ist wohl wahr: der Mensch ist unendlich klein, aber er ist auch unendlich groß. Trostlos klein und schwach in alle dem, wo er sich selbst beherrschen, dem Egoismus jeder Art entsagen soll — zum Erstaunen groß dagegen in dem, was er durch Wissen zu erlangen und selbst, was er zu ahnen fähig ist. Was fehlte ihm, wenn er nur dem Moralprincip in seinem Innern so völlig g'nügen könnte, um, wie er soll, Gott dadurch ähnlich zu werden. Gewiß, ihm wüchsen in demselben Augenblick Flügel, die mit der Schnelligkeit des Gedankens ihn durch jede Sternenweite führten; Er gewönne sich die Welt. Denn göttliche Kinder sind wir, wenn gleich in einem seltsamen Labyrinth befangen, und von unerklärlichen Ketten gefesselt, aber den-

noch wird ein Jeder von uns sich ihnen einst entwinden, und frei sich auf ewig an die Brust des himmlischen Vaters schwingen dürfen, wo der Kampf aufhört, doch nie die Thätigkeit.

Nro. 62.

Wenn ich von Moses gelesen, daß ihm Gott im feurigen Busch erschienen sey, habe ich immer geglaubt, daß er damit nur die Abendröthe gemeint, wenn sie in überirdischem Glanz die Büsche in Feuer verklärt, und dem bewegten Gemüth die ewige Nähe Gottes verkündet.

So hat mich alles Mystische, wenn es aus der Natur hervorging, immer in tiefster Seele angesprochen, aber was dieser Art von den Menschen mühsam erkünstelt wird, mich meistens kalt gelassen.

Nro. 63.

Schlussunterhaltung.

Als ich noch an Obigem schrieb, kam unser Denker herein und sah mir über die Schultern in das Manuscript.

„Es ist doch sonderbar!“ rief er, sobald er die letzten Zeilen gelesen, „daß ein frivoler Mensch, wie Sie, einer der die Welt so sehr liebt und so mancher practischen Thätigkeit leidenschaftlich hingegeben ist, zugleich eine fortwährende Neigung fühlt, sich philosophischen und religieusen Grübeleien (denn Forschungen kann man es eigentlich nicht nennen) hinzugeben.“

„Lieber Freund,“ erwiederte ich, „der Mensch liebt die Abwechslung, und Sie würden Ihren Titel schlecht verdienen, wenn Sie nicht einsähen, daß so gewiß wir hier auf thä-

tiges Handeln in dieser Welt angewiesen sind, doch auch noch etwas Höheres und Zukünftiges hinter dem Vorhange lauscht, mit dem sich zu beschäftigen, eben so heilsam als genußreich ist. Jeder thut es nun nach seiner Art. Der Eine läßt sich von Andern seinen Glauben machen; ich grüble, wie Sie sagen; und Sie, Werthester, Sie kritteln und zweifeln. Am Ende werden wir doch Alle denselben Weg einmal gehen müssen. Meinen Sie nicht?“

„Bei'm Himmel! das ist meine geringste Sorge. Ich wünschte nur Eins, nämlich daß wir alt gewesen wären, ehe wir jung würden! Wie viel weniger dumme Streiche würden wir da machen! Wir genößen dann die Welt mit Verstande, mit aller Kraft zum Genusse, während wir jetzt erst verständig werden, wenn der Genuß Abschied zu nehmen anfängt.“

„Alles würde dann auch in den allgemeinen Einrichtungen methodischer, zweckmä-

ßiger seyn und eine so tolle Zeit, wie die unsrige, könnte man gewiß gar nicht erleben. Bei ganzen Völkern findet sich übrigens zuweilen etwas meinem Wunsche Aehnliches. Nehmen Sie z. B. die Americaner.

Die sind früher als Engländer alt gewesen, nun haben sie dafür als Americaner eine so besonnene und kräftige Jugend. Bei ihnen ist Alles, auch der kleinste Gebrauch, auf reellen Vortheil basirt. Selbst ihrer Frömmigkeit kommen sie auf äußerst practische Weise dadurch zu Hülfe, daß ihre Kirchen durchgängig bei der großen Sonnenhitze sorgfältig kühl und luftig gehalten, und im Winter vortrefflich geheizt werden. Glauben Sie nicht, daß der Mangel dieses letztern Umstandes bei uns der Religion vielen Abbruch thut? Ich spreche gewissermaßen aus Erfahrung, denn ich komme eben aus der Kirche, wo ich vor Zähneklappern durchaus zu keiner Erbauung gelangen konnte."

„Vielleicht thaut sie noch später bei Ihnen auf, lieber S...., wie die Töne in Münchhausen's Posthorn."

„Sie haben gut scherzen, Bester, an Ihrem warmen Ofen. Wahrhaftig ich habe bei'm letzten Ordensfeste nicht ärger gefroren als heute, und das ist nicht wenig gesagt."

„O waren Sie je dort? Davon haben Sie mir ja noch nichts gesagt. Erzählen Sie doch."

„Es ist schon ziemlich lange her, mein Ordensfest, und nicht war ich Zeuge jener großen Ordensvertheilung, die so seltsam mit Rauch anfing, und mit einem Schornsteinfeger endete, sondern g'rade zu der Zeit, als der Tischler Wandschaff in Berlin die Quadratur des Cirkels erfunden zu haben glaubte, wohnte ich zum letztenmal dieser Feierlichkeit bei. Sie wissen, das Ordensfest findet immer im Januar statt, und damals waren noch alle Ritter genöthigt, alt

und jung, in Schuhen und seidenen Strümpfen, sowohl in der Kirche als im Schlosse zu erscheinen. Ich habe mir auch immer eingebildet, die Jahreszeit sey absichtlich so gewählt worden, um zugleich für besseres Avancement unter den Rittern zu sorgen, denn mancher Alte feierte dort sein letztes Fest, wenn er versäumt hatte, unter der seidenen Hülle sich in Hirsch- und Kalbleder zu stecken."

„Am meisten belustigte mich zu jener Zeit der baumlange Feldmarschall K., der seine seidenen Strümpfe gar über die Steifstiefeln gezogen hatte, und wahrlich in diesem Costüme den Elephantenorden verdient hätte."

„Bei Tafel, in dem schönen Saal, dem nichts fehlte als Oefen, führte mich mein guter Stern neben einen Geheimen-Rath, einen berühmten Gourmand und Lebemann, der aber heute in jeder Hinsicht die Miene eines Kreuzträgers angenommen hatte. Kaum brachte er den ersten Löffel Suppe

zum Munde, als er schon seufzend ausrief: „Gott im Himmel, sie ist richtig schon eiskalt geworden!“ Jetzt griff er in die Rocktasche, und holte ein kleines Etui heraus, das ich zuerst für eine Schnupftabaksdose hielt. „Sehen Sie nur, wertheſter Herr Mitritter,“ sagte er, indem er es öffnete und mir einen Taschenthermometer vorhielt, „ein Grad nur über den Gefrierpunct, ist es nicht schrecklich?!“ Ich mußte lachen und rieth ihm, sich an den Wein zu halten, überdem, tröſtete ich, seyen frische Eßzimmer ja der Verdauung sehr zuträglich! Mein guter Rath wurde treulich befolgt, der Leidende verlor keinen Augenblick mehr mit Plaudern, und als sein Champagnerglas zum dritten oder viertenmal gefüllt worden war, schien er mir völlig aufgethaut. „Ich bin,“ wandte er sich jetzt wieder zu mir, „am Hofe wenig bekannt, sagen Sie mir doch, ich bitte, wer ist jener ausländisch aussehende Mann?“

Ich richtete meine Blicke nach dem bezeichneten Ort. „Ein Chinese," erwiederte ich, „der als Professor der orientalischen Sprachen angefangen, und als Lakay geendet hat." — „Ein Chinese! Gott, wie muß dieser arme Mensch heute gefroren haben! Aber was sagen Sie von Lakayen? Es tragen zwar viele Solche jetzt mehr oder weniger Orden, aber dieser ist ja mit dem Einschub der neuen ersten Abtheilung der zweiten alten Klasse geschmückt, und sitzt ja auch mit am Tische."

„O! die alte Excellenz meinen Sie, mit dem schlohweiß gepuderten Haupte, welcher der Chinese eben den Teller reicht — nein, die ist nicht so weit her, das ist nur ein Präsident aus der Provinz. Uebrigens ist Ihr Quiproquo um so comischer, da der alte Herr bestimmt zu seyn scheint, mit erotischen Personen in Conflict zu gerathen. Hören Sie den seltsamen Zufall. Voriges Jahr befand derselbe sich im Theater zu

Coblenz. Das Schicksal wollte, daß der berühmte Reisende, Prinz von Neuwied, mit einem seiner kürzlich importirten Botocuden ebenfalls das dasige Theater besuchte, und dieser, der Botocude nämlich, seinen Platz immediat hinter unserm Präsidenten eingenommen hatte. Seltsamer Weise faßte der Wilde den poetischen Gedanken, des alten Herren Frisur sey von Zucker, und da er das Süße sehr liebte, Wilde aber ihren Begierden wenig Zaum anzulegen verstehen, so streckte er ohne Weiteres seine Zunge heraus und beleckte zweimal den vermeinten Zuckerhut so herzhaft, daß der Präsident, höchst auffallend gekitzelt, zusammenfuhr, sich erstaunt umsah, und noch mehr erschrak, als er das furchtbare Gesicht erblickte, welches, dummdreist lächelnd, ihn jetzt mit einer horriblen Grimasse anglotzte. „Euer Excellenz," sagte ein Spaßvogel, der die ergötzliche Scene schon eine

Weile ruhig mit angesehen, „nehmen Sie sich in Acht, es ist des Prinzen von Neuwied Menschenfresser, und er hat sichtlich Appetit auf Sie bekommen.“ Entsetzt sprang der Präsident auf und rief um Hülfe, bald ward der Aufstand allgemein, und unter Schelten und Gelächter brachte man endlich den Butocuden in sicherern Gewahrsam.“

„Sie scheinen gut bewandert hier zu seyn, mein Herr,“ sagte beifällig mein gastronomischer Nachbar, indem er von neuem sein Glas füllen ließ, „können Sie mir wohl von jenem Ritter dort, der so aussieht, als habe er einen Handschuh über's Gesicht gezogen, oder von dem großen Officier neben ihm, der eine so capable Miene annimmt, als sey bereits das Feldmarschallsexamen glücklich von ihm bestanden worden, eine eben so lustige Geschichte erzählen?“ — „Wahrhaftig, Sie haben es ziemlich getroffen,“ erwiederte ich, „ich brauche bloß dem Beispiel des ehrlichen Pommer zu folgen,

der auf die Frage: Ob er lateinisch verstünde? antwortete: Nein, ich nicht, aber mein Bruder. Die Leute nämlich, die Sie mir andeuten, bieten wirklich nichts dar, als ihre eig'ne flache Unbedeutendheit, aber da sie eine Anecdote wollen, so liefert der Herren nächster Nachbar einigen Stoff dazu *). Dieser, ein Landrath von Stutterheim, begleitete voriges Jahr die Kaiserin Mutter durch seinen Regierungsbezirk. Die Kaiserin, der man das Gestüt von Trakehn als merkwürdig gerühmt hatte, frug ihn, ob es noch mehrere Stutereien in der Provinz gäbe? Nein, Ihro Majestät, erwiederte der Gefragte, welcher unglücklicherweise statt Stuttereien Stutterheime verstanden hatte, ich und meine Schwester sind von Allen allein noch übrig."

„Sie erinnern mich," fiel der Geheime-

*) Da der Betreffende todt ist, darf die sehr unschuldige Geschichte wohl hier ihren Platz finden.

rath ein, „da Sie Trakehn erwähnen, an etwas noch Stärkeres dieser Art, was man kaum glauben würde, wenn man es nicht schwarz auf weiß gesehen hätte.“

„Bei einer Inspectionsreise, die ich in jene Gegend machen mußte, bat mich eine alte Wittwe, einen Brief an den Herrn v. B. mitnehmen zu wollen. Ohne auf die Adresse zu achten, steckte ich ihn in meine Brieftasche, und gab ihn eben so ab, glaubte aber in die Erde sinken zu müssen, als die Aufschrift gelesen wurde, und folgendermaßen lautete:

„Sr. Hochwohlgeboren, dem ersten Landbeschäler im Königlichen Gestütt zu Trakehn, Herrn von B...., Ritter mehrerer hoher Orden ....“

„Aber bei Gott! ich glaube, Sie sind trotz meiner vortrefflichen Unterhaltung eingeschlafen,“ unterbrach sich hier S ..... sehr entrüstet; denn ich hatte wirklich die

Augen zugemacht, und mich in ganz andere Gedanken vertieft.

„Verzeihen Sie, geistreicher Denker,“ sagte ich, „meine Unachtsamkeit ist höchst strafbar, aber die Betrachtung hatte mich gewaltsam ergriffen: wie seltsam sich doch die Zeiten ändern, und welchen hübschen Contrast man wahrgenommen haben müßte, wenn während Ihrer Ordenstafel plötzlich die weiße Frau eingetreten wäre, und Sie neumodische Ritter sämmtlich gezwungen hätte, den ächten alten wiederum Platz zu machen. Wenn dann die Geharnischten auf ihre Sitze niedergerasselt wären, statt dem leisen froissement Ihrer leichten Tuchröcke; die goldenen Ordensketten geklirrt hätten, statt dem Wehen Ihrer bunten Bändchen; und statt der kleinen Champagnergläschen, von denen Ihr Nachbar viere geleert (Sie sehen, ich habe genau Achtung gegeben), Humpen, wovon einer vier Bouteillen enthält, deren Stelle er-

setzt hätten — gewiß würden Sie, einem solchen Schauspiel gegenüber, kaum geglaubt haben, daß die neue, wie die alte Gesellschaft, doch beide noch immer aus den nämlichen Menschen, mit allen ihren Leidenschaften, Fehlern und Tugenden, bestehe, daß es noch ganz dieselben Leute seyen, nur in andere Gewänder, als damals, gekleidet. — Mit den alten Gewändern sind aber dennoch auch einige andere wichtige Dinge auf immer entflohen, und statt ihrer, gleich den Wallfischen (die auch die einzigen Ueberbleibsel aus der Urwelt sind), nur dunkle Namen übrig geblieben, die man nicht mehr recht zu deuten weiß, und dennoch blindlings fortführt. Ein solcher ist z. B. der Name Ritter, und so ziemlich auch der Name Adel."

„Sie pfuschen mir in's Handwerk, Verehrter," eiferte S . . . . ., „und scheinen ganz zu vergessen, daß die Paradoxen, nach unserer Convention, nur mir erlaubt sind.

In der That berühren Sie aber da ein inhaltreiches Capitel! Jeden Tag danke ich meinem Gott, kein Adelicher auf dieser Welt geworden zu seyn, kein solcher armer Mann, dem es zugemuthet wird, ein längst abgestorbenes Gespenst hier noch in Fleisch und Blut repräsentiren zu sollen, einen Schatten, der, ohne mehr selbst verwunden zu können, doch noch überall verwundbar geblieben ist, ein klägliches Phantom, das die Kinder jetzt verspotten, und die Erwachsenen ungescheut mit Koth bewerfen. Hören Sie einen unserer höchst beliebten Schriftsteller, einen sonst ganz harmlosen Romanschreiber, wie wüthend er auftritt, sobald er auf das Capitel dieses unglückseligen Adels kömmt:

„„Schande der Menschheit!““ ruft er aus: „„daß diese gottverfluchte Bande noch immer als Blutsauger an den Adern unserer Staaten liegt, und das Mark des Bürgers und Landmanns verzehrt, begün-

ſiigt von unſern Fürſten, erbärmlichen Schwächlingen, wie es auch König Friedrich von Schweden war.““ (Der Roman ſpielt nämlich in Schweden.)

„Du lieber Herr im Himmel! wenn das Mark der Unterthanen heut zu Tage noch ausgeſaugt wird, ſo bekömmt wahrhaftig der Adel am wenigſten mehr davon zu koſten, eher möchte dem Fabrikherrn, dem Papierſpeculanten, dem Staatsbeamten etwas davon zu kommen.“

„Ein Anderer ſagt zwar mit etwas mehr Mäßigung, aber eben ſo ungerecht:

„„Dieſer verabſcheuungswürdige Adel, der vor fünfzig Jahren, alle Menſchenrechte höhnend, dem Landmanne verbot, die Felder zu düngen, damit dem Edelmann nicht die Rebhühner nach Dünger ſchmeckten; der in den Tuilerieen im Sommer auf geſtreutem Salz eine Schlittenfahrt veranſtaltete, während das Volk, wegen der ungeheuren Abgaben, dieſes nothwendigſte Nah-

rungsmittel kaum noch bezahlen konnte ꝛc.““

„Sollte man nicht glauben, weil einige Verabscheuungswürdige solchen gottlosen Mißbrauch getrieben, der ganze Adel habe zu jener Zeit das Düngen der Felder verhindert, und sey den Sommer über auf Salz umher gerutscht? Ist solches Generalisiren nicht ganz abgeschmackt, und ist der Bürgerstand etwa deßhalb verabscheuungswürdig, weil weit mehr Bürgerliche wie Adeliche als Spitzbuben und Raubmörder gehangen und gerädert worden sind, oder die Soldaten eine gottverfluchte Bande, weil Viele derselben sich oft schon der grausamsten Excesse schuldig machten?“

„Menschen sind Menschen. Unter Allen, weß Standes sie seyn mögen, werdet Ihr Schändliche finden, die Andere ihrem Egoismus zum Opfer bringen. Eure Schuld ist es, wenn Ihr durch schlechte Institutionen solche Mißbräuche nicht nur möglich, son-

dern häufig macht. Erhebt alle Ultraliberalen zu Edelleuten, und gebt ihnen wieder denselben Spielraum, den der genannte französische Adel einmal zu jener Zeit hatte, und Ihr werdet in Kurzem wieder Aehnliches, vielleicht noch Schlimmeres erleben — denn die Kleinen sind wahrlich nicht milder, als die Großen! Das hat uns schon die französische Revolution, wie auch andere Zeiten, z. B. die der Judenverfolgungen im 14ten Jahrhundert schaudererregend genug gezeigt. Bei letztern beiden spielte der Adel keineswegs die Hauptrolle. Also nicht der Adel als Stand ist zu hassen, sondern nur die Staatsverfassung, die ihm oder einem andern Stande die Gelegenheit und Freiheit des Mißbrauchs gab oder gibt. Der heutige Adel ist wahrlich der harmloseste aller Stände in dieser Hinsicht, und wenn er verächtlich geworden ist, so kommt dieß jetzt bei ihm nicht mehr aus zu großem Ueberfluß, sondern nur aus

zu großem Mangel an Waffen her, um schädlich werden zu können.“

„Bei der Subhastation eines Ritterguts auf dem Lande hörte ich neulich einen unserer angesehenen Justizbeamten — als man über Tisch das unglückliche Geschick des Gutsbesitzers beklagte (welcher, nach der Subhastation seines Gutes, wobei er nur aus der Unmöglichkeit, ein verhältnißmäßig geringes Capital zur rechten Zeit zu negoziren, sein ganzes Vermögen verloren, und nun mit acht Kindern betteln mußte) — mit höhnischer Miene ausrufen: „„So ist es schon recht! Dieß Volk muß erst alles zum Teufel fahren, eher wird's nicht besser werden. Was schadet's denn dem Lande, daß sie ihre Güter verlieren, es werden immer Andere da seyn, diese wieder in Empfang zu nehmen.““

„Hinc illae lacrymae, und die Advocaten werden dabei gewiß nicht die Letzten seyn. Muß man aber nicht das gefühl-

volle Herz, die gesunde Politik und die edle Dreistigkeit gleichmäßig bewundern, welche diesem Diener der Gerechtigkeit beiwohnten? Seine Genossen stimmten übrigens frohlockend ein, einige anwesende adeliche Gutsbesitzer hörten nichts Neues, und sahen nur beschämt auf ihre Teller, ich aber notirte mir den Fall, gleichfalls nicht als etwas Seltenes oder Merkwürdiges, aber doch als eine rührende Geschichte; denn während diese Commissarien hier von den letzten Pfennigen, die sie dem Unglücklichen ausgepreßt, noch tafelten und praßten, mochte dieser wohl mit seiner trostlosen Frau und seinen unmündigen Kindern das ungewohnte Brod der Armuth mit glühenden Thränen benetzen."

„So wehmüthig Ihre Geschichte Einen stimmen könnte," sagte ich, „so geschieht Ihrem Adel doch wirklich nur vollkommenes Recht. Er hat ganz das, was er verdient, das Loos, was er sich selbst bereitet. Hat ihn

die Nemesis gestürzt, so geschah es nur in der Gestalt seiner eigenen Thorheit, und wenn er nicht sehr bald die Mittel ergreift, die ihn einzig noch retten, ja ihn sogar zu mehr machen können, als er je in Deutschland war, so wird er über ein Kleines ganz verschwinden, und eine selige Ruhe im Grabe ist ihm dann auch von Herzen zu gönnen."

„Ach, ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Nach Ihnen soll eigentlich der Edelmann nicht mehr, sondern sein Landbesitz den Adelstitel führen."

„Ganz recht," erwiederte ich, indem ich ein Blatt aus meinen Papieren hervorholte, „betrachten sie hier einmal eine neue Art von Stammbaum, den ich gestern entworfen, um zu ermitteln, was in einer gegebenen Zeit aus einer Adelsfamilie, nach den jetzt herrschenden Principien construirt, und aus einer, nach den meinigen gebildet, werden muß. Ich habe dieselbe allerdings

besonders fruchtbarer Natur angenommen, und dem Stammvater zehn Söhne, jedem Folgenden aber, ohne Erwähnung der Sterbefälle, zwei leben bleibende, männliche Nachkommen ertheilt, was eben nicht physisch unmöglich ist, und auf den Zeitraum von 30 Jahren immer eine Generation gerechnet. Sehen Sie selbst."

Hiermit gab ich ihm folgendes Blatt:

Nro. 1. Unser Adel.				Nro. 2. Vernunftgemäßer Adel.			
Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Mögliche Gemeine.	Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Mögliche Gemeine.
1830	1	6000	0	1830	1	6000	0
1860	10	600	0	1860	1	6000	9
1890	20	300	0	1890	1	6000	19
1920	40	150	0	1920	1	6000	39
1950	80	75	0	1950	1	6000	79
1980	160	37 1/2	0	1980	1	6000	159
2010	320	18 3/4	0	2010	1	6000	319

„Hier finden wir also," fuhr ich fort, „auf der ersten (der schwarzen) Colonne, nach Verlauf von 200 Jahren, im ganz möglichen Laufe der Dinge, die Zahl der

Barone in eben dem Verhältniß zunehmen, wie ihre Mittel abnehmen, und zuletzt eine Schaar von 320 bettelnden Baronen mit 18 Thalern jährlicher Einkünfte, die dem Lande nur zur Last fallen müssen, während wir auf der andern Colonne zwar fortwährend nur einen Baron anständig bestehen, zugleich aber eine Menge nützlicher Bürger freudig neben ihm anwachsen sehen, die dem Lande vielfachen Nutzen zu gewähren, und neue Fonds zu gründen im Stande sind. Beide Parteien, so heterogen sie auch dastehen, entsprießen dennoch gleichmäßig aus dem Saamen desselben Urbarons, nur unter verschiedenen Bedingungen entwickelt, welche allein den ganzen Unterschied hervorbringen."

„Muß nun nicht jeder Patriot wünschen, daß, wo der Adel einmal nicht ganz aufzuheben ist, wenigstens ein solcher Zustand desselben, der die Aufstellung der ersten Colonne möglich macht, eine Radicalreform

erleide? Und können wir es dem Bürger noch so sehr verdenken, wenn er die Prätensionen eines solchen Adels, nach Aufhörung des Faustrechts, unerträglich findet, und ihn eben so sehr verachtet als anfeindet? Demungeachtet hat der Bürger auch Unrecht, denn er sollte dergleichen Adeliche nur von Grund des Herzens bemitleiden, ja, wie es im Morgenlande den Blödsinnigen zu Theil wird, sie als inspirirte Märtyrer verehren, die ihm zu seinem Besten eine heilsame negative Lehre geben."

„Bei'm Himmel!" sagte S....., „Sie sind schlimmer, als alle Democraten, und wüthen in Ihrem eigenen Fleisch."

„Allerdings," erwiederte ich, „doch nur um den kranken Theil, wenn ich könnte, auszuschneiden, damit der gesunde wieder frisches Leben erlangen möge."

„Fromme Träume, mein Theurer! Lassen Sie sich doch darüber keine graue Haare wachsen. Denken Sie bloß an sich, und

für die Andern lassen Sie den lieben Gott und das Gouvernement sorgen!“

„Vortreffliche Moral! Wo haben Sie denn die aufgefunden, wenn ich fragen darf?“

„Es ist der erste Paragraph im Katechismus für ruhige und gute Bürger. Richten Sie sich also nur darnach!“

„Wir wollen wirklich uns besinnen.“

II.

Acht

Frühlings- und Sommertage

aus dem

Leben Mischling's.

Eine wahre Geschichte, mit dem Anstrich einer Novelle.

Schauplatz der Begebenheiten Mischlings.

Vorgeschobenes.

Fast nehme ich Anstand, so unbedeutende Abenteuer wieder zu erzählen, als die folgenden sind; indeß man lies't des Außerordentlichen jetzt so viel, man verdirbt sich den Magen so oft mit weit hergeholten Delicatessen, daß zur Veränderung auch einfache Kost wohl einmal munden mag.

Eine Characteristik meines Freundes Mischling hier im Voraus zu geben, ist wohl unnöthig, denn da wir ihn acht ganzer Tage lang nicht aus den Augen verlieren werden, so müßten wir schlechte Menschenkenner seyn, wenn wir nicht am Ende derselben wenigstens einigermaßen wüßten, mit wem wir zu thun gehabt haben. Auch ist, da wir bloß wirklich Geschehenes berichten, kaum zu befürchten, daß wir etwas

ganz Characterloses liefern könnten, wie man es Manchem unserer modernen Romanschreiber zuweilen vorwerfen will; es müßte denn seyn, daß Mischling's eigener Character gerade in der Characterlosigkeit bestünde, und dann wäre freilich diesem Uebelstande nicht weiter abzuhelfen.

Erster Tag.

Es war Morgen, ganz früher, gold'ner Morgen. Alle Kukuke schrieen, wie um die Wette, und die Sonne las emsig auf den Fluren einen langen Schatten nach dem andern auf, die aus der Nacht noch liegen geblieben waren.

Mischling schritt rüstig zu, die Vögel zwitscherten und die Käfer summten, frisch wehte die Luft, und auf den jungen Birken, durch die der Weg sich anmuthig schlängelte, glänzten tausend Thautröpfchen in allen bunten Regenbogenfarben.

Den Fürsten der Erde, und selbst schon den vornehmen Leuten, muß Gott ohne Zweifel weit mehr verzeihen, als den Armen; denn jene haben in Wahrheit ein

hundertmal schwereres, beschränkteres und genußloseres Leben! Wer gesund ist, versuche es z. B. nur einmal, einige Meilen an einem schönen Frühlingsmorgen durch Wald und Flur im Angesicht der blauen Berge, und sey es auch auf dem holprigsten Felsenpfade zu wandern, und dann denselben Weg in einem herrlichen Wagen, mit sechs Pferden bespannt, gemächlich ausgestreckt, vom Staube seines Gefolges umgeben, in der glühenden Mittagshitze so bequem, aber auch so langweilig als möglich zurück zu legen, und er wird bald den Unterschied gewahr werden.

Sollte er dann dennoch das letzte vorziehen, so würde ich dafür halten, daß ihn unser Schöpfer gar nicht gemacht, sondern nur eine unregelmäßige Gährung der Naturstoffe sein trauriges Daseyn hervorgebracht habe.

So oft Mischling, unter solchen Gedanken fröhlich weiter eilend, eine Höhe erstieg,

wandte er sich immer wieder um, noch einmal die Thürme der alten Stadt Gröditz zu betrachten, und auf ihren hohen Dom aus der Ferne die Blicke zu heften, wo Tetzel einst unter einem buntlakirten Ziegeldache so viel Ablaß verkaufte, daß, wie die Chronik sagt: die ganze Kirche von dem Erlös nachher gebaut werden konnte.

Heut zu Tage, meine ich, würde freilich dieses Mittel nicht mehr anschlagen, aber die Leute sind deßhalb nicht besser d'ran. Was man ihnen sonst aus den Taschen lockte, das nimmt man ihnen jetzt geradezu, auf directem, wie auf indirectem Wege. Die Staats- und Finanzkünstler haben die Kirchenkünstler abgelös't, und werden walten, bis einmal der große Papierbanqueroute eintritt, der der Welt vielleicht bald bevorsteht, und sie wahrscheinlich dann wieder auf eine neue Weise lehren wird, daß das alte Lied sich immer wiederholt: Einige Schelme und viele Thoren!

In der guten alten Burgstadt, die Mischling heute früh verlassen, mochte es auch wohl mehr der Letzteren als der Ersteren geben, und wahrlich, es hatte ihnen nicht an hinlänglicher Uebung in jener Zeit gefehlt, wo sie, bald für Alexander, bald für Napoleon illuminirend, Jahrelang nicht wußten, wer von Beiden das letzte Licht behalten würde. Gewiß war es damals ein Glück für die guten Leute, daß ihr alter Bürgermeister alle Nächte zwanzig Tassen Thee trank, und bei'm Gewitter sich in den Keller zu begeben pflegte. Ein Brausekopf mit Champagner, ein Freund von Blitz und Donner würde sich nicht so gut durchgewunden haben, und die gezwungenerweise zur Fledermaus gewordene Stadt unter seiner Regierung noch schlimmer als jetzt gerupft worden seyn. Nun hat sie im Lager der obsiegenden Quadrupeden den Hafen der Ruhe erreicht. Die schweren Prüfungstage sind überstanden, und das kleine Feuer der

Beamten-Bataillone hat den Kanonendonner der Armee'n abgelöf't. Trotz beider ist jedoch die Stadt noch immer reich geblieben, und mein Freund hatte selbst Gelegenheit, dieß bei einem splendiden Feste zu bemerken, wo der Vorstand, in alter süßer Gewohnheit und momentaner Zerstreuung (als sey die Vergangenheit nur ein Traum gewesen) wieder den seligen Friedrich August hoch leben ließ, obgleich er gewiß Friedrich Wilhelm eben so treu im Herzen führte.

Gröditz ist ein Ort, der, wie seine Umgegend, viele historische Erinnerungen darbietet. Mischling hatte auch nichts von diesen zu besichtigen versäumt, selbst nicht die Copie des heiligen Grabes, zu dem der fromme Gründer dreimal reis'te, weil bei der Ausführung ihn eben so vielemale sein schwaches Gedächtniß verließ.

Im Zauberpalast der adelichen Jungfrauen hatte er viele reizende Stunden verlebt; auf der Kunstkammer der gelehrten Gesellschaft

sich electrisiren lassen, und ein interessantes Embryo, so wie einen Stinkkäfer, dessen gold'nes Kleid, durch das Mikroscop betrachtet, eine ganz unerhörte Pracht, wie von so viel in einander geschmolzenen Edelsteinen entfaltete, und endlich zwei große antediluvianische Hörner andächtig beschaut, welche der Gelehrteste ihrer Präsidenten der Academie als ewiges Andenken zurückgelassen hatte. Auf dem Landtage war er emsig bedacht gewesen, die Volksrepräsentation (auch ein Embryo) zu studiren, und hatte sich dabei human der Dieten gefreut, welche des Landes Diener so reichlich dabei erzielen; in der Resource hatte er tapfer ein Concert ausgehalten und sich dort fast auf immer an schlechten Tabaksrauch gewöhnt; auch die Gärten der Armida hatte er pflichtschuldigst bewundert, in denen des Städtleins freundlicher Mäcen durch siebenzig Sorten Rosen und siebenzigjährige Rosenwangen bekundet, daß er das Lebenselixir

ewiger Jugend unter seinen Blumen gefunden haben müsse; zuletzt aber hatte er auch noch Haus und Hof fleißig besucht, wo die liebenswürdigste der Gräfinnen in philosophischer Ruhe den Musen und einer kleinen Gesellschaft auserwählter Freunde lebt.

Unter diesen Letztern zog ihn besonders ein merkwürdiger Mann an, der unserer Sprache, wenn wir ihm folgen, eine neue Aera bereiten wird. Er beabsichtigt nämlich, alle fremden Wörter nunmehro völlig aus derselben auszumerzen, und um hier nur in der Kürze zu zeigen, mit welchem Glück er bereits operirt hat, führe ich einige seiner Verbesserungen im Militairfach an. Infanteristen sind dort von ihm, höchst naturgemäß, in Gänger, Cavalleristen in Sprenger, Musikanten in Klänger und Tirailleurs in Fänger verwandelt worden. Man sieht, daß hier nicht nur auf das Vernünftige, sondern auch auf den Reim sogar Rücksicht genommen worden ist, wo-

durch zugleich einem etwanigen Vorwurf der Ungereimtheit im Voraus schon siegreich begegnet wird. Derselbe Mann hatte in andern Fächern sich nicht weniger ausgezeichnet, keinen geringen Einfluß auf den Speculationsgeist seiner Mitbürger ausgeübt, und ihnen auch selbst darin schon als practisches Muster vorgeleuchtet; zuerst durch die Besetzung eines Teichs mit Blutegeln statt der Karpfen, alsdann durch die Versendung eines Centner Wachses nach Mexiko, welches aber leider durch Unvorsichtigkeit unterwegs an einem Ofen zerschmolz, und da hierdurch mehrere andere Waaren beschädiget wurden, den geehrten Absender in einen langen Proceß verwickelte. Da nun Entscheidungen der Processe bei uns sehr einem Spiele gleichen, das man „Kopf oder Wappen" nennt, wobei gewöhnlich ein blinder Zufall den Ausschlag gibt, so proponirte unser genialer Freund seinem Gegner, sich lieber einem Gottesurtheil zu un-

terwerfen, und zu dem Ende sich ruhig mit ihm an ein Fenster der Resource zu placiren, wo es sehr viele Fliegen gibt. Derjenige nun, auf dessen Nase sich die erste Fliege setzen würde, der sollte den Rechtsstreit gewonnen haben. Der Kampf fand statt, und der Gegner siegte. Es verlautete aber nachher, daß dieß nur durch List geschehen sey, indem er sich vor Anfang des Duells einen Tropfen Fliegengift auf seine Nase geträufelt, und so begann hierüber ein neuer Proceß, welcher, so viel ich weiß, noch schwebt.

Auch mehrere Mitglieder der naturhistorischen Gesellschaft fanden sich bei der jungen Gräfin ein, die sich seit einem Jahre mit Untersuchung der wunderbaren Sage vom hiesigen Nachtschmiede beschäftigten. Besagter Schmied ist ein in Gröditz wohlbekannter Spuk, der sich nur bei Nacht hören läßt, und Herrn Kerner für die dritte

Ausgabe der Seherin von Prevorst sehr zu empfehlen seyn möchte.

Die Sage dieses Nachtschmiedes ist kürzlich folgende: Meister Volprecht lebte fleißig und glücklich mit seiner jungen Frau. Da kam ein schmucker fremder Gesell und bot ihm seine Dienste an. Er arbeitete für zehn, und brachte vieles Geld in's Haus; doch frommte es dem Meister nicht, der bald ein Prasser und Schlemmer, seine Frau aber des Fremden Buhlin ward.

Eines Abends erschien ein vornehmer Herr in Scharlach gekleidet, bei Volprecht, und bot ihm 100 Goldgülden, wenn er ihm in sieben Tagen ein Grabgeländer anfertigen wolle. „Aber," setzte er hinzu: „Verschreiben müßt Ihr Leib und Seele, daß es in sieben Tagen um Mitternacht fertig sey." Der Handel wird abgeschlossen, und Volprecht trägt seinem stets rüstigen Knechte die Arbeit auf. Schon nach dreien Tagen ist diese vollendet bis auf einen einzigen

Ring, und Volprecht eilt wohlgemuth auf's Land, zu Hochzeit und Schmaus und Tanz! Am siebenten Tage kömmt er zurück, und siehe da, als er das Gitter besichtigt, fehlt immer noch der Ring und mit ihm der Geselle.

Schnell geht er selbst an's Werk, das Fehlende zu schmieden, doch vergebens. Er hämmert, daß der Schweiß ihm vom Gesichte trieft. Umsonst — jedes Eisen bricht. So kömmt, in Verzweiflung und Todesangst, die Mitternacht heran, und mit dem Schlage Zwölf der scharlachrothe Herr. — Kurz: der Teufel holte, wie billig, Herrn Volprecht.

Sein Haus steht noch jetzt, und oft hört man dort in stillen Nächten unterirdisch auf dem Amboß hämmern, so laut manchmal, daß die Fenster davon erzittern.

Niemand aber hat bisher erklären können, was es eigentlich mit diesem unsichtbaren Schmieden für eine Bewandtniß habe.

*

Auch zeigte man sonst den Fremden auf dem Kirchhofe das Eisengitter mit dem fehlenden Ringe. Dabei wurde erzählt: daß man oft versucht habe einen Ring anzulegen, daß aber allemal über Nacht der Ring wieder verschwunden sey.

Die Acten der untersuchenden Gesellschaft über einen so merkwürdigen und räthselhaften Gegenstand sind bereits zu einer ungeheuren Dicke angeschwollen, aber immer verhindern neue Indicien den endlichen Schluß derselben. So weit ist man bereits im Reinen: Entweder hat der Spuk seinen Grund in natürlichen Ursachen, als da sind: Echo, versperrte Quellen, Ratzen, absichtlicher Spaß und dergleichen, oder der hämmernde Schmied ist ein Hereinragen der Geisterwelt in die Grölitzische. Ein Drittes glaubt man schwerlich ausmitteln zu können.

Vielfach sich allen diesen lehrreichen und angenehmen Erinnerungen hingebend, er-

reichte Mischling Mittags einen Gasthof, dessen Schild von der seltsamsten Art war. Hier lud nämlich Gott der Vater, grimmig wie Erlkönig aussehend, in propria persona die Reisenden zur Einkehr ein. Aus den Wolken herausschauend, hielt er eine große gold'ne Wage in der Hand, deren eine Schale, bis an den Rand mit schwerem Hafer gefüllt, sich tief zwischen zwei irdische Personen herabsenkte, wovon die eine einen Fuhrmann, die andere den Wirth darstellte, und sinnreich hierdurch andeutete, welches reichliche Maas in dieser Schenke gewährt werde.

Aus Gottes Munde gingen folgende Worte hervor:

„Dieß Haus stehet in meiner Hand
„In Land und Kreis ist es wohlbekannt
„Zur goldenen Wage wird es genannt.

Ich muß gestehen, höher kann sich die gastwirthliche Industrie kaum versteigen, und es ist zu bezweifeln, daß außerhalb der

Provinz, die Mischling und mir das Leben gab, irgend Jemand einen ähnlichen Schwung genommen hat.

Doch schien es fast, daß der liebe Gott nur für den Hafer sorgte, denn alles Uebrige, was mein Freund von menschlicher Speise anzuschaffen suchte, war herzlich schlecht und so theuer, als hätte der Teufel die Zeche geschrieben. Auch bemerkte er nachher, als er das Bild vor dem Weitergehen noch einmal betrachtete, daß in der That die Figur des Wirths, mit ihrer sarcastischen Miene, viel Mephistophelisches hatte, und innerlich zu sagen schien: das Maas ist zwar voll, guter Freund, warte aber nur auf den jüngsten Tag, d. h. den der Rechnung!

Das Innere der Kneipe hatte übrigens viel Eigenthümliches. In der großen Saal ähnlichen Stube zogen den Blick zuerst ein halbes Dutzend Mädchen auf sich, von denen einige sehr hübsch waren, und die

sämmtlich an einem, ohngeachtet der Tageshitze stark geheizten, Ofen sich emsig mit Federschließen beschäftigten. Der leichteste Flaum flog denn auch wie Schneeflocken in der ganzen Stube umher, was jedoch vier stattliche Fuhrleute, alle kräftige colossale Figuren, nicht im Geringsten hinderte, gleich daneben ein reichliches Mahl fetten Schöpsenbratens einzunehmen, den sie wohlgemuth mit Bier und Branntwein gehörig hinunter schwemmten. Alle Artigkeit des Wirths, alle Coquetterieen der Dorfschönen waren diesen begünstigten Gästen gewidmet, und wurden zum Theil, die letztern nämlich, mit ziemlich handfesten Liebkosungen erwiedert. Ihr Gespräch, von dem sich Mischling nichts entgehen ließ, belustigte ihn gar sehr, und im Grunde war ihr Betragen ziemlich nach der neu'sten Mode, ja sogar ihr Costüm, die beliebten blauen Blousen, ganz daßelbe, wie es Mischling

erst voriges Jahr in Pyrmont den dortigen Hofmarschall hatte tragen sehen.

Die Stände, man sieht es, nähern sich täglich einander mehr.

Nach beendeter Mahlzeit trennte sich die Gesellschaft, und nur einer der Kärrner spannte ein, um seinen Weg fortzusetzen. Unser Held begleitete ihn eine Strecke, und lobte seine schönen kräftigen Rosse. „Aber," frug er, „da Ihr einen Hengst und eine Stute zusammen spannt, gibt das nicht manchmal Verwirrung?"

„O, Gott bewahre!" sagte der Fuhrmann. „Der da," auf den Goldfuchs weisend, „weiß selbst noch nicht, daß er ein Hengst ist, und die da hat's schon wieder vergessen, daß sie als eine Stute geboren wurde," und lachend begleitete er seine Worte mit einem derben Peitschenhieb auf den Rücken der armen Matrone, um jeder Reminiscenz im Voraus zuvor zu kommen.

Mischling fand diesen Fuhrmannswitz ganz angemessen, und glaubte sogar schon manchen noch schaleren gehört zu haben, der dennoch aus einem parfümirten Munde mit falschen Zähnen hervorging. „Ja," fuhr sein pferdebändigender Begleiter fort, „glauben Sie mir nur, das Metier eines Fuhrmanns ist gar nicht so übel, als Sie vielleicht denken. Sehen Sie, am Tage habe ich meine gesunde, nie zu angestrengte Arbeit in freier Luft, und zur Gesellschaft meine Pferde und meinen Spitz, mit denen ich mich so gut unterhalte, als wären es Menschen, wobei ich noch dazu immer ihr unumschränkter Herr bleibe, was auch nicht zu verachten ist. Meine Tracht ist warm und bequem, mein Sinn munter und fröhlich, und komme ich mit der Dämmerung in's Quartier, da ist jeder Abend ein wahres Fest zu nennen. Sie haben's ja mit angesehen, wie unsereins aufgenommen wird, und so ist's überall, nicht allein im

Gasthof zum lieben Herrgott, den wir eben verlassen haben, sondern gäb' es auch einen zum leibhaftigen Satanas, es würde eben so seyn. Ja, mein bester Herr, die Wahrheit zu gestehen, ich war nicht immer Fuhrmann, ich habe vorher Manches versucht, und damit Sie's nur wissen — erstaunen Sie nicht zu sehr: Studiosus olim fui, studiosus infelix et incapax theologiae. Ja, ja! es ist nicht anders, geehrter Herr. Meine Eltern, ehrliche Bauern, wollten nach der Narrenmode unserer Zeit durchaus einen Gelehrten aus mir drechseln, machten sich und mich arm, damit ich studiren könnte, und was half's? Ich wäre verdorben und gestorben, wenn ich nicht so gescheidt war, dahin zurückzukehren, von wo ich früher ausgegangen. Ich muß noch lachen, wenn ich an meine kauderwelschen Predigten denke, und wie ich auch den Leuten „in Angst und Schweiß, lehren mußte, was ich nicht weiß." Glücklicher-

weise machte ich einem hübschen Mädchen einen kleinen Erlöser von der Theologie, denn durch ihn war's mit meiner Hoffnung auf eine Anstellung aus. Ein and'rer lustiger Scandal kam noch hinzu, und so ward ich solenniter relegirt, wofür ich meinem Schöpfer noch täglich danke. Denn damals war ich ein elender Sclave, heute bin ich ein ächter Freiherr, und tauschte nicht mit dem Könige von Frankreich."

„Alter Studiosus," fiel Mischling ein, „das letzte Gleichniß ist nicht gut gewählt. Wer Teufel tauschte heutzutage mit dem Könige von Frankreich, dem innehabenden sowohl wie dem relegirten! — Aber in allem Uebrigen will ich Euch gern Recht geben. Es wäre wohl ein wahres Glück für Euresgleichen, wenn Alle, die etwas Anderes werden wollen, als wozu sie das Schicksal einmal bestimmte, durch Euer Beispiel klug gemacht werden könnten. Ich gratulire Euch, Ihr habt die Theologie nur

verlassen, um zur Philosophie überzugehen, denn diese, wenn sie practischer Natur ist, findet sich überall an ihrem rechten Platze, so gut hinter dem Karren, als auf dem Throne, nur nicht zum Besten auf der Kanzel."

„Unser Weg trennt sich hier, wie ich sehe, lebt wohl, bleibt bei Eurer klugen Zufriedenheit, und der Himmel beschere Euch immer gesunde Pferde am Tage und hübsche Mädchen am Abend."

„Fiat und schönen Dank!" erwiederte der latinisirende Fuhrmann lachend, knallte mit der Peitsche, und ließ in Mischling's Bilderbuche eine anspruchlose Vignette in Holzschnitt zurück.

Da Mischling in der Ferne etwas Monumentartiges auf einem kahlen Hügel erblickte, so ging er querfeld-ein darauf zu, schon vermuthend, daß es zum Andenken der berühmten Schlacht dienen solle, die hier im Befreiungskriege geliefert wurde.

In einem dunkelroth, wie mit Blut angestrichenen Häuschen, fand er zwei Invaliden, welche die Schlacht mitgefochten hatten, dennoch aber nur eine höchst unvollkommene Auskunft über dieselbe ertheilen konnten. Der Eine war eine seltsame Edition für Sprachverdrehung. So nannte er das Monument stets Mahomed, und beklagte sich sehr über den ungezogenen Weg, der dazu hinaufführe, und auf dem erst gestern ein Wagen ausgeschüttet habe. Die Unwissenheit dieser guten Leute abgerechnet, ist der Gedanke hübsch, Mitkämpfern in der Schlacht ihre Wohnung hier angewiesen zu haben. Schade nur, daß diese, wie das Monument selbst, so außerordentlich kleinlich und geschmacklos ausgefallen sind. Das letztere, von eisernen Platten wie ein Ofen zusammengesetzt, rabenschwarz angestrichen, und zwischen vier kümmernde kleine Linden aufgestellt, sah in einiger Entfernung vollkommen einem

Schornsteinfeger ähnlich, der sich hinter den Bäumen versteckt hat.

Nicht weit von dem Hügel, auf dem sich Mischling befand, stand ein altes Schloß, wie es schien von einem weitläuftigen Park umgeben. Unser Wanderer, der nichts zu versäumen hatte, ging darauf zu und fand ein interessantes altes Gebäude, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Große Giebel von uralten Bäumen beschattet, ein hoher gothischer Thurm, eine geräumige steinerne Freitreppe mit barocken Figuren frappirten ihn, und trugen alle, gleich dem weiten Wirthschaftshofe immediat vor der Hauptfaçade, ganz das Gepräge jener alten Rittersitze, deren Besitzer in patriarchalischer Einfalt das Raffinement unserer Tage noch nicht kannten, dennoch aber in mancher rohen Pracht und in lustiger Schwelgerei uns oft übertreffen mochten.

Mischling stieg die Treppe hinan, ohne Jemanden zu begegnen, und blieb vor dem

Portale neugierig stehen, welches Wappen und allerlei Zierrathen schmückten, an denen noch Farben und Vergoldung theilweise sichtbar geblieben war.

Eine Inschrift auf verblichenem Goldgrunde, entzifferte Mischling nicht ohne Mühe. Sie lautete, in einer Art Versen, folgendermaßen:

Wo Zedlitz 1502 und Saralecker *) 1535 waren —
Da sucht ein Seher Thoß 1548 fortzufahren.
Er baut sein Eigenthum zwar nur von innen aus,
Doch schreibt er auswärts hin: Gott segne dieses Haus!

Die Thür stand offen, und führte unmittelbar in eine große gewölbte Halle. Hier wehte noch ganz der Athem alter Zeit, hier mochte auch noch jetzt ganz das altjunker-

*) Man bittet die Alterthumskenner, uns zu belehren, woher dieser adelige Name, der eher einem Quäker als einem Ritter anzugehören scheint, wohl eigentlich herstamme?

sische Leben herrschen. An der Decke hing an drei langen eisernen Stangen, statt der Kronleuchter, eine Menge frisch geschossenen Wildes. Auf einem Tisch in der Ecke standen mehrere Wein- und Bierkrüge, und darunter eine ansehnliche Batterie Flaschen. Ein anderer Tisch beherbergte eine Anzahl Pfeifen, von denen, pêle-mêle mit Gewehren und Hirschgeweihen vermischt, auch noch mehrere Exemplare an der Wand aufgestellt waren, und auf einem größeren Tisch von starkem Eichenholz in der Mitte des Saals fanden sich, wie am Boden, noch einige Spuren des letzten, wahrscheinlich sehr belebten, Abendmahls.

Endlich erschien ein, wie ein Jägerbursche gekleideter, Diener und fragte nach Mischling's Begehr. „Der Herr," setzte er hinzu, „ist mit seiner ganzen Gesellschaft auf der Jagd."

„Nur Neugierde eines Reisenden, die ich schon befriedigt," antwortete Mischling. „Ist

es wohl auch erlaubt, den hier anstoßenden Garten zu besuchen?"

„Der gehört jetzt nicht mehr zum Schloß," sagte der Bursche, „der ist an die adeliche Ressource der Gutsbesitzer hier aus der Umgegend vermiethet. Heute sind aber nicht viel da, bloß ein Dutzend alte Weiber mit ein Paar von ihren Töchtern, da können Sie sich schon vergnügen und einmal rein gehen. Sie müssen nur den Frauenzimmern nicht gerade zu sehr in den Wurf kommen. Es ist sehr schön jetzt im Garten, sie haben 'nen berühmten Gärtner da gehabt, der Flügel ausgehauen hat, mit Tempels darhinter, und's Monument sieht man wie mit dem Sperpectif. Es ist auch ein Graben mit fremden Gänsen d'rin, die jetzt so beliebt sind. Na, Gott befohlen, ich muß jetzt aufräumen."

Als Mischling, um zu allen diesen Herrlichkeiten zu gelangen, wieder den Hof durchschritt, begegnete ihm ein hübscher Kna-

be, der eine Futterschütte trug, und damit nach dem Stalle ging.

„Komm' ich hier links recht in den Ressourcengarten?“ frug Mischling.

„Nu freilich,“ antwortete der Junge patzig.

„Wer bist Du denn, Kleiner?“

„Ich bin kein Du, ich bin der Junker.“

Mischling lachte, und glaubte wieder behaglich im adelichen Jahrhundert zu leben. Er hätte gar nicht geglaubt, daß es noch solche Winkel gäbe, die wie Oasen sich mitten in ganz heterogenen Gegenden erhalten, wo denn die Menschen unglaublich lange im veralteten Gleise fortschreiten, bis mit einemmal die neue Zeit auch über sie hereinbricht, und sie dann gewöhnlich allen andern vorauslaufen.

Als er in den Garten trat, ärgerte er sich über die Verehrung, welche verkehrter Geschmack in dem ursprünglich gewiß schönen und zweckmäßigen, wenn auch sehr

symmetrisch geformten Ganzen angerichtet hatte. Doch welchen Fleck im Freien verschönte nicht der Mai! Auch fand er Schatten und eine malerische Kirchenruine, die sich, in eine lange Mauer mit Schießscharten auslaufend, längs der einen Seite des Gartens hinzog, und mit Epheu überwachsen, von einigen Nußbäumen überragt, einen höchst malerischen Anblick bot.

Hier erblickte er denn bald die ihm schon annoncirten Damen, welche, noch über ein Dutzend stark, gravitätisch um einen Tisch gereiht saßen, Kuchen und Caffee vor sich stehen hatten, und ohne Ausnahme emsig strickten. Mischling konnte sich eines unwillkürlichen Lächelns nicht erwehren, als er schon von Weitem ihr Geschnatter hörte, und Mund und Hände fortwährend wie in krampfhafter Bewegung arbeiten sah. Er benutzte jetzt ein Gebüsch, um ihnen unvermerkt näher zu kommen, und sie ein wenig

zu behorchen, sündlich in der That, aber den Tugendhaften dürfen wir unsern Helden auch kaum zugesellen.

„Haben Sie schon die vor vier Wochen in unsere Gegend gekommene Baronin Rosenkranz gesehen, Frau Oberstlieutenantin?“ frug die eine der Damen. „Man macht ja ein entsetzliches Wesen von ihrer Schönheit. Ist sie denn von guter Familie?“

„Nun, die Rosenkranze,“ erwiederte die Angeredete, „sind in Dänemark sehr angesehen; ob aber der Mann dieser Dame auch wirklich daher stammt, weiß freilich Gott allein, denn heutzutage nehmen ja die Leute Namen an, wie sie nur wollen, und selbst die Juden lassen sich Hardenberg, Löwenstein, Hatzfeld, Pückler, Brandenburg und Gott weiß wie noch taufen! Die Baronin habe ich neulich bei'm Grafen Manteufel angetroffen, kann aber nicht sagen, daß sie eben sehr vornehm aussähe. Hübsch ist sie, aber mit einer sehr freien Tournüre, die

freilich jetzt so Mode geworden ist, daß man oft nicht mehr die Kammerjungfer von ihrer Herrschaft unterscheiden kann. Was sie für eine Gebor'ne ist, habe ich nicht herausbringen können, und als ich sie darum befrug, that sie, als höre sie mich nicht, und wandte sich gleich weg, um mit Jemand anderem zu sprechen. Ich habe daher auch mein Consentement sogleich verweigert, sie in unsere adeliche Ressource aufzunehmen."

„Da haben Euer Gnaden auch sehr recht daran gethan," fing eine Dritte an, „denn man munkelt allerlei über das fremde Paar. Ueberdem wohnen sie bei einem ganz obscuren Menschen, den Niemand kennt.... aber darf ich Ihre Tasse füllen? Frau Oberstlieutenantin haben erst fünfe getrunken, und müssen doch wenigstens das halbe Dutzend voll machen."

Unglücklicherweise ward hier eine der jüngeren Damen den unberufenen, etwas

vorgetretenen Horcher gewahr, als er eben sein Augenglas auf ihre Reize gerichtet hatte, und er bemerkte mit Schrecken, daß bei Erwähnung des Wolfes die ganze Heerde in Zorn und Allarm gerieth.

„Hier gilt es, der Gefahr in's Auge zu schauen," sagte Mischling zu sich selbst, und da er noch einen leeren Stuhl am Tisch stehen sah, näherte er sich, seinen Hut ziehend, mit demüthiger, aber zugleich entschlossener Miene, und den Stuhl ergreifend, bat er um die Vergünstigung, an einer so interessanten Gesellschaft Theil nehmen zu dürfen. Bei diesen Worten hatte er sich auch bereits niedergesetzt, und frug seine Nachbarin unbefangen: ob es heute nicht außerordentlich schönes Wetter sey? Doch wie hätten die zitternden Lippen der armen Dame einer Antwort mächtig werden sollen! Ein starres Staunen hatte sich des ganzen Kreises bemächtigt, man schien ob solcher Kühnheit wie vom Donner ge-

rührt. Selbst die Strickstrümpfe feierten einen Augenblick, doch begannen sie wenige Secunden darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, mit verdoppeltem Eifer zu schwirren, so daß es Mischling fast vorkam, als befinde er sich in einer Strumpfwirkerfabrik. In diesem kritischen Augenblick sprang ein kleines Hündchen, das Mischling immer begleitete, an einer der Damen empor, welche vorhin hauptsächlich das Wort geführt hatte, Frau Oberstlieutenantin titulirt wurde, so steif wie ein Lineal dasaß, und einem alten Ahnenbilde glich — zog ihren Zwirnknaul auf die Erde, und entriß ihr dadurch den tragischen Strumpf. Mischling stürzte zwar sogleich herbei, um ihn aufzuheben, und des Thieres Unart zu entschuldigen, bei den fürchterlichen Zornblicken aber, die nun von allen Seiten auf ihn geschossen wurden, ward ihm ernstlich bange.

„Gnädigste Frau Oberstlieutenantin," sagte er, bittend die Hände faltend, „verzeihen

Sie großmüthig, ich beschwöre Sie, meinem zudringlichen Hunde, und seinem noch zudringlichern Herrn! Beide unterlagen wir nur großer Versuchung, ich der Ihres eben so imposanten als gewinnenden Anblicks, Zemire dem Dufte des vor Ihnen stehenden Kuchens."

Ihr Kleid hastig abklopfend und ausschüttelnd, als habe es eine Schlange berührt, erwiederte die Alte mit unterdrückter Wuth: „O dergleichen kann ja vorfallen, heut zu Tage muß man auf Alles gefaßt seyn."

„Gnädige Frau," sagte Mischling, „beruhigen Sie sich, es ist ein ganz aristocratischer Hund, dem Sie zürnen, ein ächter Abkömmling der Windspiele Friedrichs des Großen, die von ihren Wärtern nie anders als mit Sie, und dem Titel Monsieur oder Mademoiselle angeredet werden durften. Dieses mein Exemplar stammt direct von

der alten Prinzessin in S. her, von ihrer ächten Zucht, mein' ich."

Bei dem Worte „Prinzessin" malte sich ein angenehmes Staunen auf allen Gesichtern. Man wagte es zum erstenmal, Mischling anders als von der Seite anzusehen, und ein sehr hübsches junges Mädchen am andern Tischende lächelte sogar ganz holdselig zu ihm herüber. Sehr hierdurch ermuthigt, fuhr er folgendermaßen fort: „Seit recht lange schon suche ich einen standesgemäßen Gefährten für das arme Geschöpf, leider aber bis jetzt immer noch umsonst, und es wäre doch Jammerschade, nicht wahr, meine Gnädige, wenn die edle Race einginge, oder gar in das Gemeine herabgezogen würde."

„Nun," replicirte die Perpendiculaire, bedeutend sanfter geworden, eine mésalliance würde für einen so noble gebor'nen Hund allerdings zu beklagen seyn!"

Mit diesen Worten rief sie die kleine Ze-

mire, welche sich auf meinen strengen Verweis unter den Stuhl verkrochen, gnädig hervor, und reichte ihr mit eigener hoher Hand ein Stück Kuchen.

„Also," fuhr sie fort, „von der Prinzessin Caroline selbst haben Sie das allerliebste Hündchen? Ein sehr huldreiches Geschenk!"

„O Gott, nein!" fiel Mischling ein, „er ist ihr wahrscheinlich gestohlen worden, ich habe ihn von einem Soldaten gekauft, denn ich selbst bin leider lange nicht so vornehm, als mein Hund."

Ein lang gezogenes „So...?" war die Antwort, man sah sich wieder an, zischelte sich in's Ohr, lächelte höhnisch, und die Strümpfe begannen wieder Schicksalsschwer zu sausen. Ein langes Schweigen trat ein.

„Wie kömmt's, meine Damen," fing Mischling von neuem kleinlaut an, „daß Sie hier so ganz allein ohne Männer sind,

es ist wohl heute nur Damentag, und daher mein Eindringen doppelt strafbar?"

„Unsere Männer," sagte mit stolzer Miene die Frau Oberstlieutenantin, „sind auf dem Balz, auf der Jagd des Auerhahns, die dieß Jahr ungemein spät begonnen hat. Sie werden schwerlich wissen, was das für eine Jagd ist, da sie nur zu den nobelsten gehört, und bald auch, wie so Vieles, nur noch in der Erinnerung existiren wird. Die lieben Wilddiebe, die man jetzt so hegt und pflegt, fangen schon an, sich auch dabei blicken zu lassen."

„Ja wohl," fiel Mischling ein, „dieß Volk treibt es jetzt wirklich arg. Denken Sie sich, meine Damen, daß ich einen solchen Kerl erst vor zwei Monaten, nicht tausend Schritte vom Schlosse, selbst erschossen habe."

„In der That!" riefen zehn Stimmen zugleich mit reger Theilnahme, „selbst erschossen? das war brav, und nicht weit

vom Schlosse, sagten Sie, also von Ihrem eigenen Schlosse ohne Zweifel?“

„Sie scherzen, meine Damen, ich spreche von des Herzogs von Hohenburg Schlosse, wo ich bei meinem Verwandten, dem Parkförster eben zum Besuch war, den die Schurken förmlich angriffen, und in dessen Vertheidigung ich den Wilddieb erlegte.“

Mischlings's Actien fielen nach dieser Erklärung wieder um ein Bedeutendes, es wurde aber noch viel schlimmer, als er aus Neckerei hinzusetzte: „Warum gibt man auch den ganzen Bettel von Wild nicht auf, und zum Todtschießen einem Jeden frei; der Zeitgeist erklärt sich einmal gegen das Jagdvergnügen, und was der Zeitgeist will, das muß doch über kurz oder lang geschehen.“

Jetzt hatte unser Freund seine letzte chance verloren, der alten Dame schwoll sichtlich der Kamm, und mit einer kirschbraunen Zornröthe auf den gefurchten Wangen rief

sie entrüstet aus: „Recht so, mein Herr, Sie reden gewiß ganz Ihren Verhältnissen angemessen. Dem Bedienten hinten auf dem Wagen dauert die Zeit zu lange, er möchte sich gerne hineinsetzen. Das Alte muß freilich alles umgeworfen werden, um dem herrlichen Neuen, dem Liberalen! Platz zu machen, das versteht sich; schade nur, daß es trotz des ewigen Wechsels in der neuen Zeit täglich überall schlimmer wird. Gott Lob gibt es aber dennoch Leute, die von allen diesen Neuerungen noch nichts haben an sich kommen lassen, und sich demungeachtet ganz leidlich dabei befinden. Nicht wahr, Frau Baronin, wir z. B. wir gehören noch zu diesen Altmodischen, die sich gern von den Sanscülottes und Sansfagons unserer Zeit so fern als möglich halten...."

„Ja, wenn wir können," — setzte die Angeredete mit einem giftigen Seitenblick auf Mischling hinzu, und ein heiseres Lachen

der Frau Oberstlieutenantin, von dem verschiedenartigsten Gekrächze der Uebrigen begleitet, verkündigte Mischling, daß nun der Stab über ihn gebrochen sey. In dem Augenblick erhob sich ein ungeheures Geschnatter neben ihnen, das von der früher erwähnten Heerde Gänse und Enten herrührte, welche eine Magd eben in den, mit schöner grüner Vegetation überzogenen Schloßgraben trieb.

„Meine Damen," sagte Mischling aufstehend, „ich versiehe, wem Ihre Worte gelten sollen; was jedoch den Sanscülotte betrifft, so müssen Sie Ihre Augen selbst von der Ungerechtigkeit dieses Vorwurfs überzeugt haben, den Sansfagon muß ich aber allerdings einstecken, und mich schuldig bekennend, um Ihre gnädige Verzeihung bitten. Der alte Geist, den Sie lieben, möge ferner hier herrschen, er weiß, wie ich sehe, das Hohe mit dem Nützlichen zu vereinen:

Denn auf demselben kleinen Raume,
Nur rechts und links von einem Baume,
Schnattert Aristocratie
Und daneben Federvieh!

Mischling gesteht mit Beschämung, daß er nach diesem heroischen Wagstück Fersengeld gab, und mit solcher Eile den Garten verließ, daß er nicht mehr mit Bestimmtheit angeben kann, ob gewisse höchst unaristocratische Ausdrücke, die er hinter sich zu hören glaubte, eine Wirklichkeit waren, oder nur in seiner aufgeregten Phantasie erklangen. Als er sich aber weit genug von aller Gefahr entfernt glaubte, lachte er sich satt über die verlassenen Carricaturen, und schwor sich zu, von nun an eine recht lange Zeit nur mit jungen Sprößlingen dieses Geschlechts, und zwar mit ganz liberalen zu verkehren.

Es war schon völlig dunkel geworden, als er, müde und bestaubt, in dem berüchtigten Städtchen Klein-Schilda anlangte,

und sein Ränzlein von sich legend, den Wirth zur Sonne um eine Stube bat. Der Mann sah etwas dümmlich aus, und dazu Mischling von der Seite an, als dächte er: Du Fußgänger könntest wohl auch eben so gut auf der Streu schlafen, nahm aber doch endlich das Licht, um ihm hinaufzuleuchten, wobei er scharf betonte: „die Stube koste 16 Groschen für eine Nacht.“ Als der Gast darüber jedoch keineswegs erschrack, und sogar ein möglichst gutes Abendessen mit einer Bouteille seines besten Weins verlangte, maß er ihn vom Kopf bis zu den Füßen, schüttelte ein wenig mit dem weißen Haupte und empfahl sich dann, schnelle Bedienung versprechend, mit einem tiefen Bückling.

Wer hätte gedacht, welches comische Abenteuer Mischling sich durch diesen Contrast seiner Erscheinung mit seinen Bedürfnissen bereitete! Ganz ohne Ahnung des Bevorstehenden lockte ihn, nachdem er sich vor-

läufig ein wenig ausgeruht und erfrischt hatte, der schöne Mondschein noch einmal in's Freie.

So schlenderte er, während man sein Abendessen bereitete, nach alter Gewohnheit in dem Städtchen umher, schäkerte am Brunnen mit einer Schaar wasserholender Mädchen, erkundigte sich bei'm Nachtwächter nach den Ortsmerkwürdigkeiten, und hatte zuletzt noch das Vergnügen, die Bekanntschaft der Tochter des Herrn Bürgermeisters zu machen, welche, auf der Bank vor ihrem Hause sitzend, mit ihrer Magd in sentimentaler Stimmung den Mond anschaute, und nun an Mischling einen eben so unerwarteten als redseligen Gesellschafter erhielt.

Unter solchen Possen war ihm eine Stunde schnell vergangen, und in der munterstenStimmung kehrte er endlich, nachdem er noch einen Blick aus dem nahen Thore in die Mondscheinlandschaft geworfen, auf ei-

nem Umwege nach seinem Gasthofe zurück. Er fand hier Alles bereits in guter Ordnung, und nach seiner Anweisung eingerichtet, doch konnte ihm das seltsam argwöhnische Betragen, das Anstaunen und heimliche Geflüster der Leute, wenn er sich einmal abwandte, nicht ganz entgehen, obgleich er nur in sofern darauf achtete, als es ihn zu noch größerem Muthwillen verführte.

Mischling hatte ohnedieß einige sonderbare Gewohnheiten. So pflegte er immer Abends eine seltsam hohe Mütze und einen talarähnlichen Schlafrock zu tragen, der ihm das Ansehen eines Armeniers gab. Es war in diesem grotesken Costüme, daß er sich auch heute mit gutem Appetit zur Tafel setzte, während er in den Zwischenacten laut in einem englischen Buche las, und oft unwillkührlich durch herzliches Lachen über des Autors witzige Einfälle seine Lectüre unterbrach, wohl auch gelegentlich in demselben fremden Idiom mit sich selbst

sprach. Das aufwartende Mädchen schien ihn bereits für nicht ganz richtig im Kopfe zu halten, wenigstens beeilte sie sich, oft sichtbar zusammenfahrend, ihren Dienst mit so großer Schnelligkeit als möglich zu verrichten. Auch des Wirths langes Gesicht lauschte manchmal ängstlich an der Thüre, und Mischling ermangelte nie, sobald er es merkte, dann noch stärker als vorher zu declamiren, was die von ihm beabsichtigte Wirkung, wie wir bald sehen werden, nur zu gut erfüllte.

Aufgeregt durch diese Comödie fühlte Mischling wenig Lust zum Schlafen, und da er sich gerade in guter Disposition dazu zu finden glaubte, schrieb er in jener Nacht bis am hellen Morgen einen tractatum de originalibus in 24 Bildern im Styl des Pater Abraham a Sancta Clara, den wir dem Publicum nächstens vorzulegen beabsichtigen.

Nach dessen Beendigung erst verschloß er

sich in seine Stube, und schlief nach den vielfachen Fatiguen sehr sanft bis um 12 Uhr am andern Mittag, würde auch wahrscheinlich noch länger geschlafen haben, wenn nicht ein gewaltiges Pochen an seiner Thüre um jene Zeit ihn zum Aufstehen genöthigt hätte.

Zweiter Tag.

Es war der Herr Wirth, der mit einem Buche, Feder und Dinte in der Hand sehr solenn hereintrat, und Mischling ersuchte, seinen werthen Namen und Character, da er, wie er kopfschüttelnd hinzusetzte, gestern ja immer unter Lachen zu nennen verweigert habe, nunmehro auf hoher Policei speciellen und allergemessensten Befehl unverzüglich anzugeben, auch seinen Paß sogleich an den Herrn regierenden Bürgermeister zu übersenden.

„Nun, nun!“ rief Mischling, ärgerlich so gewaltsam geweckt worden zu seyn, „es wird doch damit wohl Zeit haben, bis ich aufgestanden bin? Da ich die Nächte wache, wie Sie sehen, muß ich doch am

Morgen schlafen, das ist einleuchtend, und ich finde es daher sehr ungeziemlich von Ihnen, mich um solcher Albernheiten willen schon jetzt zu stören. Ueberdem kann man mit Ihren verdammten Federn ja gar nicht schreiben, und Ihre lichtblaue Dinte gehört auch fast zu den unsichtbaren. Einen Paß aber führe ich nicht. Lassen Sie mich also jetzt gefälligst ungeschoren, und kommen Sie in zwei bis drei Stunden wieder, wenn Sie den Ton meiner Klingel vernehmen werden. Apropos, wie heißen Sie denn? ich habe aus gewissen Gründen Lust mir Ihren Namen zu merken."

„Mein Name ist Quietsch," erwiederte, sich in die Brust werfend, das hagere Männlein, und, setzte er mit einem vernichtenden Blicke auf Mischling hinzu, „ich brauche meinen ehrlichen Namen vor Niemand zu verläugnen."

„Nun ich auch nicht, lieber Quietsch," versicherte Mischling sehr ruhig, „aber ehe

Sie diesen ordentlich erfahren, kann es dem ohngeachtet noch lange dauern. Jetzt besorgen Sie mir aber mein Frühstück, und leben Sie wohl!“

Die ungehaltene Miene und der etwas verdächtige Gestus, mit denen Mischling dieses letzte Wort begleitete, bewogen dießmal den erschrockenen Quietsch, sich schleunigst zurückzuziehen. Doch kaum hatte unser Freund seine Toilette einigermaßen in Ordnung gebracht, und seine erste Cigarre angebrannt, als ein neues, noch stärkeres Pochen an seiner Thüre erschallte, und Herr Quietsch abermals hohnlächelnd, aber dießmal noch von zwei andern Herren begleitet, hereintrat, die sich sofort als der Herr Bürgermeister und Rathsschreiber ankündigten, und halb drohend, halb verlegen, peremtorisch des Fremden Paß verlangten.

Der Spaß war zu einladend, um ihn nicht eine Weile fortzusetzen. Als Mischling

daher nur eine spöttische Antwort ertheilte, winkte Sr. Wohledlen, der Herr Bürgermeister, auch Oberältester wahrscheinlich allhier, dem Herrn Rathsschreiber Substitut (der seinerseits Sperling nicht weniger ähnlich sah, als sein Principal dem Herrscher Krähwinkels), sich niederzusetzen, um ein Protocoll in optima Forma aufzunehmen. Dieses, verschmolzen mit dem Bericht an den Landrath, den Mischling sich später verschaffte, diene nun statt fernerer Erzählung.

Unterthänigster Bericht

an Sr. Hochwohlgeboren den Herrn Landrath, Hauptmann von Posgarn zu Gallnichen.

„Schon gestern Abend wurde einem hochlöblichen Magistrate allhier von dem hiesigen Gastwirth zur Sonne, Herrn ꝛc. Quietsch Folgendes allersubmissest gemeldet.

Es sey nämlich eine verdächtige Person bei Obselbigen eingekehrt, hieß es, welche

beſtaubt und zu Fuße angekommen, nichts deſto weniger ſich wie ein großer Herr geberdet, großen Luxus in Speiſe und Trank getrieben, während dem Eſſen in einem fremden Kauderwelſch Stundenlang mit ſich ſelbſt geſprochen, und von Zeit zu Zeit ein gräuliches Lachen zum Schreck aller Hausbewohner ausgeſtoßen, ja um 1 Uhr nach Mitternacht auf unerhörte Weiſe und mit großem Lärmen noch Caffee verlangt, und nicht eher geruht, bis ſie dergleichen erhalten, dagegen während dieſer ganzen Zeit auf alle geziementlich angebrachte Fragen nach Stand, Paß, woher und wohin? gar keine Antwort gegeben. Mit vieler Mühe habe am Ende der ꝛc. Quietſch beſagte Perſon erſt gegen Mittag des andern Tages, bis zu welcher Zeit dieſelbe angeblich geſchlafen haben wolle, und ſich verſchloſſen gehalten, bewegen können, hochpoliceiliche Vorſchriften einigermaßen zu reſpectiren und wenigſtens Hoffnung auf

späteren Gehorsam zu geben, wobei derselbe sich noch über des Wirths elende Federn und Dinte beklagt, ja sogar etwas von Albernheit und unnützer Hudelei fallen gelassen. Aus mehreren Aeußerungen des Unbekannten war es dabei dem ꝛc. Quietsch doch gelungen herauszubringen, daß derselbe mehr am Tage als in der Nacht schlafe, und also wahrscheinlich nur bei Nacht reise, welches als höchst verdächtig erscheint, so wie die gleichfallsige höhnische und drohende Aeußerung des Inculpaten, daß ꝛc. Quietsch lange warten könne, bis er seinen wirklichen Namen erfahre. Außer diesen auffallenden Nachrichten des Gastwirth's wurde mir, dem unterzeichneten Bürgermeister, heute and'rerseits noch Folgendes rapportirt: Der räthselhafte Fremde war bei Mondschein noch in allen Straßen uns'rer lieben Stadt umher promenirt, und zuletzt sogar an mein eig'nes Haus gekommen, wo meine Tochter mit uns'rem Dienst-

mädchen, als es schon ganz spät war, noch auf der Bank saß, um den schönen Abend zu genießen. Diese meine Tochter nun hatte der Fremde ohne Weiteres angeredet, sich mit unglaublicher Hardiesse zwischen meine Tochter und das Mädchen mitten inne gesetzt, und mit ihnen allerlei allotriis getrieben, unter andern nicht entblödet, zu sagen, daß er der neue Mittagsprediger sey, der den jetzigen ablöse, weil dieser keineswegs, wie wir glaubten, versetzt sey, sondern als Freiwilliger unter die Soldaten gehe, um gegen die Cholera zu marschiren.

Als nun meine dumme Mile ihn deßhalb mit off'nem Munde angestarrt, applicirt er ihr auf selbigen einen Kuß so unerwartet, daß sie laut aufschreit und davon laufen will. Er hält sie aber zurück und gibt ihr eine Düte mit Zuckerwerk, das abscheulich nach Pfeffer geschmeckt haben, und, wie er an Mile gesagt, im Italiänischen

diabolini heißen soll. Dem Dienstmädchen aber reicht er 16 Groschen Courant, daß sie sich etwas dafür kaufen möge. Ehe er darauf ganz weggeht, sagt er noch zu meiner Mile die kühnen Worte: Sie solle sich in Acht nehmen, um Mitternacht würde er als Geist vor ihrem Bette stehen. Als er nun endlich abgezogen ist, schleicht ihm unser Dienstmädchen nach, und sieht, wie er vor unserm kleinen Froschteich gleich vor dem Thore stehen bleibt, sich bei'm Schein des Mondes mit den Fröschen und Unken förmlich zu unterhalten anfängt, ja sie sogar zuletzt in Versen anfingt, worauf er einen großen Stein in den Teich wirft, wo denn alle Frösche, die vorher, wie Cath'rine versichert, außerordentlichen Lärm gemacht haben sollen, mit einemmal wie verstummt gewesen wären, und keinen Laut mehr von sich gegeben hätten.

Von da ist er auf den nahen Kirchhof gegangen, hat eine lange Zeit, daselbst auf-

und abschreitend, verweilt, und sich zuletzt gar unter seltsamem Gemurmel auf einen Leichenstein gesetzt, wobei meinem Mädel so grausig zu Muthe geworden, daß sie schnell davon gelaufen, und nach Haus geeilt ist. Man weiß also nicht, welche Malefizien diese Nacht noch ferner vorgegangen seyn mögen. Es war aber das Bekanntgewordene schon mehr als genug!

Ich, der unterzeichnete Bürgermeister der Stadt Klein-Schilda, hielt es daher für meine Pflicht, nunmehro ex officio den Herrn Fremden um Ausweis oder gesetzliche anderweitige Beglaubigung seiner Person auffordern zu lassen, worauf derselbe mir bloß sagen ließ, er habe nichts dergleichen bei sich. Nun ward die Sache immer ernsthafter. Ich begab mich daher sofort selbst in corpore mit dem Rathsschreiber in das Quartier dieses widerspenstigen und so sehr verdächtigen Fremden, welcher demohnge-

achtet nicht einmal aufstand als ich hereintrat, sondern mich ziemlich barsch fragte: was ich bei ihm wolle? Derselbe, eine lange Person von weißer Gesichtsfarbe, rabenschwarzem Bart und Haaren, und von einem keineswegs Landeskindlichen Aussehn, saß in einem langen gelbseid'nen Kaftan, mit einem violetfarbigen Turban auf dem Kopfe, schreibend am Tische und rauchte eine Cigarre, während ich, zugleich mit Würde und aller zu verlangenden Deferenz, den Zweck meines Hierseyns auseinandersetzte, und nochmals peremtorisch Paß oder sonst verlangte. Da ich mich hier etwas in meiner Rede verwickelte, und sieben verschied'ne gedruckte Regierungsrescripte vorwies, welche mein Betragen rechtfertigen sollten, schlug der Fremde ein höchst unanständiges Gelächter auf, und erwiederte folgende seine eig'nen Worte: Aber, lieber Freund, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich weder „Paß noch sonst" habe, weil ich

nur von meinem Gute eine kleine Erholungsreise von wenigen Meilen gemacht, und die Observanz im Lande genug kenne, um zu wissen, daß eine Person, die mit eig'ner Equipage (welches dießmal allerdings nur meine Füße sind) einige Meilen weit von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort umherreis't, dazu keines Passes in unsern friedlichen Zeiten bedürfe, und also Ihr lächerliches Betragen, mein verehrter Herr Bürgermeister, nur ein gänzliches Mißverstehen der gegebenen Befehle beweis't."

Ich bat ernstlich, sich zu menagiren, und fuhr nun also fort:

Ich: Woher kommt man?

Hier gebrauchte der Fremde einen wahrscheinlich injurieusen Ausdruck in der ausländischen Mundart, lachte abermals und sagte dann:

„Von Friedland, wo man mich, obgleich im Auslande, nicht so abgeschmackt behandelt hat, als hier."

Ich: Womit beweiset man, daß man von Friedland kömmt?

Fremder: Ich rathe Ihnen, selbst hinzureisen und sich an besagtem Orte zu erkundigen, einen bessern Beweis vermag ich vor der Hand nicht zu geben.

Ich: Sehr wohl; man bedient sich also ganz unhaltbarer Ausflüchte? Wohin will man denn zu?

Fremder: Nach Busenthal.

Ich: Womit wird dieß bewiesen?

Fremder: Ich verlang' es nicht besser, als es in ohngefähr einer Stunde mit der That zu beweisen.

Ich: Oho so weit sind wir lange noch nicht. Warum hat man gestern durch seltsame Selbstgespräche in ungangbarer Mundart die Ruhe dieses Hauses bis in die tiefe Nacht gestört, und welche Absicht hatte man dabei?

Fremder: Das Erste, weil es mir so

gefiel, und das Zweite — geht Sie nichts an.

Ich: Charmant! wollen doch sehen, ob es mich nichts angeht. Kurz und gut, mein Herr, wer und was ist man?

Fremder: Da ich es Ihnen hier so eben aufgeschrieben, und Sie vielleicht lesen können, so brauche ich es nicht erst zu wiederholen.

Hiermit überreichte er mir einen beschriebenen Zettel.

Ich: Allerdings kann jedes Mitglied eines wohledlen und hochweisen Magistrats zu Klein-Schilda lesen, und nehme ich diese ehrenrührige Aeußerung ad protocollum. Sie geben sich also, wie ich hier ersehe, für einen Erb- und Gerichtsherrn auf und zu Sichdichfür aus, können es aber mit nichts beweisen. Nun ist uns aber ein Ort dieses Namens ganz unbekannt, würden auch dergleichen auf der ganzen Karte des König-

reichs Preußen vergebens suchen, sintemalen er wohl nur im Phantasus existirt.

Bei diesen nachdrücklichen Worten ward der Fremde sichtlich höflicher, und obgleich er sich immer noch anstellte, als sey er gutes Muths, so merkte man doch, daß meine Festigkeit ihm nachg'rade zu imponiren anfing.

„Ewr. Wohledlen verzeihen," begann er ganz herabgestimmt, „mein Gütchen ist so klein, daß es auf der Karte der preußischen Monarchie vielleicht nicht zu finden ist. Aber haben Sie keinen Globus?"

Ich: Ich bitte deutsch zu sprechen, da wir hier in Klein-Schilda gute Preußen sind, und kein fremdes Kauderwelsch verstehen, noch reden.

Fremder: Nichts für ungut, Ewr. Wohledlen, ich meine eine Erdkugel, vielleicht finden Sie Sichdichsfür darauf. Es liegt g'rade 22° 6 Minuten der Breite und 64

der Länge, nach dem Meridian der Insel Ferro.

Ich: Herr, das geht zu weit! Haben Sie einen wohlweisen Magistrat und Bürgermeister allhier nicht länger zum Besten. Was wollen Sie mit Ihren langen und breiten Schnurrpfeifereien und einer Erdkugel sagen, am Ende werden Sie uns wohl gar noch Ihr Gut auf einer Kanonenkugel suchen lassen wollen.

Dieser witzige Ausfall, mit dem ich auf die polnische Rebellion anspielte, brachte den verdächtigen Fremden, der, wie es nun augenscheinlich ist, zu dieser rebellischen Bande gehören muß, und von daher kömmt, oder dahin will, in große Verlegenheit, die er zwar von Neuem hinter einem unnatürlichen Lachen zu verbergen strebte, dennoch aber, schon halb gestehend, sich nun folgendermaßen vernehmen ließ: „Sie setzen mich wirklich in Verlegenheit, unbezahlbarster aller Bürgermeister (dieß war sein schmei-

chelhafter Ausdruck), ich weiß mir nun keinen Rath mehr (denn so weit hatte ich ihn schon gebracht), und wenn Sie mir nicht auf mein ehrliches Gesicht glauben wollen, muß ich Ihnen anheimstellen, was Sie in Ihrer Weisheit zu beschließen für gut finden werden. Nun bitte ich aber," fuhr er, wieder ziemlich impertinent werdend, fort: „nun bitte ich, vorläufig meine Stube gütigst zu verlassen, damit ich mich anziehen kann. Adieu also für jetzt," und damit winkte er mir mit der Hand hinaus, als sey er noch so ein vornehmer Herr.

Dieß würde mich nun wohl nicht aus dem Concept gebracht haben, da ich aber ohnedem nichts mehr zu fragen wußte, that ich ihm den Willen und ging einstweilen nach Hause, eine Bürgerwache jedoch vor der Stube lassend. Hier überlegte ich nun nochmals den ganzen verwickelten Casus, sowohl mit meinem Collegen, als auch dem Herrn Steuer-Controleur und dem Herrn

Oberpfarrer, und nachdem wir die sieben verschied'nen Reskripte unserer allerlöblichsten Regierung von verschied'nen Jahrgängen nochmals genau durchstudirt, beschloß ich in Gottes Namen Folgendes:

Angesehen, daß der sich hier aufhaltende Fremde eine sehr verdächtige Person ist, daß er nicht leugnen kann, sich mit sich selbst in einer ganz fremden Sprache unterhalten zu haben; angesehen, daß derselbe weder Paß noch sonst bei sich führt, weder beweisen kann, wo er herkömmt, noch wo er hin will; angesehen endlich, daß derselbe ein höchst ausländisches Ansehn hat, und sich dennoch für gut preußisch ausgeben will, besagter Fremde auch in der Dunkelheit Unfug in unsrer Stadt getrieben, und das weibliche Personal daselbst turbiret — so beschließen wir, als wohl bestallter Bürgermeister und Präsidirender im Rath allhier, daß besagter Fremde, der leicht einer jener polnischen Rebellen selbst seyn könnte, denen

wir nachzuspüren die strengste Ordre haben, bis auf höhere einzuholende Weisung, unſ're Stadt mit nichten verlaſſen dürfe, ſondern unter anſtändiger Haft bis auf Weiteres im Gaſthofe zur Sonne bei'm Herrn ꝛc. Quietſch als Staatsgefang'ner verweilen müſſe.

So geſchehen, Klein-Schilda am 12. des Wonnemondes im Jahre 1831.

August Lindenblüthe, Bürgermeiſter.
Elias Fuchs, Rathsſchreiber.

Da saß nun der arme Mischling:

„Und war sich's mit Grausen bewußt:
Von des Landrathshülfe so weit,
Unter Eseln die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichsten Einsamkeit!"

Es sank ihm das Herz, und er sandte noch einmal zu dem gestrengen Oberhaupte der Stadt.

„Herr Bürgermeister," sagte er, als dieser stolz und gebietend erschien, „ich muß Ihnen jetzt gehorchen, aber bedenken Sie dennoch wohl, was Sie thun, damit Ihnen der Spaß nicht noch theurer zu stehen kömmt, als mir."

„O!" rief Herr Lindenblüthe mit Zuversicht: „Ich nehme dieß ganz auf meine Hörner."

Mischling: Es ist möglich, und ich zweifle keineswegs daran, daß diese von einer Beschaffenheit sind, um viel tragen zu können, aber Sie müssen wissen, daß ich in höchst wichtigen Geldgeschäften reise. Komme ich heute nicht nach Busenthal, so können mir durch diese Zögerung Tausende verloren gehen. Halten Sie mich also ohne Noth hier auf, so werden Sie allein mir auch den Verlust zu ersetzen haben.

Bürgermeister: Herr Rathsschreiber, was sagen Sie zu diesem spitzfindigen Einwand?

Rathsschreiber: Ich gestehe Euer Wohledlen, daß die Sache mir allerdings bedenklich scheint, und sich daher wohl abermals zur Berathung mit dem Herrn Oberpfarrer und Steuer-Controleur eignen möchte. Erinnern sich Euer Wohledlen nur des andern Unschuldigen, der sich hier erhenkte, und die viele Sorge und Angst, welche uns diese Geschichte bereitete.

Als Mischling des Gehenkten erwähnen hörte, faßte er neuen Muth und beschloß, diesen Umstand sogleich zu seinem Vortheil zu benutzen.

„Noch Eins bitte ich zu bemerken, Herr Bürgermeister," fuhr er fort. „Schon seit gestern fühle ich mich unwohl, wahrscheinlich von der abscheulichen hiesigen Kost, die aus nichts als Schweinefleisch und Sauerkraut besteht, so wie in Folge des gewiß gebleizuckerten Weines, den mir Herr Quietsch auftischt. Zwingen Sie mich länger zu einer gleichen Vergiftung, so kann ich leicht ernstlich krank werden, ja vielleicht hier sterben. — Bedenken Sie die Sorge, die Verantwortung, die Kosten, welche daraus für Sie entstehen könnten!"—

Der Herr Bürgermeister schwieg gedankenvoll.

„Hochedler Herr Bürgermeister!" rief Mischling, indem er eben sein letztes Stück Gepäck in sein Ränzlein steckte, „weiser und

bedächtiger Herr Rathsschreiber, ich sehe, daß sie von dem Gewicht meiner Vorstellungen wohlthätig erschüttert sind, und meinen Gründen ein geneigtes Ohr zu leihen anfangen. Hören Sie also meinen Vorschlag: „Hier," und er ergriff die Feder, „hier schreibe ich einen Brief an Ihren Landrath, der mein guter Freund ist. Diesen Brief lasse ich statt meiner hier, und gebe ihn hiermit in Ihre eig'nen Hände. Wäre nun wirklich auch etwas Verdächtiges an mir, was doch nicht im Geringsten der Fall ist, so legitimirt Sie dieser Brief ja vollkommen. .... Ich sehe, wir sind einig. Wie könnten Sie sich auch einer so sonnenklaren Auseinandersetzung, wie dieser, entgegenstemmen. Herr Quietsch!" rief er, „sogleich meine Rechnung! ich habe Bürgschaft geleistet und die Sache ist abgethan!"

„Was meinen abermals der Herr Rathsschreiber?" frug Herr Lindenblüthe mit schwacher Stimme. „Allerdings .... der

Gehenkte ..... der Brief an unsern Herrn Landrath .... die Adresse ist ganz richtig .... ich glaube, unter solchen Umständen ...."

„Können wir den Herrn wohl gehen lassen," fiel der Rathsschreiber, unsern Helden bedeutsam anlächelnd, ein, „um so mehr, da ich gewisse beruhigende Vermuthungen zu fassen anfange, die ich Ewr. Wohledlen nachher noch privatim mittheilen werde."

Die Rechnung war unterdessen präsentirt und bezahlt, und die gute Stimmung seiner mächtigen Gegner benutzend, sagte Mischling schleunigst dem noch immer unentschlossen, wie zwischen zwei gleich großen Heubündeln stehenden Bürgermeister, ein ehrerbietiges Lebewohl, drückte dem klugen Rathsschreiber die Hand und eilte, ehe man sich noch vollständiger besann, schnellen Fußes aus der Thüre, und durch die auf dem Markte versammelte Volksmenge auf und davon.

„He!“ rief einer aus dem Haufen ihm neugierig nach: „ist der polnische Rebell schon geschlossen, oder geht er noch frei herum?“

„Er ist entwischt, guten Leute,“ sagte Mischling, und 1000 Thaler Belohnung, wer ihn todt oder lebendig auffängt. Fragt nur Euren gestrengen Herrn Bürgermeister.“

Mit diesen Worten entschwand unser Freund, auf immer wie er hoffte, Klein-Schilda's Weichbild, glücklich erlöst von allen ihm dort drohenden Gefahren. Er verlor nichts dabei, als seinen kleinen Hund, der sich unglücklicherweise verlaufen hatte, den er aber einige Wochen später ebenfalls wieder erhielt.

Aber nicht für Alle ist Klein-Schilda, wie für ihn, nur eine Burleske geblieben, denn ernstlich schlimm ging es dort einem armen Teufel, dessen Andenken den Bürgermeister heute so sichtlich in Schrecken setzte, und vielleicht den größten Antheil an

Mischling's schneller Befreiung hatte. Dieser arme Unbekannte, dessen frühere Schicksale man nie genau erfahren, fand in Klein-Schilda sein tragisches Ende auf folgende Weise.

Aus Ermanglung eines Passes in das Stadtgefängniß gebracht, und dort auf das Uebelste behandelt, gerieth der wohlgekleidete, und wie es scheint ganz gebildete Mann, über die ihm zugefügte Schmach in ein solches Delirium, daß er sich schon denselben Abend mit seinem seid'nen Taschentuche an dem Thürpfosten erhing. Die Frau des Kerkermeisters, eine ächte Klein-Schilda'sche Tochter, hört das dabei gemachte Geräusch, und tritt nach frischer That in das Gitterfenster des Gefängnisses. Noch verzieht der Aermste in schrecklichen Convulsionen sein Gesicht, ein herzhafter Schnitt könnte ihn jetzt noch retten, aber nein, meint Frau Martha, das schöne seid'ne Tuch kann sie doch nicht so verderben, sie

eilt lieber, sich bei ihrem Manne Raths zu erholen, der eben, nur ein Augenblickchen, zu Schnapse gegangen war. „Wie!“ ruft dieser erschrocken, „gehangen hat sich der Kerl? Das muß ich sogleich dem hochweisen Rathe melden.“ Er eilt, doch Niemand ist zu Hause. Der Scabinus endlich wird angetroffen.

„Holt schleunig den Bader!“ ist der durchdachte Bescheid, „damit er den Delinquenten losschneide, und ihm die Hülfe der Kunst angedeihen lasse.“

Doch auch der Bader findet sich erst nach langem Suchen, und als er kömmt und in's Fenster hineinlugt, erklärt er: durch eine Thür, an der ein Selbstmörder hänge, brächten ihn nicht hundert Ochsen, geschweige denn der Herr Scabinus allein.

Was ist zu thun? Jeder ahmt des Baders Beispiel nach. Niemand will durch die verhängnißvolle Thüre gehen, denn es würde schweres Unglück dem Kühnen bedeu-

ten. Die Autorität des hochweisen Rathes selbst bleibt in dieser Hinsicht ohne Wirkung, der Fremde hängt und hängt, eine lange Nacht und einen langen Tag — noch immer ist kein Ausweg gefunden.

„Ha!“ ruft der Bürgermeister nach sechsstündiger peinlicher Session, seinen bekümmerten Collegen zu: „Ich hab's. Wir brechen die Gefängnißmauer ein, und damit das Aufsehen nicht zu groß wird in unsr'er guten Stadt, so thun wir's noch diese Nacht.“

Gesagt, gethan, und bei des blassen Mondes Schimmer ward durch den Henker, in aller Rathsherrn hoher Gegenwart, der Gehenkte aus der Bresche hinausgeschleift, und hinter der Kirchhofsmauer verscharrt, und die verhängnißvolle Thür war unversehrt geblieben.

Tiefes Stillschweigen über die tragische Geschichte ward zwar geboten, doch nichts bleibt ja verschwiegen unter der Sonne,

und seit jener Zeit erlangte Klein-Schilda zuerst die vollständige Ebenbürtigkeit mit seiner größeren Namensschwester.

Als jedoch vor Kurzem die Großherzogin von ..... durch das Städtchen reis'te, stieg sein Ruf noch um eine Stufe höher. Magistrat hatte eine neue Steinbrücke vor der Stadt erbaut, und als er erfuhr, daß ein großer Potentat des Nordens diesen Weg zu nehmen gedenke, beschloß er, nach dessen allerhöchster Person diese Brücke zu benennen. Seine Majestät sollten, als Erster dieselbe passirend, sie gewissermaßen einweihen. Obgleich nun die Nothbrücke schon abgebrochen und keine and're Passage möglich war, beschloß dennoch Magistrat, die Landstraße ohne Weiteres zu sperren, Niemand vor Seiner Majestät über die neue Brücke zu lassen, und dieselbe, sey es Noth, selbst mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Schon hatten sich Wagen, Reiter und Fußgänger angehäuft, die unter Verwünschungen und

Flüchen vergebens tobend, den Uebergang zu erzwingen suchten, als die erlauchte Schwester des Monarchen, ihrem erhab'nen Bruder entgegen eilend, vom Oberburggrafen von B.... begleitet, und vom Landrath des Kreises geführt, bei dem eminenten Passe ankam. Wie die übrigen ward durch zwei Bürger zu Pferde auch ihr Wagen angehalten. Erstaunt und ergrimmt stürzte der Landrath herbei, befahl, augenblicklich Platz zu machen, doch Alles vergebens. Jede Drohung scheiterte an dem unbezwinglichen Stoicismus der Bürger von Klein-Schilda.

In Verzweiflung und ganz verstört, berichtete jetzt der Landrath der liebenswürdigen Fürstin das unerhörte Ereigniß. Da gelang es endlich Ihr selbst, deren Huld selbst Klein-Schilda's Characterstärke nicht zu widerstehen vermochte, folgende Capitulation zu Wege zu bringen.

Art. 1. Die Brückenpassage wird frei gegeben.

Art. 2. Die Großfürstin nimmt für Ihren Erlauchten Bruder Besitz davon, und weiht sie in seinem Namen ein.

Und siehe, Schilda's Stern hatte gesiegt!

Von diesem Augenblick an führt die Brücke des Monarchen hohen Namen, zu der Bürger Stolz und Ruhm für ewige Zeiten.

Die Dämmerung war schon eingetreten, als Mischling noch immer im dichten Walde fortschritt, ohne dessen Ende erreichen zu können. Es war artig genug, daß g'rade, als der Mond hinter einer dunklen Wolke hervortrat, und die hohen Edeltannen mit seinem Silberlichte umfloß, quer durch die Bäume und über die Straße weg ein langer schwarzer Mann mit weiten majestätischen Schritten an ihm vorüberging.

Von süß ängstlichen Schauern durchrieselt, konnte sich Mischling nicht enthalten,

laut auszurufen: „O Rübezahl, Rübezahl, bist Du es, so erhöre meine Bitten, denn wissen wirst Du schon, wo mich der Schuh drückt!“

„Junger Herr, treiben Sie hier keine Possen,“ erschallte im dumpfen Baß die Antwort, „die Nacht ist keines Menschen Freund.“

O Gott, dachte Mischling, hätte mich der schwarze Mann nur nicht junger Herr genannt, denn das beweis't mir leider gleich vom Anfang an, daß er kein Geist seyn kann, sondern in der Nacht wahrscheinlich nicht genauer sieht, als ich selbst. *)

„Nichts für ungut, lieber Mann,“ fing er von Neuem an, „wer Ihr denn auch

*) Mischling will sich hier alt anstellen, weil er bereits 29 Jahre zählt, etwas Characteristisches der heutigen jungen Leute, die sich leider nicht mit Unrecht im dreißigsten Jahre schon selbst für Greise halten.

seyd, könnt Ihr mir nicht sagen, wie weit es noch bis zu irgend einem Orte ist, wo man ein leidliches Nachtquartier zu finden hoffen darf? Es scheint, ich habe mich verirrt, denn ich wollte nach Busenthal, und müßte, meiner Rechnung nach schon dort seyn."

„Wir wollen seh'n, was zu thun ist," antwortete der Fremde, welcher bei näherer Besichtigung unserm Helden ein ganz absonderliches Aeußere darbot.

Beide Männer traten eben auf einen Schlag in's Freie hinaus, wo das helle Mondlicht Mischling erlaubte, seinen Gefährten auf das Genaueste zu betrachten. Ein ohngefähr 50jähriger Mann, reichlich sechs Fuß und mehrere Zolle messend, stand vor ihm, mit ein paar Augen, die wie glühende Kohlen funkelten, und einer langen Adlernase, unter der sich ein ungeheurer Schnurrbart auf beiden Seiten weit in's Gesicht hinein ringelte. Das etwas zwei-

deutige Lächeln, mit dem er grüßte, zeigte zwei Reihen glänzender Zähne, und unter der niedrigen mit einer Feder geschmückten Mütze quollen rabenschwarze dichte Haare hervor, die hinten zusammen gebunden einen armesdicken Zopf von wenigstens zwei Schuh Länge formirten. Der kurze dunkle Rock glich einer Jäger-Kutka, und die Beine bekleideten ein paar hohe Steifstiefeln, von der Art, die man sonst auf Universitäten trug und Kanonen nannte. Um den Leib war ein kleiner Hirschfänger geschnallt, und ein knorriger Alpstock vervollständigte die fremdartige Tracht.

„Junger Herr," begann der Riese, und in seiner Stimme lag dabei etwas eben so Humoristisches als Gutmüthiges, „von Busenthal sind Sie noch mehrere Meilen entfernt, aber wollen Sie diese Nacht mit mir und meiner Familie in der Judenschenke zubringen, wo wir nun schon seit acht Ta-

gen hausen, so sollen Sie uns willkommen seyn."

Mischling, dem keine Wahl mehr übrig zu bleiben schien, bejahte dankend.

„So gut, wie Rübezahl, als den Sie mich eben anriefen," fuhr der Fremde fort, „werde ich Sie freilich nicht betten können, aber dafür haben Sie auch bei'm Erwachen am Morgen keinen unheimlichen Spuk zu befürchten; und an munt'rer Gesellschaft soll's auch nicht fehlen, besonders wenn es Ihre Casse erlaubt, uns den Abend gut zu tractiren, denn wir sind ein lustiges, aber armes Völkchen, müssen Sie wissen, mein werther Herr!"

„Darf ich fragen," erwiederte Mischling nicht ganz unbesorgt, „wem ich eigentlich diese gütige Auskunft zu verdanken habe, und in welcher Zeit wir wohl die — Judenschenke zu erreichen hoffen dürfen?"

„Ja, darauf ist nicht sogleich zu antworten, nämlich was mich betrifft, denn in

der Judenschenke werden wir, so Gott will, warm und ruhig sitzen, ehe eine halbe Stunde vergeht. Aber, wie gesagt, von mir könnte ich Ihnen schon vielerlei erzählen! Geboren bin ich z. B. ein Zigeuner, wenigstens in ihrer Mitte erzogen, ob ein ächtes oder gestohlenes Zigeunerkind, das mag der Himmel wissen. Unsere kleine Bande aber ist nach und nach verschollen und verdorben, eine Weile mußte ich mich dann allein in der Welt herumtreiben, zuletzt habe ich mich ein paarmal verheirathet, ein Viertelduzend schmucke Kinder in die Welt gesetzt, und so verdienen wir uns nun ehrlich, aber kümmerlich, unser Brod, bald auf diese, bald auf jene Weise. Für's Erste bin ich, Ihnen zu dienen, Fleckausmacher, Wanzentödter, Ratzen- und Maulwurfsfänger, und komme da eben von einer Runde auf den benachbarten Gütern zurück, wo ich in diesen Fächern mit hohem Beifall gebraucht worden bin.

Morgen aber, wenn Sie mit uns bleiben wollen, morgen würden Sie mich als Harfenisten und Chef einer höchst respectabeln Gesellschaft wieder finden. „Ja, ja," fuhr er mit einer pfiffigen Miene fort, „Sie würden staunen, wenn Sie mit ansähen, was ich mir da herausnehmen darf, wie ich, trotz dem geschicktesten Hofmanne, Könige am Gängelbande führe, mit Prinzessinnen nach Willkühr verfahre, ja selbst über den Teufel nach Belieben disponire, und gar manchen großen Mann wieder lebendig mache, der schon viel hundert Jahr in kühler Erde ruht. Mit einem Wort, werther Herr, mit Hülfe meiner guten Frau, die eine Italiänerin und eine ehemalige Actrice ist, dirigire ich ein Marionettentheater, und öfters spielen wir in der Umgegend, namentlich aber im Dorfe Laugenhörnchen, wo es viele reiche Leinweber gibt, die ergötzlichsten Tragödien. In diesem Augenblick sind an der Reihe: Frido-

lin von Hohlbein, der standhafte Prinz von Calteroni, und Doctor Fausti Höllenfahrt von Klingelmann."

Bei diesen trostreichen Worten kehrte auf Mischling's, vorher viel Ungewißheit verrathende Züge, ein heiteres Lächeln zurück, und dankbar rief er dem großen Manne zu:

„Topp, Herr Schauspieldirector, wenn Sie mich haben wollen, bleibe ich ein paar Tage bei Ihnen, doch mit dem Beding, daß Sie mir wenigstens eine Ihrer Hauptpuppen nach Auswahl zu dirigiren geben, und sich, so lange ich in der Judenschenke verweile, mit Ihrer Familie als meine Gäste ansehen wollen."

„Hurrah!" schrie der Alte mit einer Stimme, die wie Schlachtruf durch den Wald hallte, „das nenne ich mir einen braven jungen Herrn, den wir auch auf den Händen tragen wollen, so lange er sich's bei uns gefallen läßt; ja! und meine be-

sten Puppen, hübscher, als Sie vielleicht erwarten, sollen Ihnen alle zu Diensten stehen."

Froh seine Mütze schwenkend, machte er hierauf den nicht weniger erfreuten Mischling auf ein Licht aufmerksam, das in der Ferne flimmernd, bald glänzender hervortrat, bald sich auf Augenblicke hinter den Bäumen wieder verbarg.

„Das ist die Judenschenke," sagte er, „bald sind wir am Ziel, und es ist gar kein schlechtes Wirthshaus, das können Sie mir glauben. Auch sind die Wirthsleute eben so gute Christen, als wir; vor alten Zeiten hat man aber da einmal einem reichen Juden den Garaus gemacht, und seitdem ist der Schenke der nicht allzuwohl klingende Name geblieben."

Die Wanderer näherten sich jetzt dem Thore, Hundegebell ertönte in der Nähe, und bald darauf sprang ein herrlicher ung'ri-

scher Wolfspacker in großen Sätzen auf sie zu, und liebkosend an seinem Herrn hinauf, während er Mischling drohend die Zähne wies.

„Allons! Kusch, Gorad! der Fremde ist unser guter Freund," sagte, ihn freundlich streichelnd, der Alte, und das kluge Thier schien, schnell umgewandelt und mit dem Schweife gegen Mischling wedelnd, die an ihn gerichteten Worte vollkommen verstanden zu haben.

Da es schon spät war, mochten sich die Wirthsleute, keine Gäste mehr erwartend, bereits zur Ruhe begeben haben, denn, als unsere Reisenden in das Haus traten, kamen ihnen bloß die beiden Söhne des Fremden mit einer Lampe entgegen, nicht ohne einige Ueberraschung Mischling musternd, dessen ziemlich eleganter, angloma-nischer Anzug und zierliches Ränzchen mehr einen Fußgänger aus Laune, als aus Noth

ankündigten, und stark gegen das barocke, ärmliche Aussehen des Gebieters der Marionetten abstachen. Die jungen Leute dagegen, die auffallend hübsch waren, sahen aus, wie von irgend einem Aufzuge herkommend, und waren daher mit weit größerer Sorgfalt, wenn gleich nicht weniger phantastisch gekleidet. Lange Locken hingen um ihren entblößten Hals, in ihren Ohren glänzten große goldene Ringe, wie manchmal Italiäner und Franzosen zu tragen pflegen, kurze, himmelblaue Jäckchen mit einer breiten rothen Schärpe umschlossen die schlanke Taille, und Trikots mit kleinen Schnürstiefelchen zeichneten die hübschesten Beine und Füße, die man nur sehen konnte. Die Gesichter waren jugendlich keck, voller Ausdruck und Feuer, besonders reizend aber das des ältesten, der eben, Mischling mit einer allerliebsten trotzigen Miene vom Kopf bis zu den Füßen messend, ausrief: „Nun, Vater, welchen neuen Recruten bringst

Du uns denn da in's Haus? Die Mutter war ein wenig unwohl und ist zu Bett gegangen, und wir warten schon recht lange auf Dich. Bist Du und Dein Gefährte nun hungrig von der Reise, so wird wohl Schmalhans Euer Küchenmeister seyn müssen.

„Lieber Herr," sagte der Alte, „verzeihen Sie, wenn meine Söhne ein bischen zu freimüthig sprechen, es sind sonst gute Jungens, die, so lange Sie es sich hier gefallen lassen wollen, gewiß sich beeifern werden, Ihre Gewogenheit zu verdienen. Giannino, Dir empfehle ich den fremden Herrn besonders, Du wirst ihm," sagte er, einen autoritativen Blick auf den Knaben werfend, „in Allem, was er braucht, schnell zur Hand seyn, und jetzt gleich damit anfangen, daß Du für ein so gutes und reichliches Abendessen sorgst, als Du aufzutreiben im Stande bist. Wecke nur die Wirthsleute wieder, wenn sie zu Bette sind, denn

der gnädige Herr hat schon erklärt, daß, so lange er bei uns bleibt, nicht er unser Gast ist, sondern wir seine Gäste seyn sollen."

„Ja," fiel Mischling ein, ganz seine vornehme Miene annehmend, „laß' es an nichts fehlen, liebe Giannino, und um Dich gleich im Voraus in gute Laune zu versetzen, so nimm hier diesen Beutel, und sey fortan mein Schatzmeister."

Der Alte schielte begierig herüber, Giannino schlug einen Augenblick die dunkeln Augen zu Boden, und sagte dann fast wehmüthig, den Beutel in der Hand wiegend: „Es ist doch eine schöne Sache, so reich zu seyn; denn wer reich ist, der ist frei, nicht wahr, Vater? Nun, lieber Herr," fuhr er fort, „ich will genaue Rechnung halten, und danke einstweilen für geschenktes Vertrauen."

Eine leichte Röthe flog bei diesen Worten über seine Wangen, und mit einer

gracieusen Verbeugung verließ er schnell das Zimmer.

„Ja! meine Jungens müssen auch ihr Brod für sich verdienen," fing der Alte wieder an, und Giannino würde bei jeder Kunstreitertruppe willkommen seyn. Die Mutter war zu ihrer Zeit in Italien eine der ersten vom Fach, so wie in noch manchem Anderen," setzte er lachend hinzu.

„Nun, Joseph," frug er hierauf den zweiten Knaben, „habt ihr gute Einnahme gemacht? Sie sind nämlich, wandte er sich erläuternd zu Mischling, „heute mit der Mutter bei'm Herzog auf dem Lindenauer Jagdschlosse bestellt gewesen, um dort auf dem Seile zu tanzen, und ihre andern equilibristischen Kunststücke zu machen."

„Lieber Vater," sagte Joseph mit schüchterner Stimme, „der Herzog war verreis't, und der Intendant hat uns befohlen, auf den ersten Sonntag des künftigen Monats nach Hohenburg zu kommen, uns aber

für die heute vergebene Mühe gut bewirthet, und einen Ducaten gegeben. Doch auf dem Rückweg begegneten wir der armen, unglücklichen Bauerfrau hier aus dem Dorfe, mit ihren zwei kleinen Würmchen; derselben, der vor ein paar Tagen, wie Du weißt, Haus und Hof abgebrannt, und der Mann dazu verunglückt ist. Die weinte so bitterlich! — und da meinte Giannino, er werde es bei Dir verantworten, und gab, da er nichts anderes hatte, der armen Frau den ganzen Ducaten hin . . .“

„Zum Teufel mit des Giannino's großmüthiger Narrheit!“ rief der Alte höchst ärgerlich, „hab' ich nicht mehr verloren, als das alberne Bauerweib, und weiß Giannino nicht, wie kümmerlich wir selbst unser Brod verdienen müssen! Wahrhaftig, wäre der gute junge Herr mir nicht gerade heute wie vom Himmel geschickt worden, ich wüßte ja nicht einmal, wo ich nur das Geld für die Zehrung dieser Tage

hätte hernehmen sollen — aber ihr jungen Tollhäusler könnt keinen blanken Groschen in der Tasche dulden, es brennt euch gleich in den Fingern, bis er fortkömmt. Sie werden sehen, was der verteufelte Junge mit Ihrem Geldbeutel anfangen wird, und thäten vielleicht besser, ihn mir anzuvertrauen."

„Nein, nein," sagte Mischling lachend, „der ist in guten Händen; Niemand darf meinen neuen Schatzmeister stören. Schmälen Sie Giannino nicht, jetzt setze ich erst doppeltes Vertrauen in ihn!"

Eben trat der Genannte mit zwei Schüsseln voll kalter Speisen und ein paar Flaschen Wein herein, deckte den Tisch mit einem saubern Tuche, und ordnete Alles so gewandt, als habe er schon seit Jahren als Kellner fungirt.

„Joseph," sagte er schmeichelnd, nachdem er Mischling gebeten, heute mit dem guten

Willen fürlieb zu nehmen, „Joseph hat wohl seine Litanei vom Ducaten bereits angebracht, Vater, weil Du so verdrießlich aussieh'st — laß' es dießmal nur gut seyn, oft werd' ich's ja nicht wieder thun können! Stell' Dich nicht so bös' an, im Grund des Herzens, weiß ich, kannst Du mich doch deßwegen nicht weniger lieb haben."

„Lieber Giannino," sagte Mischling, „ich erlaube Dir, dem Vater das Geld aus unserer Casse zu ersetzen; damit wird wohl Alles ausgeglichen seyn, nun aber wollen wir essen, denn bei allen 11,000 Jungfern, und dem heiligen Johannes in der Wüste dazu, mich hungert sehr!"

Das Mahl war heiter, der Wein leidlich, und obgleich die Knaben nur wie Mädchen nippten, wurde doch Giannino in seiner Lustigkeit zuletzt fast ausgelassen, und dabei, wie es schien, mit jedem Augenblick seinem provisorischen Herrn mehr zugethan,

eine Zuneigung, die Mischling stärker erwiederte, als es ihm selbst recht begreiflich war.

Als er mir später sein Abenteuer erzählte, setzte er zwar geheimnißvoll hinzu: zu seiner Zeit habe ihm der lieblichste Traum das Räthsel überraschend gelöst — in dem officiellen Bericht fand ich jedoch weiter nichts vor, als daß erst spät in der Nacht die lustige Tafel aufgehoben wurde, und Giannino dann unsern Freund, Beide in etwas exaltirtem Zustande, schäkernd und lachend sein Schlafgemach hoch unter dem Dache anwies, wo ihm ein kleines Kämmerchen, ärmlich aber reinlich, von dem besorgten Knaben bereitet worden war.

(Eine Woche, die Mischling mit dem lustigen Völkchen in völliger Gütergemeinschaft verlebte, und nach und nach eine sehr enge Freundschaft mit Giannino schloß,

dessen feurige und gefühlvolle Seele sich ihm ganz hingab, übergehen wir, als weniger wesentlich in unsere Geschichte eingreifend, und fahren da fort, wo Ereignisse eintraten, die einen dauernden Einfluß auf unseres Helden Leben auszuüben bestimmt waren.

Dritter Tag.

Mit gespannter Erwartung saßen die Leineweber von Langenhörnchen vor dem schön bemalten Vorhang, der bunten Scenen gewärtig, die sich bald vor ihnen entfalten sollten. Einige bliesen dicke Tabakswolken von sich; Andere vesperten, mit noch größerem Phlegma; mehrere kleine Kinder aber schrieen bereits vor Ungeduld, vergeblich von den besorgten Müttern beschwichtigt.

Da ertönten die Accorde der Harfe, vom Gesang der Madame Saroli begleitet, und abwechselnd von ihrem universalen Gemahl durch ein Intermezzo auf der Trommel bereichert, denn er spielte beide Instrumente mit mehr Fertigkeit, als wir ihm zugetraut hätten.

Unterdessen hatte Mischling, der einstweilen das Amt des Directors übernommen, von seinem schönen Pagen unterstützt, alle Puppenfäden wohl geordnet, die respectiven Toiletten auf's Glänzendste in Stand gesetzt, und nachdem man übereingekommen, daß Giannino die weiblichen, er die männlichen Rollen sprechen solle, gab er das Zeichen zum Aufrollen des Vorhangs, und wollte eben das Stück, wie folgt, beginnen, als der Ruf: „Jungens, auf die Kniee!“ seine Augen nochmals auf die Zuschauer lenkte, und er mit nicht geringer Verwunderung die zwei vordersten Glieder, welche aus der Dorfjugend allein gebildet wurden, wie anbetend vor seinen Puppen niederfallen sah.

„Das gehört zur hiesigen Policei,“ erklärte Giannino, herzlich lachend, „sie machen's immer so, damit die Eltern, die hinten sitzen, bequemer sehen können. Bis

zum Zwischenacte darf Keiner aufstehen, wenn er nicht Kopfnüsse riskiren will."

„Nun, bei'm Himmel!" sagte Mischling, „ich glaubte schon, weil Dein Vater eben ein so herzbrechendes geistliches Lied trommelt, die Jungens hätte eine unüberwindliche Frömmigkeit angewandelt, welche ja ohnedieß heut zu Tage die Kirche oft auf dem Theater wieder findet. Aber laß' uns jetzt anfangen, ergreife Kasperle's Faden, und lege Donna Anna zurecht.

Puppen Don Juan.

Eine Variation.

Erster Act.

Erſter Auftritt.

(Nacht. Es donnert. Sturm und Regen. Von grellen Blitzen abwechſelnd erhellt, taucht aus der Dunkelheit ein weißes Schloß hervor, das eine wilde romantiſche Gegend umgibt.)

Prinz Don Juan und Kaſperle treten auf.

Kaſperle.

Geſtrenger Prinz, ich halt's nicht länger aus.
Das iſt für Kaſperle kein Schmaus,
Nicht Ruh' bei Tag, nicht Ruh' bei Nacht,
Das hat der Henker ausgedacht!

Nein, jetzt wird mir der Spaß zu toll.
Hätt' ich den Bauch noch gründlich voll!
Doch seit 12 Stunden hab' ich nichts gefressen,
Muß einen Schuh im Umfang wen'ger messen.
Läß't Euch, o Prinz, der Kitzel keine Ruh',
Fall'n mir vor Müdigkeit die Augen zu!
Herr, ich will Euch nicht länger dienen;
Ja, schneid't nur Eure grausen Mienen,
Beseitigt hab' ich jeden Zweifel,
Dien' ich Euch länger, hole mich der Teufel.

Don Juan
(mit verstellter Sanftmuth).

O treuer Freund in jeder Noth,
Willst Du so schmählich mich verlassen,
Du, der mir folgen wollte bis in Tod,
Kannst jetzt so bösen Vorsatz fassen?
Geh' in Dich, Kasperle, nimm diese Börse!
Und nun befest'ge schnell die Leiter,

Bald bin ich meinem Schätzchen auf der Ferse,
Und dann hilft Witz und Kühnheit weiter.

Kasperle

(nimmt die Börse und steckt sie ein).

Nicht einen Schritt. Wir sind geschieden!
O hätt' ich immer Euch gemieden,
All' meine Unschuld habt Ihr mir geraubt!
Wer hätt', o Himmel, das geglaubt,
Als ich noch aller Tugend war beflissen,
Daß so der Sünd' ich würd' erliegen müssen?

Don Juan

(zieht wüthend den Degen).

Verfluchter Hund, stirb auf der Stelle,
Und fahr' im Augenblick zur Hölle!
Ich spieße dich an diese Mauer,
Wie gestern jenen frechen Bauer.
Sag', Bube, hast im Ernste Du gesprochen?
Schnell sey Verrath in Deinem Blut gerochen.

(Er treibt Kasperle gegen die Schloßmauer, und setzt ihm das Schwert auf den Magen.)

Kasperle.

O gnäd'ger Herr, o liebster Don Juan!
Was fangt mit Eurem treuen Kasperle
Ihr an —
Wollt Ihr den Spaß nun gleich so tragisch nehmen?
Ich will ja gern zu Allem mich bequemen.
Und was sollt' ich zum Teufel hin,
Da ich bereits bei Euch schon bin.
Laßt's gut seyn, steckt den Degen ein,
Ich will ja gern gehorsam seyn.
Ich will ja sünd'gen, stehlen, morden,
Bis ich Euch gänzlich gleich geworden.

Don Juan
(den Degen einsteckend).

Das hat ein guter Geist Dir eingegeben,
Sonst wär's jetzt aus mit Deinem Leben.
Nun frisch an's Werk, die Leiter an,
Ich steig' hinauf, du darfst von hier nicht weichen,

Und hörst Du irgend Jemand nah'n,
So gibst Du schnell mir das bekannte Zeichen.

(Don Juan klettert die Leiter hinauf, und steigt in's Fenster.)

Zweiter Auftritt.

Kasparle, später Don Antonio.

Kasperle

(nimmt die geschenkte Börse aus der Tasche).

Verfluchter Satan! hättest du nicht Gold und Eisen,
Die armen Menschen zu bethören,
Ich wollte Dir die Wege weisen,
Und auf der Stelle mich bekehren.
So aber kann's nichts helfen,
Und heulen muß man mit den Wölfen.
Nun sey's! die Sünde hat doch auch ihr Gutes.

(Mit der Börse klappernd.)

D'rum, Kasperle, bleib' guten Muthes!

Noch ist's ja lange hin zur letzten Stunde,
Und daß die Seele dann zur rechten Zeit gesunde,
Will von der Hälfte hier ich Ablaß kaufen,
Ja, morgen schon will ich zum Pater laufen!
Denn lustig leben, selig sterben —
So kann ein Sünder nie verderben!
(Setzt sich auf eine Bank vor dem Hause.)
Doch da mein Herr jetzt mit der Donna koset,
Und mit dem Satan um ihr Schicksal looset,
Will ich 's Brevier hervor nun zieh'n,
Und fromm zu seyn mich ernst bemüh'n.
(Holt eine Feldflasche aus der Tasche.)
Weil Don Juan, in Sünd' verloren,
Den Rosenkranz nicht leiden kann,
Hab' ich dafür die Flasch' erkoren,
Und bete mit Vergnügen d'ran.
(Er thut einen langen Zug.)
O Jungfrau unter'm Sternenzelt,

Vor Allem gib mir recht viel Geld!
Denn ohne Geld gibt's keinen Held,
Ein Jammer ist die ganze Welt!

(Nimmt einen zweiten Schluck.)

Dann, lieber heil'ger St. Ignatius,
Bewahre Deinen treuen Knecht
Doch wenigstens bis St. Servatius,
Vor Prügel, Wunden und Gefecht.

(Trinkt zum drittenmale.)

Du aber, heil'ge Magdala, regiere
Den Sinn der widerspenstigen Elvire,
Daß endlich sie ergeb' ihr Herz
Des Kasperle's verliebtem Schmerz.
So — nun hat Leib und Seel' zur G'nüge,
Jetzt will ich ruhig schlafen geh'n,
Und was der Himmel auch verfüge,
Dem Frommen kann kein Leid geschieh'n.

(Wickelt sich in Don Juan's Mantel, den dieser abgeworfen, als er die Leiter erstieg, und legt sich dann der Länge nach auf den Rasen, wo er bald in tiefen Schlaf verfällt.)

Don Antonio

(im Nachtanzuge, erscheint auf dem Balkon eines Seitenflügels).

Schwarz ist die Nacht, und schwül die Luft —
Es weht mich an, wie Grabes Duft!
Schwer hat der Alp auf mir gedrückt,
Und mir das Cranium fast verrückt.
Es ist mir so entsetzlich bange,
Als kniff man mich mit einer Zange.
Was will die Ahnung nur bedeuten!
Droht mir Gefahr von fremden Leuten?
Kömmt meiner Anna was zu nah'?
Erkrankte vielleicht der Papa?
Doch nein. Ich habe nur zu viel gegessen,
Auch bei der Flasche wohl zu lang gesessen;
Der Magen nun bedrängt das Herz,
Und schaffet solchen falschen Schmerz,
Ja, ist er nach dem Kopf gewandt,
Verdunkelt gar er den Verstand!

Der Magen ist ein Autocrat,
Und wir die Pupp' an seinem Drath!

Doch lassen wir's Philosophiren,
Es möcht' zu sehr uns echauffiren!
Mein Bräutgen schläft indeß in Ruh',
Die Augen drückt ihr Unschuld zu.
Gewiß träumt sie von mir, die Gute,
Ach! wer doch schon zur Seit' ihr ruhte!
Doch weil's einmal für jetzt nicht ist,
Ein Thor, der das Unmögliche vermißt.
Ich will mich wieder schlafen legen,
Ihr Bild in meinem Busen hegen,
Und, wie sie selbst, in diesen Räumen
Von was ich liebe, selig träumen. —

(Geht in das Innere des Hauses ab.)

Dritter Auftritt.

Man hört von der andern Seite Geräusch. Don Juan reißt eine Nebenthüre heftig auf, und zerrt Donna Anna sich nach. Es donnert und blitzt.

Donna Anna.

Ha! Don Juan! Du warst es, schändlicher Verräther,
Der meines Bräut'gams Stimme log?
Und — gottvergeß'ner Missethäter!
Um meine Unschuld mich betrog!

(Sie weint, daß es einen Stein erbarmen möchte, und sträubt sich mit allen Kräften gegen Don Juan, während der Donner immer fürchterlicher rollt.)

Ha! will kein Blitz sich mein erbarmen,
Dieß Ungeheuer zu zermalmen!
O Hülfe! Vater! mein Herz, es bricht,
Nacht decket meiner Augen Licht.

(Hält schluchzend die Hand vor's Gesicht, für sich).

Wie schön er ist der Bösewicht!
O schwaches Herz, verrath dich nicht.

(Sie sinkt vor Don Juan nieder, und umklammert seine Kniee.)

Don Juan.

Laß', Anna, dieſe tollen Klagen!
Willſt Du denn aller Welt es ſagen,
Was, thöricht Mädchen, Dir geſchah?
Das wirſt Du beſſer klug verſchweigen
Und ſtill Dich jetzt dem Schickſal neigen,
Das Dich's mit Feuer theilen ſah!
Haſt für Antonio mich gehalten?
Laß' nun die Liebe freier walten,
Erwied're meine heiße Glut. —
Nichts hilft Dir ferner alles Toben,
Die Diener ſchlafen ruhig d'roben
Und lachen würd' ich ihrer Wuth.
Matt nur iſt Deines Bräut'gams Flamme,
Dem Löwen nicht, er gleicht dem Lamme.
Reiß' Dich von dieſem Schwächling los,
Komm', laß' die Comödiantenpoſſen
Schürz' Liebchen Dich und unverdroſſen
Folg' mir auf meiner Väter Schloß.

(Kaſperle fängt gewaltig an zu ſchnarchen. Don Juan horchend.)

Hörst Du den kühnen Bräut'gam schnarchen?
Der Pinsel kennt es besser nicht,
Und den gestrengen Hausmonarchen
Den fesselt wohl an's Bett die Gicht.

Donna Anna.

Nein, Verführer! standhaft werd' ich bleiben,
Und eh' willig ich Dir folge,
Lieber hier mich selbst entleiben,
Hingestreckt von Deinem Dolche.

(Sucht Don Juan den Dolch zu entreißen, den er im Gürtel trägt. Während dem ertönt von Neuem Lärm im Hause. Don Juan zieht den Degen, und Donna Anna sinkt ohnmächtig auf Kasperle nieder, der davon erwachend, sich die Augen reibt, und erschrocken aufspringt.)

Vierter Auftritt.

Der Comthur, im Schlafrock mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, und einen langen Stoßdegen in der Hand, stürzt aus der Thüre hervor. Hinter ihm ein Zwerg mit einem

Windlicht. Don Juan tritt hinter eine Säule.

Comthur

(auf Kasperle eindringend, der sich mit dem Mantel vermummt).

Halt', frecher Bube, wirf die Maske nieder,
Der Sonne Licht sieht diesen Morgen
Nur Einer von uns Beiden wieder.
Und dieses Haupt, gebleicht in Sorgen,
Muß erst im Staube blutig liegen,
Eh' Du der Unthat Frucht genieß'st.
Her, Feigling! lern' den Vater erst besiegen,
Eh' Du der Tochter Schande sieh'st.

Kasperle

(wirft den Mantel weg und fällt zähneklappernd auf die Kniee).

O Herr! Ihr irrt, ich hab' Euch nichts gethan,
Ich heiße Kasperle und bin ein frommer Mann.
Der Eure Tochter hier verführet,
Dem Fluch und Straf' allein gebühret,

Das ist der grause Don Juan,
Doch ich bin ganz unschuldig d'ran.

Don Juan
(tritt vor).

Brav, Kasperle! für so viel Treue
Bleib' ich gewiß in Deiner Schuld,
Ja, Kasperle, im Voraus freue
Dich auf die Zeichen meiner Huld. —
(Zum Comthur gewendet)·
Nun pack' Dich eilig, alter Thor,
Zu ungleich wär' der Kampf mit Dir;
Ich bin's, der Deine Tochter sich erkor,
Und keine Macht entreiß't sie mir.
D'rum wag' es nicht, mich mehr zu reizen,
Mach' Platz, und fliehe ohn' Verweilen,
Sonst wird trotz allem Deinen Spreizen
Ein ernst Geschick Dich schnell ereilen.

Comthur
(wüthend auf Don Juan eindringend).
Verfluchter Böswicht, nimm Deinen Lohn!
(Gefecht. Kasperle klettert auf einen Baum.)

Don Juan.

Bemüht Euch nicht.

(Sticht den Comthur nieder.)

Da liegt der Affe schon.

Der Zwerg

(wirft sich wehklagend über seines Herrn Leiche).

O Jemine! der Herr ist mausetodt
Dem ist gebacken nun sein Brod!
Und auch der neue Schlafrock ist zerrissen,
Jott! diese Menschen haben kein Jewissen!

Don Juan.

Bring' Deinen Herrn zu Bett. Er scheint es zu bedürfen!
Den Lohn, den er so eben mir freundlich zugedacht,
Will von der Tochter Mund ich schon gemächlich schlürfen,
Sobald uns Beid' ich nur in Sicherheit gebracht.

(Er nimmt die noch immer leblose Donna Anna in seine Arme, und sucht sie mit stürmischen Küssen zu erwecken.)

Kasperle

(der vom Baum wieder herunter kömmt).

O Herr! wohl hatt' ich recht, dem Teufel
selbst Euch zu vergleichen.
Hab't kein Erbarmen Ihr mit Jung noch
Alt?
Der Vater muß durch Euch verbleichen
Und vor der Leiche thut der Tochter Ihr
Gewalt!

Don Juan.

Du Schuft! Wie schön steht Dir's Moralisiren,
Du feiger Wicht! der auf dem Baum versteckt
Bei'm Streit nur denkt an's Retiriren,
Und Tugend nur, wie's Schwein den Zucker leckt,
Komm', Schurk', und hilf mir Anna tragen,
Denn nur zu lang verweilten wir.
Schon seh' ich Licht im Osten tagen
Und nicht geheuer wird es hier.

Fünfter Auftritt.

Rufen hinter der Scene. Don Antonio mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern, mit Schwertern bewaffnet und Fackeln tragend, erscheinen im Hintergrunde der Bühne.

Don Antonio.

Habt Ihr des Comthurs Stimme nicht vernommen?
Umstellt die Räuber. Laß't sie nicht entkommen!
Wer liegt dort an der Erde? Ha, was seh' ich!
Anna — der Vater todt! Gott sey uns gnädig!

Kasperle.

O Himmel! nun sind Beide wir verloren,
Ach Kasperle, wär'st nimmer Du geboren!

Don Juan.

Verdammt! der Uebermacht muß ich jetzt weichen,
Doch meine Rache soll sie bald erreichen!

(Er legt Donna Anna nieder, und indem er seinen Mantel dem herbeieilenden Don Antonio über den Kopf stülpt, schlägt er sich durch die Menge, während Kasperle über einen der Diener hinwegvoltigirend, auf der andern Seite entwischt.)

Ende des ersten Acts.

Nach Beendigung dieser ersten Abtheilung, deren Folge wir dem Leser großmüthig erlassen, hatte Mischling, der ein standhafter Freund der Abwechslung ist, dem Director die fernere Leitung der Puppen wieder übergeben, und war zu den Zuschauern herabgestiegen, wo er schon früher ein paar auffallend zarte und hübsche Bauernmädchen bemerkt hatte, welche Handschuhe trugen; ja, als die eine den ihrigen einen Augenblick auszog, war es ihm gar vorgekommen, als ob ein Brillantring an ihren Fingern geblitzt hätte. Dieß intriguirte ihn

sehr, er suchte sich daher ohne Affection Beiden zu nähern, und behorchte während dem noch einige französische Worte, die ihn jetzt vollkommen überzeugten, daß er hier nur verstellte Bäuerinnen vor sich haben müsse. „Ihr lieben Kinder," sagte er, gemächlich hinter ihnen Platz nehmend „was meint Ihr zu dem prächtigen Stück, was wir Euch da vorgespielt haben?" — „Ist Er auch einer von den Comödianten?" sagte die Kleinste von Beiden, mit einer verzweifelt schnippischen Miene, indem sie leise ihre Nachbarin anstieß. Dieß war eine reizende Blondine, mit dem Anstand einer Königin und der Sanftmuth einer Taube. Ein unnachahmlicher, rührender und doch halb schalkhafter Ausdruck ruhte in den feuchten blauen Augen, die höchst verführerische lange seidene Wimpern beschatteten. Und noch reizender war der kleine Purpurmund — ach, und erst der Mund! wie Gretchen sagt — in der That, dachte

Mischling, diesen Mund küssen zu dürfen, wie er so räthselhaft wehmüthig lächelt, das müßte Götterwonne seyn! und in trunkenem Anschauen verloren, hatte er Mühe, aus der süßen Verwirrung wieder zu sich selbst zu kommen.

„Nu," sagte die Muthwillige, welche ihm zuerst Rede gestanden, „was glotzt Er uns denn so an, wie die Kuh 's neue Thor? hat Er mich nicht verstanden? ich fragte Ihn: ob Er auch einer von das Spielvolk sey?"

„Freilich, freilich," erwiederte Mischling, „das ganze Stück ist ja von mir selbst verfertigt, und die schönen Stimmen, die Ihr gehört habt, die groben und die feinen, die kamen alle nur von mir allein her. In Wahrheit, es fehlte uns nichts, als so eine schöne Prinzessin wie Deine Nachbarin da, und ich möchte dann mein Lebtage nichts anders thun, als mit den Puppen spielen."

„Na, na, mach' Er uns nichts weiß —

werden wir das glauben, daß Er, großer Bengel, noch mit der Puppe spielen wird."

„Mit einer, wie Du, allerdings nicht," eiferte Mischling entrüstet, „Dich würde ich dem hölzernen Kasperle überlassen; aber einen solchen Engel, wie Deine Nachbarin, den würde ich anbeten, und wie die Jungens da vorne vor ihm niederfallen, wenn er auch stumm und nur von Stein wäre."

Die Blondine, welche bisher große Theilnahmlosigkeit affectirt hatte, lächelte bei diesen Worten, leicht erröthend, und entfaltete dabei, vielleicht nicht unwillkührlich, die Perlen ihres Mundes, welche Mischling in diesem Augenblick begehrungswerther als alle orientalischen erschienen. Die Weiber, dachte er frohlockend, sind doch alle eitel — Evens treue Töchter!

„Na, aber was ist denn das vor eine drollige Puppe?" fing die Kleine jetzt wieder an (es mochte wahrscheinlich die Kammer-

jungfer seyn). „Sieh' nur, Dore, ist das nicht leibhaftig wie Fleisch und Bein?"

„Aber wirklich," sagte Mischling, „das ist täuschend, o welch' guter Spaß! Ja, ja, es ist die kleine achtjährige Tochter des Directors, die man so künstlich zur Marionette angelernt hat, daß sie von den wirklichen kaum mehr zu unterscheiden ist, wie man's denn mit den Kindern unserer vornehmen Schauspieler ja auch zu machen pflegt. Wahrlich, ganz wie am Drath gezogen. Vortrefflich! Aber," flüsterte Mischling der Blonden zu, „Du sprichst ja gar kein Wort; willst Du das hübsche Kind und die Puppen vielleicht einmal oben ansehen? Wenn Du Lust hast, bringe ich Dich gleich hinauf, es wird Dir gewiß Spaß machen, die neck'schen Dinger so ganz in der Nähe betrachten zu können."

„Sortons," hörte jetzt Mischling, statt der Antwort, die Schöne leise ihrer Begleiterin in's Ohr raunen. Im Nu standen Beide

auf, und mit einem unwilligen Blick auf Mischling sagte das supponirte Kammerkätzchen: „Na, will Er wohl so gut seyn, und uns ein bischen Platz machen, da wir doch Seine Puppen nicht werden können — denn wir müssen zu Hause, sonst kriegen wir Schelte.“

Hiermit eilten sie schnell hinaus, doch Mischling ihnen mit gleicher Schnelle auf dem Fuße nach, und erreichte sie eben noch glücklich vor dem Hause, eh' sie sich ganz im Dunkel verloren hatten.

„Guten Kinder, es ist ja stockfinstere Nacht, ich kann Euch nicht so allein gehen lassen.“

„Na, so seht mir doch den zudringlichen Burschen an! So laß' Er Einen doch ungeschoren; geh' er seinen Weg, und laß' Er uns den unsern gehen!“

„Meine Damen,“ sagte Mischling, „verstellen Sie sich nicht länger; Sie sind eben so wenig Bäuerinnen als ich ein Marionettenspieler, aber Sie haben desto mehr Unrecht,

in dieser Finsterniß ohne alle Begleitung den Rückweg antreten zu wollen" — und die augenblickliche Pause benutzend, welche der kleine Schreck den holden Mädchen einflößte, setzte er hinzu: „Berauben Sie mich doch nicht so neidisch des Glücks, das mir der Himmel unerwartet zuführte. Lassen Sie mich immer Ihnen meinen Arm bieten, um Sie sicher nach Hause zu geleiten, ich schwöre auch, mich Ihnen nicht weiter als bis zur Thüre Ihrer Wohnung zum Führer aufzudringen. Dort angekommen, verlasse ich Sie augenblicklich, oder erwarte draußen Ihre weiter'n Befehle."

Nach einigem leisen Geflüster zwischen den beiden Damen ließ sich jetzt zum erstenmal die sanfte Flötenstimme der Blonden vernehmen: „Gut, mein Herr, wir wollen einmal an die Uneigennützigkeit eines Mannes glauben, und daß Sie nur die Ritterpflicht zu üben wünschen, zwei hülflose Mädchen gebührend zu beschützen. Wohlan,

hier haben Sie meinen Arm, es ist überdieß nicht weit nach unserer Wohnung. Doch wohlverstanden, heute wenigstens trennen wir uns an der Thüre, und Sie machen keinen Versuch, uns weiter zu folgen. Später soll, ich sage es Ihnen vorher, ein anderer Tag kommen, wo Sie mir an jenen Ort nachfolgen dürfen, ob gern dann — wird die Zukunft lehren. Nun kommen Sie!“

Entzückt ergriff Mischling, obgleich etwas befremdet von der räthselhaften Aeußerung, den lebenswarmen, schwellenden Arm, der leise in dem seinigen zu zittern schien, und seine Schritte soviel als nur immer möglich verzögernd, versuchte er Alles, seine Nachbarin dahin zu vermögen, ihm ihren Namen und Stand zu entdecken, jedoch ohne allen Erfolg. Eben so wenig gelang es ihm, eine befriedigende Antwort auf seine zärtlichsten Betheurungen zu erhalten, und so rührend er auch sprach, so verzweifelnd

er sich anstellte, kein Trostwort kam aus dem süßen Munde, dessen rosiger Hauch nur von Zeit zu Zeit um seine Wangen spielte, wenn er „mit leisem Fleh'n, süßem Wimmern“ ihr klagend zuflüstert, was sein Herz so stürmisch bewegte.

„Wir sind am Ziele,“ sagte jetzt mit gedämpfter Stimme die Schöne. „Leben Sie wohl, und .... ich muß Ihnen wenigstens so viel sagen: Kennten Sie mich, Sie würden nicht wünschen, mich wieder zu sehen.“

Bei diesen Worten schloß ihre Gefährtin eine niedrige Pforte auf, die man in der schwarzen Nacht kaum erkennen konnte, und wie Schatten waren Beide durch dieselbe verschwunden. Mischling hörte nur noch das Wiederzuschlagen der Thüre, keinen fernern Laut mehr, und sich, von Liebe und Sehnsucht durchglüht, an die Mauer lehnend, dachte er kaum darüber nach, was er nun weiter beginnen solle, obgleich er

überzeugt war, daß es ihm nicht einmal möglich seyn würde, allein den Rückweg zu finden.

Er mochte einige Minuten so in tiefem Sinnen hingebracht haben, als er mehrere Menschen, von denen einer eine Blendlaterne trug, auf sich zukommen sah. Hinter eine alte Linde tretend, konnte er sie genau beobachten, ohne selbst von Jemand bemerkt zu werden, und seine Freude war nicht gering, als einer von ihnen, den er bei'm Schein der Laterne nach seiner Kleidung für einen katholischen Pater hielt, sich derselben Thüre, durch die seine Schöne verschwunden war, nahen, und mit dem Ausruf: „Hier ist es!" einen Schlüssel hervorziehen, die Thür öffnen, und dann die ganze Gesellschaft, der noch ein Bauer mit einem schwarzen Ziegenbock am Stricke und einer schwarzen Henne im Arme folgte, in dieselbe eingehen sah. Geschickt schlüpfte er hinter ihnen d'rein, ohne sich zu verrathen,

erschrack aber nicht wenig, als er, statt in einem Hausflur, wie er erwartete, plötzlich vor einem Leichensteine stand, und bald inne ward, daß er sich nirgends anders als auf dem Kirchhofe befinde. Wie ein Blitz fuhr ihm die Erinnerung jener Maske durch den Kopf, die dem Herzog von G., einen berüchtigten Wüstling, als er sie in ein abgelegenes Zimmer verfolgte, und dort kniend bat, sich zu demaskiren, einen Todtenkopf hinter der Larve sehen ließ, und von der man nie etwas weiter erfuhr, als was die Aussage zweier Portchaisenträger enthielt, die berichteten: eine schwarz vermummte Dame auf ihr Verlangen an der Thüre der Todtencapelle auf dem Kirchhofe abgesetzt zu haben. Der Eine wies dazu noch ein verschimmeltes Goldstück aus dem letzten Jahrhunderte vor, das, wie er sagte, die Fremde ihm mit eiskalter Hand in die seinige gedrückt. Am nächsten Jahrestag dieses Maskenballes starb aber der Herzog plötzlich.

Ein unwillkürlicher Schauer durchrieselte Mischling bei diesem Gedanken, doch schnell besonnen, duckte er sich jetzt hinter dem Grabmal nieder, um mit Sicherheit die seltsame Gesellschaft, mit der er sich eingeschlossen fand, fortwährend im Auge behalten zu können.

„Nun," sagte der Pater, „laß't uns denn ohne Zeitverlust die Beschwörung beginnen, und den unterirdischen Mächten, die uns günstig seyn mögen, zuvörderst die Thiere opfern. Hier unter den drei Kreuzen muß der Schatz liegen, die alte Klosterlegende läßt keinen Zweifel darüber, also frisch an's Werk."

Einer der Männer ergriff hierauf die Henne, und schnitt dieser den Hals ab.

„Herr Pater, mich grauſt!" rief der Bauer: „wenn uns nur der Teufel nicht holt."

„Schweig', Dummrian! wenn etwas unserm Vorhaben hinderlich wird, so kann es nur Deine unbesiegbare Schwatzhaftigkeit

seyn. Ich ziehe jetzt den ersten magischen Kreis mit der schwarzen Henne Blut, tretet Alle hinein, und vergeß't es um aller Heiligen willen nicht, daß, spricht von nun an einer von Euch auch nur das geringste Wort, der Schatz hundert Meilen tiefer in die Erde fährt, und die bösen Geister, die ihn bewachen, Euch unfehlbar den Hals umdrehen werden. Mich allein schützt mein heiliges Gewand und die priesterliche Weihe. Her mit dem Ziegenbock!"

Das Thier, welches eine Ahnung seines Martyrerthums haben mochte, sträubte sich mächtig, ward aber bald überwältigt.

„O Bock!" sagte der Pater mit feierlichem Tone: „Bock, ich schlachte dich zur Sühne unserer Sünden, und weihe dein Blut den Unterirdischen, damit sie, seinen süßen Duft einathmend, uns vergönnen mögen, zu heben den Schatz, den sie seit Jahrhunderten treu bewachen."

„Apollyon, Satanas, Beelzebub, mächti-

ger Herr der Erde! sey uns dabei hold und gewärtig. Amen!“

Der Bock sank zappelnd in sein Blut, und wo die Schnauze hinwies, ward der erste Spaten in die Erde gestoßen. Unter tiefem Schweigen ging nun die Arbeit rüstig fort. Mischling, dem als unberufenen Zeugen dieser gotteslästerlichen Ceremonie, nicht ganz wohl zu Muthe war, wandte kein Auge von den unermüdlichen Schatzgräbern.

Einmal däuchte es ihm, auch an der Thür ein leises Geräusch zu vernehmen, doch ward alles schnell wieder stille. Es schien nur der Wind gewesen zu seyn, der in den Blättern der alten Linden geraschelt.

Man mochte schon eine halbe Stunde gegraben haben, und ein hoher Haufen Erde verdeckte die Leute bereits fast gänzlich Mischling's Blicken, obgleich die aufgestellte Laterne die Gruppe gerade von seiner Seite hell beleuchtete, als plötzlich ein Stillstand einzutreten schien, und gleich

darauf eine Stimme, wie Mischling glaubte, die des Bauern, laut aufschrie: „Herr Jesus! ein eiserner Kasten.“

Kaum war das Wort gesprochen, als ein durchdringender Pfiff rund umher ertönte, und viele schwarze Gestalten von allen Seiten aus dem Dunkel hervorbrachen, und die laut brüllenden Teufelsbeschwörer ergriffen. Mehrere bisher verborgene Laternen wurden zugleich sichtbar, worauf ein, Mischling wohlbekannter dicker Mann im grauen Ueberrock, den ein hartnäckiges Asthma etwas zu incommodiren schien, und der die sonderbare Gewohnheit hatte, bei'm Hervorsprudeln seiner Phrasen ihnen bald da bald dort den sinnlosen Laut: „emmem“ anzuhängen, die Gesellschaft folgendermaßen andonnerte: „Hab' ich Euch endlich, Ihr Lumpenpack — emmem, Ihr Teufelsbrut — emmem! Wart', Euch soll das Schätzegraben schon im Stockhause bei Wasser und Brod vertrieben werden — emmem. Fort mit den Kerls, und in die

letzten Löcher unten rechter Hand jeden einzeln eingesperrt — emmem!"

Die Deliquenten wimmerten, alle auf den Knieen liegend, wahrscheinlich noch immer ungewiß, ob sie mit Teufeln oder der Policei zu thun hätten, und der dicke Director nicht vielleicht der Leibhaftige in eigener Person mit Hörnern und Pferdeschweif unter der anspruchslosen Maske sey. Nur der Pater trat keck vor, und fragte: ob man im Ernst gesonnen wäre, einen Geweihten der Kirche mit jenen Elenden in eine Classe zu setzen. Er sey bloß hergekommen, um den Scandal zu verhindern, und die verblendeten Menschen im Stillen und Guten von ihrem strafbaren Verhalten abzubringen.

„Wischiwaschi!" sagte der Policeidirector, „mit gefangen, mit gehangen — emmem, jedenfalls ist es gut, daß Sie bis zum Ende bei den Verblendeten aushalten — emmem, damit diese Ihrer trostreichen Ermahnungen nicht entbehren. Marsch, fort — em-

mem, und thut, wie ich gesagt, ohne Ausnahme!“

Es war ein Glück für Mischling, daß man bei'm Getümmel des Transportes die Kirchhofsthüre dießmal wieder zuzuschließen vergaß, denn aus Furcht, hier gleichfalls „mit gefangen und mit gehangen“ zu werden, hatte er nicht gewagt, dem Trosse zu folgen, und erst, als wieder die tiefste Stille über den Gräbern herrschte, schlich er leise neben den Leichen des Bocks und Huhnes vorüber, dem Ausgange zu, und wollte eben schleunig das Weite suchen, als er im Scheine des Mondes, der seit Kurzem aufgegangen war, etwas im Grase blinken sah. Es aufhebend, fand er mit großer Freude, daß es ein goldener Ring sey, den ohne Zweifel eine der Frauen verloren haben mußte. Mit verliebter Thorheit ihn küssend, steckte er ihn sorgfältig zu einigen andern Pretiosen, die er in einer Busentasche verwahrte, und eilte nun, den Weg aufzusu-

chen, der ihn zur Judenschenke zurückführen sollte. Doch unbekannt mit der Gegend hatte er mit nicht wenig Ungemach zu kämpfen. Bald gerieth er im Sumpf, und mußte querfeldein einen andern Pfad aufsuchen, bald versperrte ihm ein breiter Landgraben den Weg, den er nicht zu durchschwimmen Lust hatte, kurz, es dämmerte bereits der Morgen, ehe er müde und matt die ersehnte Herberge wieder erreichte, wo die gute Giannina (denn wir müssen nun wohl ihr Incognito aufgeben), treu seiner harrend, laut aufjauchzte, als sie den geliebten Flüchtling, dessen langes Ausbleiben sie sich nicht erklären konnte, wieder in ihren Armen hielt. Doch schien ein Anfall italienischer Eifersucht sich plötzlich ihrer zu bemeistern, als die Sorge geschwunden, und sie jetzt das blasse Gesicht, die vom Nachtthau feuchten Haare Mischling's näher betrachtete.

„Wo warst Du?" rief sie mit zornfunkelnden Augen. „Ich sah Dich zuletzt

hinter zwei Bauernmädchen sitzen. Von dem Augenblick an hat Dich kein Mensch wieder erblickt. Bei'm Himmel! Henrico, ich könnte Dich ermorden, wenn ich wüßte, daß Du mich armes Mädchen, die Du wie durch Zauber hingerissen, die Dir, ach! so leicht, Alles hingegeben — nun kaum an meinem Herzen erwarmt, schon so schändlich verrathen könntest!"

„Aber, närrisches Mädchen," besänftigte sie Mischling, „sey doch kein solches Kind! Wenn Du wüßtest, daß ich fast die ganze Nacht hindurch theils auf dem Kirchhof zugebracht, theils in der Irre umher gelaufen bin, Du würdest mich bedauern, und mir Glühwein bereiten, statt einem abgeschmackten Argwohn Raum zu geben. Uebrigens erkläre ich Dir, solche Sclaverei duld' ich nicht. Du bist ein süßer Engel, und ich liebe Dich zum Rasendwerden, aber vergiß nicht, daß ich als Dein Herr hier eingetreten bin, Du bist mir Rechenschaft schuldig, ich Dir keine!"

„O Scelerato! so haben wir nicht gewettet; den Augenblick gestehe, wie Du auf den Kirchhof gekommen, oder, bei der Madonna schwör' ich's, Du sollst mich mit keiner Fingerspitze mehr berühren."

Ein Strom von Thränen entstürzte jetzt ihren Augen, und auf's Sopha hingeworfen schluchzte sie laut. Sie waren so schön, diese weinenden Augen! Die Leidenschaft ließ dem feurigen Mädchen so reizend — Mischling gab nach.

„Liebste, theuerste Giannina!" rief er, und kniete reuig vor ihr nieder: „beruhige Dich doch. So wisse denn — aber darf ich es wagen, Dir mein Geheimniß anzuvertrauen?"

„Alles!" lächelte Giannina unter Thränen: „wenn nur kein Frauenzimmer dabei im Spiele ist."

„Nun wohl, so höre! Du hast mich noch nie nach meinen Verhältnissen in der Welt gefragt, was mir sehr an Dir gefallen hat — jetzt bin ich Dir aber genauere

Auskunft schuldig. Ich bin der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der sich mit einer hübschen Summe Geldes von seinem Geschäft zurückzog, und mir nebst nicht unbedeutenden Capitalien ein ansehnliches Gut im H... schen hinterlassen hat. Ich bin frei und unabhängig, und könnte bloß meinem Vergnügen leben. Leider habe ich aber einen dummen Streich gemacht, und werde nun, in Folge dessen, aus politischen Gründen verfolgt, weßhalb ich sehr ängstlich auf meine Sicherheit bedacht seyn muß. Ich ließ mich nämlich verleiten, mit zwei Studenten und einem Professor gegen den H... schen Staat zu conspiriren, und wir hätten ihn auch ohne Zweifel über den Haufen gestürzt, wenn man uns die gehörige Zeit gelassen hätte. Ich versichere Dir, wir fingen die Sache mit großer Pfiffigkeit an. Weit verzweigte Verbindungen mit Kammerdienern, Kammerjungfern und mit andern diis minorum gentium (zu deutsch: Herren der Hintertreppe)

waren angeknüpft, und, um Blut zu sparen, überall nur der Weg der Verführung eingeschlagen worden.

So war es uns bereits gelungen, es dahin zu bringen, daß der Chef der Armee sich alle Tage betrank, der Justizminister seine Protection für baares Geld verkaufte, der Minister des Auswärtigen gänzlich unter dem Pantoffel seiner Maitresse stand, und der Minister des Innern ein Betbruder geworden war. Ein guter Zweck heiligt bekanntlich alle Mittel, und wir hatten schon die Freude, zu sehen, wie die Unzufriedenheit unter allen Ständen immer größer ward — als leider unsere Verschwörung entdeckt, und unser erhabener Plan wahrscheinlich für immer vereitelt wurde! Gegen mich hat man zwar keine directe Beweise, denn ich war so gescheidt, wie Wallenstein (dessen Unschuld, wenn gleich etwas zu spät für ihn, nun ja auch offen zu Tage liegt), nie etwas Schriftliches von mir zu geben. Ich hoffe daher noch

mit einem blauen Auge davon zu kommen. Dennoch muß ich mich eine Zeitlang den Blicken meiner Verfolger zu entziehen suchen, und ich kann Dir mein Ehrenwort geben, daß ich erst gestern aus der Haft nur mit Mühe und großer Geistesgegenwart mich glücklich losgemacht hatte, als ich Deinem Vater im Walde begegnete, jenes glückliche Zusammentreffen, dem ich es ja allein verdanke, daß ich diese Thränen Dir jetzt von den holden Wangen küssen darf."

„Was Du nun heute für eine Bauerndirne hieltest, war nichts als ein verkleideter Knabe: denn wie Du unter einer Knabenmaske das schönste Mädchen verbargst, wirst Du einsehen, daß auch ein junger Bursche sich als Mädchen verkleiden kann. Diesen Knaben nun schickte mir ein Freund, um mich noch zur rechten Zeit zu warnen, daß die Policei mir auf der Spur sey, und er gewiß wisse, daß sie noch diese Nacht eine Nachsuchung in Langenhörnchen veran-

stalten werde. Sein Bote sollte mich in den gefährlichen Stunden an einen sichern Ort führen, und dieser Ort war denn eben der Kirchhof, wo ich nur mit einem Leichenstein gebuhlt habe, bis der Morgen graute. Aber leider bin ich auch hier nicht mehr sicher. Mein Plan ist daher, morgendes Tages in das nahe Städtchen zu gehen, wo, wie ich hörte, Jahrmarkt ist, um mir dort wo möglich eine Verkleidung zu besorgen, die mich meinen Verfolgern ganz unkenntlich macht."

„Ich begleite Dich!" rief Giannina, „ich will Dir glauben, obgleich Deine Geschichte etwas seltsam klingt, aber aus den Augen lasse ich Dich jetzt nicht mehr."

„Du süßer Engel! Wie wirst Du aber den Vater verlassen können?"

„Ach, gib ihm Geld, und er läßt geschehen, was man will."

„Nun gut, laß' mich Alles reiflich überlegen; der Tag soll Rath bringen, und die Nacht — die Nacht," setzte Mischling lä-

chelnd hinzu, indem er das Kinn des schönen Mädchens empor hob, und ihm zärtlich in die Augen sah — „Du kennst das Sprüchwort: die Nacht wollen wir es noch beschlafen.“

Glücklicher Mischling! und doch konnte der Bösewicht dem armen Mädchen solche Mährchen aufheften, ja, und er war noch strafbarer, als Ihr bis jetzt wißt, verehrte Leser — denn weit entfernt, Reue zu fühlen, ging sein ganzes Dichten und Trachten wirklich nur einzig und allein dahin, die verführerische Blondine zu gewinnen, die ihm eine so boshafte Schäferstunde auf dem Kirchhofe bereitet hatte. Um sie, es koste was es wolle, wieder zu finden, hatte er sich (immer mit Liebhaberei die abenteuerlichsten Wege einschlagend) den Plan der Verkleidung auf dem Jahrmarkte ausgedacht, und sann jetzt, als Giannina, ermüdet von dem langen Wachen, schon auf dem Sopha sanft entschlummert war, noch immer angestrengt darüber nach, wie er

seinen Zweck ihr wohl am besten verbergen möge, ohne sie doch gänzlich zu verlassen — denn das konnte er, obgleich sie ihm ihre Eroberung allerdings nicht schwer genug gemacht, seinem Herzen doch nicht abgewinnen.

Aber so sind die Männer, neunundneunzig unter Hunderten! Nur was ihnen schwer wird, reizt sie, das Entgegenkommen eines ungekünstelten Naturkindes, eines ächten, unverfälschten Gefühls wissen sie nicht zu schätzen, und es geschieht ihnen nur recht, wenn sie zuletzt einer herzlosen Coquette in die Hände fallen, die sie zu Tode martert. Wir fürchten sehr, daß auch Mischling in seiner blauäugigen Blondine die Rächerin schon gefunden hat.

Ende des dritten Bandes.

Tutti Frutti.

IV.

Tutti Frutti.

Aus den Papieren

des Verstorbenen

De mortuis nil nisi bene.
(Zur Beherzigung für alle Recensenten.)

Vierter Band.

Gegen Nachdruck in Würtemberg privilegirt.

Stuttgart,
Hallberger'sche Verlagshandlung.

1834.

I.

Acht

Frühlings- und Sommertage

aus dem

Leben Mischling's.

Eine wahre Geschichte, mit dem Anstrich einer Novelle.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Vierter Tag.

Ein reges Leben herrschte im Städtchen Moosheim. Vollgepfropft von Buden strotzte der weite Marktplatz, und durch den Schmutz der engen bretternen Straßen, welche sich momentan gebildet, wogte die kaufbegierige Menge. Hier sah man Knaben die eben erstandene Pfeife probiren, oder den Hampelmann nebst Pfefferkuchen in Sicherheit bringen, dort feilschten ein paar alte Weiber eine Stunde lang um eine Caffeemühle und verließen, nachdem sie zwanzig derselben untersucht, unverrichteter Sache die Bude, weil sie ihnen um einen Sechser zu theuer schien. Großmüthiger zeigte sich der eben an sie anstoßende dicke Pachter, der,

bereits etwas angestochen, rechts und links den Dirnen Bänder austheilte und dann, seine Freunde in der Apotheke tractirend, bei verlegenen Sardellen und Grüneberger Champagner alle Sorgen der schlechten Kornpreise vergaß. Weiterhin belustigte der europäische Hercules die Schaulustigen, kunstgerecht eine Keule auf den Zähnen und eine brennende Düte auf der Nase balancirend, oder die Attitüden griechischer Statuen nachahmend. Es war unmöglich, das hierzu dienende Costüm ohne Lachen anzusehen. Man denke sich einen sechzigjährigen Mann in schmutzigen Tricot gehüllt, der nur noch Knochen, aber kein Fleisch mehr produciren konnte; über die Schultern, statt der Löwenhaut, ein Stück borstiges Fell hängend, das ohne Zweifel von einem alten Reisekoffer abgeschnitten worden war, und die kahle Glatze mit einem verwelkten Lorbeerkranze bedeckt, unter dem das runzliche, verhungerte Gesicht jämmerlich hervorglotzte.

Als ein vortrefflicher Pendant zu ihm diente am andern Ende des Platzes ein eben so alter, wie ein Wilder angekleideter Franzose, der vorgab bei Lapeyrouse's Schiffbruch sich auf eine wüste Insel gerettet zu haben, wo er viele Jahre von Steinen gelebt, und nur als Leckerbissen zuweilen einen rohen Fisch oder ein gesang'nes Geflügel genossen. Zur Beglaubigung brachte man ihm, nach dieser Erzählung, eine Schüssel Kieselsteine, die er zum Theil kaute, und dann sämmtlich mit allen Zeichen des Wohlbehagens herunterschlang; vorher aber wurden jedesmal die Steine umhergezeigt, und auf ihre durch die Kraft der Verdauung glatt abgerundete Form aufmerksam gemacht, „denn," setzte die furchtbar häßliche Französin, seine Gattin, hinzu: „seit fünf Jahr frißt er sick alle Tak." In der That eine appetitliche Kost! So wie nun die Steine von Neuem verschluckt waren, entblößte der zahme Wilde seinen Magen,

und lud die Zuschauer ein zu fühlen, wie die Kiesel darin klapperten; dann speiste er zum Dessert noch ein lebendiges Huhn, trank ein Glas Blut dazu, und das dinér war fertig.

Noch viele and're Industrielle zogen durch mannigfache Expositionen die Neugierigen an, rund umher an den Fenstern der Häuser aber, und auf den hie und da hervorspringenden Balconen, sah man unentgeltlich unzählige Caffeegesellschaften sitzen, die sich gütlich thaten und einen frohen Nachmittag bei'm Anblick des steten, sich immer erneuenden, Gewühls des wogenden Marktes verbrachten.

Mitten in diesem finden wir jetzt auch Mischling wieder. Giannina im verhüllenden Ueberrock und runden Hute hängt an seinem Arme.

„Schmucke Herren!" rief eben ein hübsches, braunes Zigeunermädchen sie an: „wollt Ihr Euch nicht von mir Euer kün-

tiges Schicksal wahrsagen lassen? Für eine kleine Gabe erfahrt Ihr vielleicht mehr von mir, als Ihr glaubt, denn meine Mutter ist am Fuß der großen Pyramide in Aegypten selbst geboren worden, und hat mir alle ihre Geheimnisse, als kostbares Erbtheil hinterlassen."

„Nun, dem dürfen wir ja nicht aus dem Wege gehen," sagte Mischling, „gib ihr doch Deine Hand, Giannino."

„Ei, welche krause Linien!" rief mit täuschend dargestelltem Erstaunen das Mädchen. „Junger Herr, Ihr seyd nicht, was Ihr scheint — doch nehmt Euch in Acht! — Es gibt gefährliche Spiele! Seht einmal hier Eure Lebenslinie an. Da ist ein Punct, wo Euch eine ernste Gefahr droht. — Was erblick' ich? Ein großer Herr, ein Fürst oder Herzog muß es seyn! Der tritt mit Euch in die genau'ste Verbindung. Wahrhaftig, wär't Ihr ein Mädchen, ich wollte d'rauf schwören, er heirathete Euch,

aber auf jeden Fall verknüpft sich Euer Schicksal auf das Innigste mit diesem Herrn, und Ihr kommt auch nie wieder im Leben von ihm los...“

„Dummes Geschwätz!“ sagte Mischling, und zog Giannina weg, indem er dem Mädchen ein Geldstück hinwarf: „komm', hier seh' ich einen Mann, mit dem ich sprechen muß.“

„Nun, nun,“ lachte die Zigeunerin, „schönen Dank für das Geld, aber — dummes Geschwätz war es nicht, was ich sagte, und — hütet Euch selbst nur! Wer die Wahrsagerin unterbricht, dem bringt es Unglück.“

Mit drohend aufgehob'nem Finger verlor sie sich nach diesen Worten wieder in die Menge.

„Es ist seltsam genug,“ bemerkte Giannina, „aber das Geschwätz dieses Mädchens erschreckt mich fast. Weißt Du wohl, Henrico, daß eine alte Frau dieses wandernden Volkes mir einst schon beinah, daßelbe, als

ich noch ein Kind war, in Italien prophezeiht hat? Man sagt doch, daß diese Leute wunderbare Geheimnisse besitzen sollen. Mein Vater hat mir erstaunliche Dinge davon erzählt!“

„O Du thörichtes Kind!“ erwiederte Mischling: „die Schlaue hat an Deiner Hand Dein Geschlecht erkannt, und das ist Alles. — Einen vornehmen Herrn aber weissagen sie einer Jeden;“ und hiermit redete er eifrig einen Hausirer an, dessen beispielloser Haarwuchs nur wenig von den Zügen seines Gesichts unterscheiden ließ. Nach einigen gewechselten Worten winkte er dem Manne, ihm nach der grünen Traube zu folgen, und alle Drei verschwanden bald unter ihrem großen Portal.

Ich kenne den Wirth in der grünen Traube recht gut. Er heißt Hellerwerth, könnte aber mit eben so gutem Rechte auch Thalerwerth heißen. Seine Rechnungen wenigstens sind immer mehr auf den Thaler-

als auf den Hellerfuß. Uebrigens ist es ein herzensguter, angenehmer, und sogar sehr leichtgläubiger Mann, für einen Gastwirth eine selt'ne Tugend! Er hat davon ein im Städtchen berühmtes Beispiel gegeben. Ein Taschenspieler nämlich wohnte lange bei ihm, aß und trank reichlich, aber zahlte nicht. — Am Tage seiner Abreise brachte er indeß Herrn Hellerwerth eine schöne mit Edelsteinen besetzte Kette, mit der Bitte: sie gefälligst taxiren lassen zu wollen. Dieß geschah, und die Summe, die der Juwelier angab, überstieg wohl um das Doppelte des Wirths Forderung.

„Nun, verehrter Freund," sagte der Taschenspieler: „Sie wissen, welchen schlechten Verdienst ich hier mit meiner Kunst gehabt habe, ich bin daher von Geld in diesem Augenblick wirklich gänzlich entblößt. Doch möchte ich um Alles in der Welt willen Ihnen keinen Schaden verursachen. In drei Monaten komme ich wieder hier durch,

und werde dann zu Heller und Pfennig meine Schuld bezahlen. Unterdessen lasse ich Ihnen diese Kette als Unterpfand zurück. Ich packe sie hier in dieß Schächtelchen, wie Sie sehen, und versiegle es vor Ihren Augen. So, hier ist es, bewahren Sie es aber ja wohl, denn Sie kennen nun seinen Werth, und ich lege selbst noch einen weit höheren darauf, da die Kette, welche es enthält, das einzige Andenken ist, was mir (hier schien eine Thräne in seinem Auge zu glänzen) von meiner seligen Frau noch übrig bleibt. Jetzt bitte ich nur noch um ein's, nämlich um ein gefälliges Darleh'n von 50 Thalern, meine dringendsten Ausgaben auf der Reise damit zu decken, bis ich erst wieder einigen Verdienst sammeln kann. Ich werde, wie gesagt, Alles mit Zinsen dankbar wieder erstatten, und sollte mir etwas Menschliches begegnen, nun so sind Sie ja mehr als überreichlich gedeckt. Jedoch mache ich es mir zur aus-

drücklichen Bedingung, daß Sie nur, wenn Sie in Jahr und Tag nichts wieder von mir hören sollten, das Siegel auf dieser Schachtel brechen, wo Sie sich dann mit dem Inhalt bezahlt machen mögen."

Unser guter Hellerwerth that Alles, was man verlangte, und es gehört wenig Scharfsinn dazu zu errathen, daß, wer nie wieder kam, der ehrliche Taschenspieler war. Sechs Jahre sind nun seitdem verflossen, aber Herr Hellerwerth hütet sich wohl, das Siegel zu brechen, weil er weiß, daß die ganze Anzahl seiner Bekannten nur auf diesen Moment wartet, um ihn nachher weidlich auszulachen, während er jetzt noch fortwährend affectiren kann, von der Ehrlichkeit seines guten Freundes, des Taschenspielers, ganz überzeugt zu seyn. Aber oft schüttelt er heimlich die Schachtel, und dann den Kopf bedeutungsvoll — doch das Siegel bricht er nicht. Einen sonderbaren Umstand hat er aber dennoch nicht ver-

schweigen können, nämlich daß einige Zeit nach des Taschenspielers Abreise, die Schachtel einen ganz pestilenzialischen Gestank verbreitete, der sich zwar nach und nach wieder verloren hat, dessen Ursach' ihm aber bis jetzt immer unerklärlich geblieben ist.

Ach, wüßtest Du, guter Hellerwerth, was mir Mischling vertraut. Der Taschenspieler war nämlich Niemand anders, als der uns wohlbekannte nunmehrige Marionettendirector, der bei jenem lustigen Abendessen in der Judenschenke Mischling, unter vielem Lachen, den guten Spaß erzählt hatte, den er sich einmal mit einem leichtgläubigen Wirthe gemacht, welchen er freilich nicht nannte, und sich auch aus demselben Grunde heute wohl vom Jahrmarkte zu Moosheim fern halten mochte. „Ja," schloß der Abenteurer seinen Bericht, „ich hatte der guten Haut von Wirth eine todte Maus statt der Juwelen in die Schachtel practicirt, und ich begreife noch heute nicht, daß der ehr-

liche Mann den Braten nicht gerochen hat, denn er muß doch in kurzer sich verzweifelt stark bemerklich gemacht haben."

Kehren wir aber jetzt zu unſ'rem Helden zurück.

Mischling hatte den Hausirer in seine Stube genöthigt, setzte ihm dort Wein vor und befragte ihn theilnehmend, wie er mit seinem Handel zufrieden sey?

„Schlecht genug, gnädiger Herr," antwortete dieser, „die Zeiten sind zu schlimm, kein Mensch kauft mehr, und geschieht es ja, so feilscht jeder bis auf den äußersten Groschen. Da war's sonst anders, wo ich oft meinen ganzen Kram an einem Tage hier los wurde, aber das Geld wird immer knapper, und die Menschen wahrscheinlich schlimmer, weil es täglich mehr kostet, sie zu regieren; wie uns wenigstens die fortwährend steigenden Abgaben voraussetzen lassen."

Sonderbar, dachte Mischling, des Menschen Stimme kömmt mir so bekannt vor, als hätte ich sie öfter schon gehört, und doch kann ich mich seiner durchaus nicht entsinnen. „Nun, lieber Mann," sagte er, „ich will Euch einen Handel vorschlagen. Ich pflege Alles in der Welt zu versuchen, und habe Lust, es auch einmal mit Eurem Handwerk zu probiren. Was wollt Ihr für Euren Kasten, neuen Rock, Ledergürtel und breitkrämpigen Hut, Alles zusammen in runder Summe haben? Seyd Ihr billig, so geb' ich den Käufer dazu auf der Stelle ab."

Der Fremde fixirte Mischling einen Moment mit durchdringendem Blick, und sagte dann schnell: „Wenn Sie mir 50 Thaler dafür geben, mögen Sie den ganzen Bettel nehmen, und wohl bekomm's!"

Mischling schlug zu, bald hatte man von einem Kleiderjuden dem Hausirer ein and'res Gewand nebst Hut verschafft, und

wenig Minuten schon nachdem sich dieser dankbar empfohlen, stand Mischling, halb als Tyroler gekleidet vor dem Spiegel, legte eine schwarze Perücke nebst Backenbart an, worauf Giannina sich noch bemühte, ihn durch Schminke und, wo es fehlte, mit Hülfe einiger ihrer Seidenlocken immer unkenntlicher zu machen, so daß er zuletzt fast selbst daran zweifelte, sein eigenes Gesicht noch vor sich zu haben.

„Du siehst demohngeachtet allerliebst aus," sagte Giannina, die Schminkbüchsen wieder in den Kasten legend, „und ich würde mich von Neuem in Dich verlieben, wenn es nicht leider schon früher geschehen wäre! Könnte ich nur in den Kasten da kriechen, wie die Prinzessin von den Erdgeistern, die jenem wilden Gesellen auf dieselbe Weise durch alle Länder folgte, und dabei nach Belieben bald ein großes schönes Mädchen, bald ein allerliebstes kleines Däumchen werden konnte. Im letztern Zustande hatte sie

dann ihr niedlich meublirtes Stübchen mit allen möglichen Luxusartikeln im Kasten. Nicht wahr, das wäre dir auch g'rade recht, Henrico, um mich gleich einsperren zu können, wenn Dir eine Andere eben einmal besser gefiele? Geh'!" fuhr sie schmollend fort, „seit der Puppencomödie traue ich Dir nicht mehr, und ich glaube wahrlich, Gott verzeih' mir die Sünde, Du möchtest jenem Don Juan von Deiner Fabrik wohl so oft wie möglich selbst in's Handwerk pfuschen."

„Welche Possen, Giannina! ich hoffe, Du kennst mich besser."

„O wahrlich nicht! Denkst Du denn, ich hätte es nicht bemerkt, mit welcher Aufmerksamkeit Du heute noch nach allen Fenstern umherblicktest, und jedes weibliche Gesicht lorgnirtest, das in Deine Nähe kam. Deine fieberische Unruhe den ganzen Tag lang, Deine jetzige Verlegenheit — Du suchst Jemanden, gesteh' es nur, Du hast

bei diesem Suchen einen bestimmten Zweck, den Du mir verbergen willst, ja Deine ganze Verkleidung hat einzig und allein nur diesen Grund. O mein Freund! ein liebendes Weiberauge sieht scharf. —"

„Nun aber höre mich weiter. Ich kann viel, sehr viel für den opfern, den ich liebe, aber von ihm betrogen zu werden, empört mich. Keine Betheuerungen! Ich glaube es schon, daß Du mir nach Deiner Art aufrichtig gut bist, es mag auch jetzt mehr Neugierde und Eitelkeit seyn, der Männer größte Schwachheit! die Dich in diesem Augenblick noch außer mir mit einer Andern beschäftigt. Natürlich hast Du Dich dabei vor meiner Eifersucht gefürchtet, und mir deßhalb Dein artiges Mährchen gestern Abend aufgebunden? Wohlan, ich habe meine Thorheit eingesehen — meine Eifersucht bezwungen, und verdiene nun in jeder Hinsicht Dein Vertrauen. Schenke mir dieses also unbedingt, Henrico, gib mir

wenigstens diesen Trost, und ich will — ja bei Gott! zu meiner eig'nen Strafe will ich es — ich will selbst Dir jene unbekannte Schöne suchen helfen, von der ich jetzt ganz gewiß weiß, daß sie es war, die Du aus dem Theater begleitet hast, denn meine Schwester Josepha hat beide Frauen genau beobachtet, und mir einen leider unzweifelhaften Bericht über sie erstattet. — Es ist doch hübsch, daß Du, selbst unter der Schminke noch erröthen kannst — doch ich vergebe Dir, fasse aber nun Deinen Entschluß. Unbedingtes Vertrauen, hörst Du wohl, keine Art von Zurückhaltung, auch nicht die kleinste, und ich bin Dein treuer Bundesgenosse von Neuem, der Dir mehr nützen wird, als Du je allein zu bewerkstelligen im Stande seyn würdest. Auch ist es ja mein Interesse — denn nur die Ungewißheit reizt Dich, ist der Schleier des Geheimnisses erst abgestreift, wag' ich's vielleicht, mit jener Schönen in die Schran-

ken zu treten. Doch Ein's muß ich noch hinzufügen, lieber Henrico. Was Einem recht ist, ist dem Andern billig. Auch mich hat, außer Dir, noch ein and'rer Mann auf das Lebhafteste beschäftigt. Ich sah ihn ebenfalls nur einmal und flüchtig, und weiß auch nicht, wer er ist. Ich will Dir zwar nicht zumuthen, ihn mir ebenfalls suchen zu helfen, aber finde ich ihn zufällig, und er gefällt mir in der Folge besser als Du — so widersprichst Du nicht, und übst dieselbe Nachsicht, wie ich. Nun, Henrico, was sagst Du zu allem diesen, gefall' ich Dir so besser — ist Dein Herz jetzt ganz beruhigt?"

„Giannina, Du bist ein Engel und ein Teufel zugleich, wie eigentlich alle Weiber! und dieses ewige Räthsel ist es ja eben, das uns unterjocht! Wie gut weißt Du, Schlaue, bei dieser Gelegenheit mich eben so sehr Deine Großmuth bewundern zu lassen, als mein Herz in Unruhe zu versetzen. Wie?

also wirklich! Du, die mich so heiß zu lieben vorgab, könntest mich nun so leicht für einen Andern verlassen, ja, hattest schon einen Andern in Deinen Gedanken! O nie lernt man Euch Weiber aus! Wenn man Euch noch so fest zu fassen glaubt, entschlüpft Ihr, glatt wie ein Aal. Und was mich betrifft, so ist doch meine Schuld gewiß weit geringer, als Du zu glauben scheinst — indessen Du sollst wenigstens Alles wissen!"

Nachdem Mischling nun vollständig (mit wenigen kleinen Restrictionen, die sich vielleicht Giannina auch erlaubt) gebeichtet, und Giannina während der Erzählung zwar einigemal' erblaßt, aber ihre Empfindungen gewaltsam niedergedrückt hatte, sagte sie mit bewegter Stimme: „Gut, und was gedenkst Du jetzt zu thun?"

„Da ich die gewünschte Verkleidung mir verschafft, so denke ich morgen zuerst den Kirchhof, wo mich die sanfte Hexe verließ,

wieder aufzusuchen, und genauere Nachforschungen bei'm Küster anzustellen. Es muß auf jeden Fall ein zweiter Ausgang vorhanden seyn, den die Damen benutzt haben, um mir ihre Comödie vorspielen zu können, und wo ohne Zweifel der Wagen sie erwartete. Sehr weit vom Orte können sie auch nicht wohnen, oder müssen wenigstens nahe davon zum Besuche gewesen seyn. Ich will diesen Nachmittag noch mehrere der schönsten Waaren, die ich nur hier finden kann, einkaufen, und mit ihrer Hülfe hoffe ich, als ein so eleganter Hausirer, gewiß überall gut aufgenommen zu werden. Du, meine holde Verbündete, kannst eine Guitarre nehmen, mich als mein jüngerer Bruder begleiten und durch Deinen Gesang unsere Erscheinung vervollständigen. Wir gehen dann von Edelhof zu Edelhof, und es müßte sich sehr unglücklich gestalten, wenn wir nicht bald unsern Zweck erreichen sollten. Wär' es aber am Ende auch nichts,

so führen wir doch ein Leben voller Abwechselung, ja der Himmel weiß, was uns noch sonst für lustige Abenteuer aufstoßen. Allein, möchte es langweilig geworden seyn, aber mit Dir, Giannina, mit Dir wird ja jede Strohhütte zum Freudentempel."

„Schon gut, lieber Freund, doch nur im Gefolge der beliebten Abwechselung, nicht wahr? Sieh', ich könnte Dich eine hübsche Strecke unnütz umherführen, und Dich viel leichter betrügen, als Du mich, aber ich will Dir gleich zum Anfang einen Beweis treuer Redlichkeit geben, der Dich beschämen mag. Ich müßte mich nämlich sehr irren, oder die Dame, die Du suchst, ist schon so gut wie gefunden."

„Wie, Gianinna, Du kennst sie?"

„Nach einigem Nachsinnen sagte Giannina: „Gesehen habe ich sie nicht, aber von ihr vielerlei gehört, was mit Deiner Beschreibung ganz übereinstimmt — doch jetzt genug davon, heute nichts mehr von ihr,

heute will ich Dich noch allein genießen, morgen schon führe ich Dich vielleicht in ihre Nähe, wenn ich auch ihren Aufenthaltsort noch nicht mit Bestimmtheit angeben kann."

„Es wird mit dieser Nähe nicht viel zu bedeuten haben, erwiederte Mischling, ich fange an zu glauben, daß Du Deine Gefangene besser als irgend Jemand fest zu halten verstehst. Jetzt bitte ich Dich aber, recht vernünftig und bedächtig alles Häusliche zu besorgen, unter andern auch den Bauerwagen, mit dem wir gekommen sind, zurück zu schicken, denn von nun an müssen wir zu Fuß wandern. Mache dann auch noch Alles ab, was Dir zur unsrer Tour etwa nöthig scheint. Ich werde unterdessen meine Einkäufe abschließen, Deine Guitarre nicht zu vergessen, und mich überdem nachher noch ein wenig hier umsehen, ob ich nichts unsern Zweck Förderndes erfahren kann. In kurzer Zeit bin ich wieder bei

Dir, und verlasse Dich dann heute nicht wieder. Komm' her, schmolle nicht, so — einen herzlichen Kuß, und der Himmel behüte Dich, meine Theure, meine einzige Giannina."

Als Mischling weg war, machte Giannina's erkünstelte Fassung der tiefsten Traurigkeit Platz. Trostlos fiel das arme Mädchen an ihrem Bette auf die Kniee, und verbarg laut weinend ihren Kopf in die Kissen. „Unglückliche!" rief sie, „warum mußte eine so unbesiegbare Leidenschaft sich meiner für diesen Fremdling bemächtigen, der mich vielleicht nicht einmal liebt, sondern nur eine vorübergehende Befriedigung seiner Sinnlichkeit an mir sucht. Ach! wie kann es auch anders seyn; muß er nicht denken, wie er mich fand, ich sey für Viele schon vor ihm daßelbe gewesen! Und doch wie habe ich mich immer gegen des Vaters interessirte Absichten mit Erbitterung ge-

sträubt, und gerade hier mußte ich ihnen entgegenfliegen, wie die arme Mücke, die sich am freundlich glänzenden Lichte zum Tode versengt. O meine verewigte Mutter! hätte ich Dich nicht verloren. — Du hättest mich treu gewarnt, denn an Dir hatte ich ja eine feste Stütze in jeder Noth. Bittere Erfahrung hatte auch Dich geläutert! wie viel mußtest Du Arme leiden durch einen unbewachten Augenblick Deines liebenden Herzens, und jetzt . . . doch es ist nun einmal geschehen, weine nicht unnütz über Vergangenes, thörichtes Geschöpf! Henrico ist ja gut, so freundlichen Gemüths, scheint oft so tiefen Gefühls — er wird mich nicht meinem traurigen Verhältniß von Neuem überlassen. Wer soll mich daraus erretten, wenn er es nicht thut! Gewiß — meine uneigennützige Treue muß ihn rühren, g'rade so nur kann ich hoffen, ihn mir zu erhalten. Verhaßte Frau! wohl kenn' ich Dich — Dich, einst so gering,

jetzt in Reichthum und Rang, vielleicht in noch erhöhterem Liebreiz, strahlend — Dir wird jetzt freilich doppelt Alles erlaubt seyn, was ein armes Mädchen, wie ich bin, sich zur Sünde rechnen muß. O es ist wahr! Du bist eine gefährliche Nebenbuhlerin — je herzloser und falscher, nur um desto gefährlicher für Henrico, der so eitel ist!"

Unruhig ging sie auf und ab, trocknete unmuthig ihre Thränen und, mit südlicher Lebhaftigkeit ihr Selbstgespräch fortsetzend, sprang sie jetzt plötzlich auf einen ganz andern Gegenstand über.

„Und der Herzog!" sagte sie, unwillkührlich einen Blick auf den Spiegel werfend, und über die Schönheit lächelnd, mit der die vom innern Aufruhr aufgeregten Züge ihr daraus entgegen glänzten — „der Herzog — auch der hatte, wenn nicht dein Herz Giannina, doch deine Phantasie recht tief ergriffen! Unbegreiflich ist Henrico's

Aehnlichkeit mit ihm. — Wenn er wüßte, daß vielleicht nur diese Aehnlichkeit es war, die mich ihm gleich von Anfang an so widerstandslos, so schnell entgenführte! Vielleicht wäre dieser Herzog, hoch wie er steht, an seiner Stelle dennoch erkenntlicher gewesen. — Schön sah er aus, wie er auf der Jagd so schnell an mir vorüber brauſ'te, und nichts den kühnen Reiter aufhielt. Und dann erzählte man so viel von ihm, so viel Sonderbares, ja Schlimmes auch genug — aber eben das reizt uns, Gott weiß warum! Es ist doch Schade, daß er jenen Tag vereis't war — nun Henrico, nimm Dich in Acht, wenn Du meiner nicht werth bist, wenn Du meinen Werth nicht anerkennen willst, hier liegt eine Gelegenheit zur Rache — denn seltsam genug, Beide verschwimmen oft zu einer Person in meiner Phantasie. —

Aber fort mit euch jetzt, all' ihr schweren, unheimlichen Gedanken! ich will

nichts mehr von euch wissen, will mich fassen, sammeln und so liebenswürdig seyn als ich kann, den bösen Flüchtling, wenn er wiederkehrt, mit allen meinen Kräften zu umstricken."

Wir verlassen unsre Schöne mit diesem, Mischling so Anmuthiges versprechenden, Vorsatz, und sehen uns einen Augenblick nach ihm selbst, auf dem noch immer lärmenden Markte um.

Er war eben in ein alterthümlich aussehendes Haus getreten, um ein Probestück in seinem neuen Fach abzulegen, ward aber im Hausflur durch ein wohlerhaltenes, wie es schien, aus dem Mittelalter herstammendes Steinbild aufgehalten, das er mit vielem Interesse betrachtete. Es stellte einen ehrwürdigen, heitern Greis dar, dem ein goldgelocktes Kind fröhlich den Bart zupfte. Die beiden Pole der Menschheit waren in schönster Idealisirung höchst gemüthlich und geistreich aufgefaßt. Ein junger Mensch

war unterdeß gleichfalls eingetreten, und frug Mischling, was er so aufmerksam hier betrachte?

„Ein schönes Kunstwerk aus bied'rer guter Zeit," sagte dieser.

„Nun es freut mich, daß es Euch gefällt," fuhr der junge Mann fort, „denn Bild und Haus gehören, obgleich wir weder vornehme noch reiche Leute sind, doch schon seit 200 Jahren uns'rer Familie. Es soll eine eig'ne Bewandtniß mit diesem Steine haben, und eine Prophezeihung aussagen: daß so lange dieses Bild im Hause bleibe, auch uns're Familie d'rin blühen würde, mit ihm ginge aber auch diese zu Grunde. Ein vornehmer Herr hat dem Vetter einmal schweres Geld dafür geboten, es ist ihm aber um nichts feil, und alle Jahre im Mai wird dem Kinde, wie dem Alten ein frischer Blumenkranz von der Cousine aufgesetzt. Der Tag ist immer ein großes Familienfest, denn die beiden Figuren sollen

unſ're erſten Ahnherren geweſen ſeyn, ja die Leute munkeln ſogar, der Greis gehe noch jetzt manchmal im Hauſe um, und ſey mehr als einmal bei wichtigen Gelegenheiten den Beſitzern erſchienen. Es ſoll auch, behauptet man, ein Schatz hinter dem Bilde liegen. Aber um keinen Preis möchte mein Vetter darnach ſuchen laſſen."

„Wer iſt den Euer Vetter?" fragte Miſchling.

„Mein Vetter iſt ein Zahnarzt, die Couſine iſt Geſellſchafterin bei der jungen Baronin Roſenkranz, und ich, guter Freund, ich habe früher Balbier gelernt, ſtudire aber jetzt Theologie."

Nun, meinte Miſchling, laut auflachend, da werden Sie ja nur fortfahren, die Leute auf eine andere Weiſe zu balbiren. Kann ich Ihnen aber nichts aus meinem Kaſten zum Verkauf anbieten, ſchöne Meſſer, Pfeifenköpfe, Parfümerieen, Galanteriewaaren aller Art?"

„Mein lieber Mann, ich behalte zu solchen Dingen zu wenig Geld übrig, aber wenn Ihr hübsche Sachen habt, so kommt herauf zur Cousine Betty, die ist immer kauflustig, und g'rade heute zum Jahrmarkte nur deßhalb hereingekommen.“

„Wenn's erlaubt ist, werde ich Ihnen also folgen, Herr Theologe.“

„Ja, ja, kommt nur gleich mit, ich will Euch bei der Cousine einführen.“

Sie stiegen jetzt die dunkle, ausgetretene Wendeltreppe hinan, und als sie auf den Corridor traten, ging eben die Thüre einer Stube gegenüber auf, und heraus trat ein Mann, in dem Mischling den Tabuletkrämer wieder zu erkennen glaubte, dessen Kasten er vor einigen Stunden gekauft, jedoch trug er nun einen ganz fremden modischen Anzug.

„Ich werde,“ sagte er, mit der Miene eines Protectors, zu dem ihn bis an die Treppe begleitenden Zahnarzt, „meinen Kam-

merdiener ſogleich ſchicken, um das Bewußte abzuholen, und zugleich meine Rechnung zu berichtigen. Adieu!“

Er ging hierauf raſch an Miſchling vorüber, wie es ſchien, ohne dieſen zu bemerken. Miſchling aber ward es bei dem Klang ſeiner Stimme jetzt mit einem Male ganz klar, daß der Menſch, der eben das Haus, wie ein Mann vom Stande gekleidet, verlaſſen habe, und mit dem er vorher als Hauſirer gehandelt, ein und dieſelbe Perſon mit dem katholiſchen Pater ſeyn müſſe, deſſen er in der Beſchwörungsnacht auf dem Kirchhofe zum erſten Mal anſichtig geworden war.

Iſt dieß ein Betrüger, oder ein Romantiker, wie Du? ſagte Miſchling eben zu ſich ſelbſt, als ihn der Zahnarzt, ein ſtämmiger, ziemlich barſch ausſehender Mann, mit treck'nem Tone frug: was er hier wolle?

„Es ist ein Hausirer, der Galanteriewaaren zu verkaufen hat, Herr Vetter," meldete der junge Theologe, „ich wollte ihn eben zur Cousine führen, die eau de mille fleurs und wohlriechende Seife haben will, wonach der Kasten hier ja so duftet, daß schon das ganze Haus davon durchdrungen ist."

„Was bringst Du mir, lieber Louis?" rief hier ein niedlicher Schwarzkopf, hastig hinter dem Papa aus der Stube hervortretend, bei dessen Anblick Mischling noch mehr staunte, und freudig inne ward, daß er sich heute in einer Periode der Ueberraschungen befinden müsse, denn vor ihm stand leibhaftig die kleine Schnippische aus der Puppencomödie.

Weit entfernt, ihn selbst genauer zu beobachten, war sie nur neugierig, seine Waaren zu sehen, nöthigte ihn herein, und befahl sogleich auszupacken. Mischling bemerkte bald, daß zu Allem in der Welt Uebung gehöre, denn er benahm sich so

ungeschickt in seinem Handwerk als möglich, und forderte besonders so unverhältnißmäßige Preise, bald zu viel, bald zu wenig, daß Mademoiselle Betty einigemale ungeduldig mit dem Kopfe schüttelte, und den jungen hübschen Mann, mit seinem von gewöhnlichen Leuten seines Handwerks so verschiedenem Anstande, immer verwunderter zu betrachten anfing.

Nachdem sie einige Gegenstände ausgewählt hatte, und noch in allen übrigen nach Damenart herumzukramen fortfuhr, rief sie mit einem Mal, fast blaß vor Schreck werdend, aus: „Gott, der Ring der Baronin! Wie seyd Ihr zu diesem Ring gekommen?“ frug sie hastig, doch sich schnell besinnend, setzte sie hinzu: „Der Ring sieht einem mir bekannten recht ähnlich — was fordert Ihr dafür?“

„Der Ring da,“ sagte Mischling, „gehört eigentlich nicht in meinen Kram, ja streng genommen, nicht einmal mir, denn aufrich-

tig gesagt, ich habe ihn erst diesen Morgen auf der Straße gefunden. Wie es aber scheint, Mademoiselle, kennen Sie die Person, der er angehört. Wollen Sie mir sagen, wo ich sie antreffen kann, so werde ich ihr denselben mit Vergnügen wieder zustellen."

„Es ist nicht nöthig, Ihr könnt mir den Ring überlassen, und für Eure Mühe will ich Euch sehr gern seinen doppelten Werth bezahlen."

„Verzeihen Sie, Mademoiselle, ich kann ihn nur der Besitzerin selbst verabfolgen lassen. Ein armer Hausirer hat auch manchmal ein seltsames Gelüst, und da ich alle Ursach' zu vermuthen habe, daß dieser Ring an einem sehr hübschen Finger getragen worden ist, so gebe ich ihn nur unter der Bedingung zurück, ihn selbst wieder an diesen Finger stecken zu dürfen."

„Hört einmal, lieber Freund," fiel ihm das junge Mädchen heftig in die Rede,

„wie lange treibt Ihr denn Euer jetziges Handwerk? Ihr scheint mir ein ganz absonderliches Exemplar von einem Tabuletkrämer zu seyn. Himmel! jetzt fällt's ja wie Schuppen von meinen Augen, Sie sind ja . . . bei Gott! derselbe imperti . . . . Doch nein, verzeiht, ich irrte mich. Ach, da habe ich noch eine hübsche Kette, die ich gern vertauschen möchte, sie liegt in meinem Putzkästchen. Kommt einmal mit, lieber Freund, und seht sie Euch an."

Mit diesen Worten sprang sie über den Corridor in ihre Stube, und Mischling, seinen Kasten aufnehmend, folgte ihr bedächtig nach.

„Die Cousine ist doch wie Quecksilber," bemerkte der Theologe.

„Ja leider," erwiederte der Zahnarzt, und setzte sich an den Tisch, um in der Bereitung von Zahnpulver fortzufahren, in welchem Geschäft er, durch die sich so schnell

folgenden Besuche, vorher unterbrochen worden war.

„Mein Herr, wer Sie auch seyn mögen," sagte Mamsell Betty, sobald Mischling die Thür hinter sich zugemacht hatte, „da Sie uns ausgekundschaftet haben, was sehr häßlich von Ihnen ist, so beschwöre ich Sie wenigstens, als den ritterlichen Damenbeschützer, für den Sie sich ausgaben, uns nicht durch Erzählung des unüberlegten Streichs zu compromittiren, zu dem ein böser Geist uns gestern verleitete. Der Baron — denn ohne Zweifel wissen Sie auch nun, wer meine Begleiterin war — der Baron ist bereits im größten Zorn über den verlorenen Trauring gewesen, und hörte er vollends, wie er verloren wurde, so würde sein Argwohn keine Gränzen mehr kennen, und die arme Frau, die so schon mit dem ungeliebten, rohen Manne höchst unglücklich ist, die Hölle auf der Erde haben. Geben Sie mir also, ich bitte, den Ring

wieder, halten Sie über Alles, was Sie wissen, reinen Mund, und ich will dann Ihren bewährten Rittersinn bei der schönen Gebieterin auch nach Kräften anpreisen."

„Liebenswürdige Betty, auf meine Discretion können Sie und die Frau Baronin sich vollständig verlassen, aber soll ich den Ring wiedergeben, den Ring, der, seit ich ihn fand, an meinem Herzen ruhte, und den ich nur absichtlich Ihnen vorlegte, um jeden Zweifel über die wahre Besitzerin zu beseitigen — soll ich mich von diesem höchsten Kleinod wieder trennen, so fühle ich nicht Edelmuth genug in mir, dieß ohne Belohnung zu thun. Sagen Sie mir daher zuvörderst, wo kömmt diese reizende Baronin Rosenkranz her? Ich bin überhaupt nur selten, und seit mehreren Monaten gar nicht in die hiesige Gegend gekommen, habe aber unterwegs schon über eine Dame dieses Namens einige geheimnißvolle Be-

merkungen gehört. In welchen Verhältnissen also lebt sie hier?“

„Sie hielt sich, als ich vor sechs Monaten zu ihr kam, in Dresden auf, scheint aber, so jung sie ist, vorher viel in Italien und andern Ländern umhergereis't zu seyn, doch weiß ich über ihr früheres Leben und ihre Herkunft nichts Genaueres. Jetzt ist sie mit ihrem Manne zum Besuch bei einem Herrn v. Wolf in Lindenau, der, glaub' ich, das kleine Landhaus, was er bewohnt, erst vor Kurzem angekauft hat, ein Mann, dessen beständige Reisen und ganzes Betragen mir oft höchst räthselhaft vorkommen. Sie haben ihn ja gesehen, es war der Herr, welcher meinen Vater verließ, als Sie in's Haus traten. Er hat uns eben wieder eine Abwesenheit von vier Wochen angekündigt, so daß wir diese Zeit ganz allein haushalten werden. Was nun meine gnädige Frau betrifft, so ist sie ein wahrer Engel an Liebreiz, Sanftmuth und

Güte, doppelt interessant durch eine stille Schwermuth, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, und doch zuweilen recht losem Muthwillen Platz macht, wovon Sie ja selbst ein kleines Pröbchen erlebt haben. Je reizender *sie* aber ist, desto fataler erscheint mir ihr Herr Gemahl, ein heftiger, arroganter, und noch dazu grundhäßlicher Mensch, vor dem sie sich bloß fürchtet, ohne ihn lieben zu können. Oft thut mir das arme, schöne Weib so leid, daß ich ordentlich wünschen könnte — doch das will ich Ihnen nicht sagen, Sie möchten's sonst mißbrauchen. Nun, was soll ich noch weiter beichten?"

„Nichts, beste Betty; was Sie mir erzählt haben, gibt mir schon genug zu denken, und wir sprechen darüber noch weiter. Jetzt sollen Sie mir nur noch etwas *geloben*, nämlich der himmlischen Frau, der Sie ja auch so innig zugethan sind, von mir zu sagen, daß ich, seit ich sie einmal

geseh'n, keine Ruhe mehr finde, ja nicht ferner ohne sie leben mag, daß ich aber, weit entfernt, ihre Tugend zu beleidigen, nur ihre Freundschaft wünsche, und bloß die Gelegenheit, ihr Vertrauen für die Zukunft mir erwerben zu können. Sagen Sie ihr: daß ich allein nur ihretwegen diese Verkleidung angenommen hätte, fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis ich sie aufgefunden, und daß ich es jetzt für einen wahren Wink des Himmels ansähe, so unerwartet — denn mein Besuch dieses Hauses war ein bloßer Zufall — ihre Spur entdeckt zu haben; so wie ich es mir schon vorher als ein ahnungsschweres, glückbringendes Zeichen gedeutet, daß ich es seyn mußte, der ihren Trauring fand! Sagen Sie ihr endlich: daß ich auf diesen Ring jene Verbindlichkeit ihr einst folgen zu müssen beziehe, die sie mir so verrätherisch vom Kirchhofe angekündigt, daß ich aber auch dahin, und in den Tod ihr lieber folgen wolle, als

jeder Andern zu des Lebens üppigster Freude. Haben Sie ihr das recht treulich an's Herz gelegt, so bereiten Sie sie auf meine Erscheinung zu übermorgen vor, und wenn Sie nur ein wenig Mitleid mit meiner qualvollen Sehnsucht haben, so bewegen Sie die reizende Aline — Sie sehen, der Trauring hat mir ihren Namen verrathen — mir nur eine kleine Unterredung in Ihrer Gesellschaft zu gestatten, was in dieser Maske gewiß am leichtesten möglich seyn wird, und hoffentlich werden Sie, gute Betty, den Gemahl anderweit zu beschäftigen wissen, während ich seiner Frau meine Waaren auspacke. Das Uebrige wird sich finden, und kennen wir uns nur erst ein wenig näher, so hoffe ich, sollen sich bald ungestörtere Gelegenheiten darbieten, unsere Bekanntschaft fortzusetzen. Trügen mich übrigens meine Ahnungen nicht, so befindet sich Ihre Gebieterin in sehr üblen Händen, und ich werde ihr in dieser Hinsicht viel-

leicht nützlicher, als sie glaubt. Vor allem warnen Sie sie vor dem Herrn v. Wolf, bei dem sie sich befindet, da dieser ein sehr verdächtiges Handwerk zu treiben scheint. Ich werde, um hier klarer zu sehen, sogleich einige Maßregeln ergreifen, muß Sie aber zu dem Behuf jetzt auch verlassen, liebe Betty. Hier ist also der Trauring — mit schwerem Herzen trenn' ich mich von ihm, und hier, liebes Mädchen," fuhr Mischling fort, indem er einen andern weit kostbarern Ring aus seiner Tasche zog, „hier, diesen behalten Sie zu meinem Andenken, und lassen Sie mich hoffen, indem ich beide in Ihr hübsches Händchen lege, daß ich diesen Händen fortan mein ganzes Glück getrost anvertrauen darf. Also auf Wiederseh'n, übermorgen früh um die eilfte Stunde — nicht wahr?"

„Gott, wie Sie mich drängen! Nun bestimmt versprechen kann ich nichts. Doch was ich vermag, das soll geschehen."

„Das genügt, und ewig bleibe ich für diesen Dienst Ihr Schuldner.“

Mit diesen Worten eilte Mischling, über Erwartung befriedigt, triumphirend von dannen.

Betty, welche die Thüre geöffnet, sah ihm bis zum Ende der Treppe nach, drückte, als er fort war, die Thür wieder hinter sich zu, und sagte, die Ringe in ihrer Hand wiegend, mit spöttischem Lächeln: „Die Männer sind Gimpel, meine Gebieterin hat recht! Wie leicht haben wir Dich gefangen. Komm' nur, wir kennen Dich besser als Du uns,“ und trällernd in der Stube umher hüpfend, sang sie: Se vuol ballare, Signor Contino, il chitarrino vi suonero.

Fünfter Tag.

Noch lagen die Morgennebel über Moos-hei'ms Weichbild gebreitet, als Mischling und Giannina schon die jetzt leeren und todten Straßen der Stadt durchschritten, Beide in Gedanken sehr verschied'ner Art vertieft. So waren sie stillschweigend bis in die Vorstadt gekommen, wo ein seltsames Haus Mischling's Aufmerksamkeit erregte, das einer Capelle glich und mit verschied'nen Erdwällen, gleich Bastionen umgeben war, dabei ganz neu aussah, und dennoch bereits eingefallen war. Gegenüber befand sich eine Art Tabagie, die schon, oder vielmehr noch, besucht zu seyn schien. Der Besitzer, ein klug aussehender Mann, mit kleinen glänzenden Augen, stand vor

der Thür und frug grüßend, ob die Herren nicht in der kalten Morgenluft einen Schluck auf die Reiſe mitnehmen wollten.

„Bringt nur etwas her," erwiederte Miſchling (der nie gern eine Gelegenheit vorbeiließ, um Erkundigungen jeder Art einzuziehen), „vorher aber ſagt mir doch, welche Bewandtniß es mit dieſem Hauſe hier hat, und ob es bewohnt iſt."

„Ha, ha!" lachte der Mann, „es geht Euch gewiß wie den böhmiſchen Fuhrleuten, die neulich mitten hier im Kothe auf die Kniee niederfielen, weil ſie glaubten, es ſey die neue katholiſche Kirche, die unſer Graf bauen laſſen will. Rieke! zwei Gläſer bitt'rè Pomeranzen für die beiden Herrn. Na ſetzen Sie ſich doch einen Augenblick hier unter meine Jelängerjelieberlaube nieder. —

Ja, das Haus alſo hier gegenüber hat ſich unſer großer Dichter Leopold gebaut. Sehen Sie, da kömmt er eben ſelber, der

kleine untersetzte Mann da im eleganten Pelze, mit seinem Jungen an der Hand, den er gewiß lernen lassen will, wie die Sonne aufgeht. Sehen Sie, wie er demonstrirt! Ja, der also hat's Haus gebaut, und wie's bei den Schenie's zu gehen pflegt. die immer was Apartes haben müssen, sieht auch sein Haus keinem andern in der Stadt ähnlich.

Daß die Mauer aber eingefallen ist, da kann er nichts dafür, die hat der letzte große Sturm eingerissen, ehe sie noch ganz fertig war, denn sie bauen gotteslästerlich hier zu Lande. Da möchte man oft ganz des Teufels d'rüber werden! Sehen Sie nur einmal z. B. den comischen Schornstein da auf dem Hause an. Gibt doch der Herr Leopold dem dummen Teufel von Maurer eine Zeichnung aus einer englischen Landschaft dazu, und was thut der Kerl? er mauert Ihnen den Schatten mit auf! Ja, es gibt wunderliches Volk hier. Den-

ken Sie sich, neulich hatte mein Knecht unterwegs Prügel bekommen, und da ich Klage darüber führen wollte — denn ich mache so ein bischen den Advocaten mit daneben — so frage ich ihn, zu welcher Stunde denn die Sache eigentlich genau vor sich gegangen sey? Da sieht der Mensch nach der Uhr, und nachdem er eine Weile gekuckt, meint er: er könne es jetzt nicht sagen, denn seine Uhr sey stehen geblieben.

Wenn aber 's gemeine Volk auch hier zu Lande ein bissel dumm ist, so haben wir desto mehr große Geister unter den Honoratioren."

„In der That?" frug Mischling neugierig: „erzählt mir doch."

„Nun da haben wir gleich noch zwei berühmte Autoren, den Herrn Heinrich, der auch zugleich noch Assessor im Landesgerichte ist, und der ihnen mir nichts dir nichts, heute ein Protocoll über eine ge-

stohlne Gans aufnimmt, und morgen eine Tragödie von Carl dem Großen macht, und dann den Herrn Herrmann, der zwar mit den Versen nicht weit her ist, aber Ihnen eine gottlose prosaische Satire schreibt, daß man sich das Zeug nur so aus den Händen reißt. Auch einen tüchtigen Schlag Prediger haben wir hier. Sie werden nur immer mit der Zeit zu dick, aber unser Superintendent, Kreuz Bataillon! ich sage Ihnen, das ist ein Mann, wie ein General! Der alte Luther kann nicht besser auf der Canzel ausgesehen haben, und, auch nicht besser gepredigt.

Sie haben sich wohl nicht lange genug hier aufgehalten, um einmal in unsere Kirche zu gehen?"

„Nein," sagte Mischling, „ich bin Katholik, und kann auch, aufrichtig gestanden, Euer schreckliches Gegröhle nicht recht leiden, wenn alle die Stimmen durch die Nase und durch die Gurgel, in Fistel und

im Baß durch einander meckern und brüllen, daß Einem Angst und bange dabei wird. Bei uns wird doch die Musik nur von Leuten besorgt, die 's gelernt haben. Habt Ihr bei Euch auch schon die neue Agende eingeführt?"

„O freilich, mein kleiner Junge gehört auch dazu. Der piept Euch wie ein Canarienvogel vom Chor herunter, daß man nur seine Freude d'ran hat."

„Nun, da hat Euer Superintendent, den Ihr so lobt, wohl auch den Orden schon bekommen?"

„Nein, er mag wohl noch nicht alt genug dazu seyn, aber ein Paar Mumien hier auf den Dörfern, die's Jubiläum gefeiert, die haben ihn neulich gekriegt, ob mit oder ohne, weiß ich nicht genau."

„Es ist comisch," sagte Mischling, „solche Orden bei'm Jubiläum ertheilt, kommen mir immer vor, wie die Blumenkränze, die

die alten Heiden den Opferthieren aufhängten, ehe sie geschlachtet wurden, denn der Tod mit der Sense steht auch gewöhnlich schon hinter dem Jubilar, sein Opfer in Empfang zu nehmen. Da nun die Eitelkeit bei den Alten doch auch schon ziemlich abgestumpft seyn mag, so haben weder sie viel Freude davon, noch kann das Beispiel sehr ermunternd auf Andere wirken! Ueberdem sind ja die Orden schon längst nur ein bloßer Schmuck geworden, und so sollte man sie nur jungen Leuten und noch kräftigen Männern geben, wie z. B. auch Diamanten und Perlen eine zahnlose Matrone nur noch häßlicher machen, die Reize einer schönen jungen Frau aber doppelt hervorheben."

„Pah!" sagte der Tabagist, „davon verstehe' ich nichts, und Ihr müßt wohl einmal durch die Schule gelaufen seyn, daß Ihr so gelehrte Bemerkungen darüber macht; unsereins hält nun auf solch' Zeug, wie

Orden, die nichts einbringen, wenig, obgleich sie jetzt auch unter uns eben nicht mehr rar sind. Unser Scharfrichter z. B. hat's silberne Kreuz, und der Lohnfuhrmann hier daneben, der russischer Soldat gewesen ist, der hat 'nen ganzen Regenbogen auf der Weste. Um aber wieder auf den Scharfrichter zu kommen, das ist Euch ein wahrer Mordkerl, wie wir zu sagen pflegen, der schönste Mann, kann ich Euch versichern, in der ganzen Gegend, und als er vor zwei Jahren hier einen Delinquenten räderte, als Husar angezogen mit den blinkenden Orden auf der Brust, da sollen sich so viele Weiber in ihn verliebt haben, daß die bösen Leute meinten, er habe nicht gewußt, wohin er zuerst hören sollte, so hätten sie ihm zugesetzt. Ja, die Aufklärung macht Riesenschritte!"

„Ihr trinkt aber nicht, soll ich Euch nicht lieber Caffee und ein kleines Frühstück vorsetzen, da Ihr nun doch einmal so lange

verweilt habt. Ihr scheint kein Feind von einer lustigen Unterhaltung, und ich freue mich immer, wenn ich einmal mit Jemand, der Erfahrung hat, ein vernünftig Wort wechseln kann. Euer Begleiter da ist ja aber ganz schweigsam. Ein hübsches junges Blut! Woher, Landsmann? seyd Ihr hier aus der Gegend?"

„Ach nein," sagte Giannina schwermüthig. „Ich komme weiter, viel weiter her, aus dem Lande der Musik" — und ihre Guitarre ergreifend, sang sie für sich ein paar italiänische Strophen in den gold'nen Morgen hinein."

„Ei, Sapperment!" rief der Schenkwirth aus, „das ist ja eine delicate Musik! So 'nen Virtuosen wünschte ich mir für meine Gäste am Abend. Nun, lieben Leute, ich hole das Frühstück, und wir bleiben dann noch ein Viertelstündchen zusammen. Vielleicht gibt uns der junge Musicant dazu ein Liedchen in unsrer ehrlichen Mutter-

sprache zum Besten, und was die Zeche betrifft, so laß't mich nur dafür was aus Eurem Kasten auslesen, Geld verlang' ich von Euch nicht, denn ich weiß schon, auf der Reise hat Euresgleichen nicht immer allzuviel davon übrig."

„Siehst du, Giannina," sagte Mischling vergnügt, als sie allein waren, „wir fangen an mit unserm neuen Handwerk Glück zu machen. Der drollige Kauz hier amüsirt mich, und ob wir eine Stunde weiter oder hier frühstücken, muß wandernden Glücksjägern, wie wir sind, auf Ein's herauskommen. Lindenau werden wir schon noch erreichen, und wirst du müde, nun so nehmen wir wieder einen Bauernwagen. Jetzt aber thu' mir den Gefallen und sing' noch ein Lied. Vielleicht lockst du mir den großen Poeten da gegenüber her, der schon die Ohren nach uns gespitzt zu haben scheint."

Mischling täuschte sich nicht. Schon

bei den ersten Accorden der Barcarole, welche die Sängerin anstimmte, sahen sie Herrn Leopold sich in Bewegung setzen, seinen Sohn in's Haus schicken, und nun den ersten Ball seines Gartens langsam herabschreiten, manchmal stehen bleibend, und Zeichen des Beifalls von sich gebend.

„Bravo, Giovannetto, bravissimo!" rief er in die Laube tretend: „Siete Venetiano, Scometto?"

„A servir la, Signor," erwiederte Giannina kalt, und fuhr in ihrem Gesange fort.

Als sie geendet hatte, sagte Mischling: „Herr Leopold, der lose Knabe hat bloß gesungen, um Sie herüber zu locken. Wir sind übrigens ehrliche Deutsche; der Bursche da freilich mit einem starken Anflug italiänischen Bluts, aber eben als Deutschen ist es uns wohl nicht zu verdenken, wenn wir begierig waren, den berühmten Dichter in der Nähe zu sehen, dessen ge-

mürbliche Novellen ich so oft auf den Putztischen der Damen liegen sehe, wenn ich ihnen meine Herrlichkeiten ausbreite."

„Ei, Sie kennen mich," erwiederte Herr Leopold lächelnd, „und haben mich sogar gelesen? Nun das schmeichelt mir von Leuten Ihres Standes g'rade am meisten, denn die Herzen des Volks mir zu gewinnen, daran liegt mir mehr, als an allen Gelehrten."

„Sagen Sie mir doch, Herr Leopold," fing Mischling sich verbeugend wieder an: „sind Sie nicht — denn Ihre liebsten Geschichten sind mir die, wovon eine in Botanybay und die and're in Griechenland spielt — an diesen beiden Orten selbst gewesen, weil Sie's Einem gar so natürlich zu machen verstehen."

„In Botanybay," erwiederte Herr Leopold, mit der satirischen Miene, die ihm so eigen ist, eine Prise nehmend, „in Botanybay war ich noch nicht, aber in Grie-

chenland, der Türkei und Egypten allerdings."

„Ach, dahin möcht' ich auch," rief Giannina, den Dichter mit ihren schönen Augen begierig anschauend. „Wie herrlich muß es da seyn!"

„Ja, wie man's nimmt," sagte Herr Leopold, „gut und schlecht. Wer viele Bedürfnisse hat, dem möchte es auf die Länge dort nicht sehr gefallen; aber wer die Natur liebt, und ein gutes Clima," setzte er, sich etwas schauernd in seinen Pelz wickelnd, hinzu, „der geht wahrlich — aus einem Entzücken in's andere. Das sind and're Morgen und Nächte, als unsre nebelkalten, unfreundlichen! Da sind die Regenbogen nicht bloß am Himmel, sondern selbst im Thau wölben sie sich auf der Erde und an den Hügeln hin, während in der Luft es überall funkelnd zittert, als wenn unser lieber Herr Gott Silber auf die Erde säen wollte. Und am

Abend sieht man zuweilen die röthlich gefärbten Inseln im indigo-dunklen Meere, als seyen sie in die Höhe gehoben und schwebten in der Luft über den rollenden Wogen; noch wunderbarere Schauspiele bietet die Nacht, wo durch eine, mir nie erklärte Täuschung, am klarsten, stahlblauen Himmel, der Mond oft wie ein goldglänzender Knopf auf einer durchsichtigen schwarzen Schatten-Pyramide steht, die sich am Horizont von der Erde Rand bis zu ihm hinaufbaut. Da hab' ich wohl oft unter meinem Mantel im Freien geschlafen, und wenn ich erwachte, und die unbeschreibliche Pracht um mich her sah, geglaubt, nun würde ein Mährchen aus tausend und einer Nacht sich begeben, oder auf der Eb'ne von Troas die alten Helden ihren Gräbern entsteigen, um mich mit Homer's göttlichen Worten zu begrüßen!"

Das Letzte hatte der Dichter mit gesenktem Haupt, das Auge nach oben gerichtet,

wie für sich selbst hingesprochen, dann, sein Auditorium bedenkend, das er wie fast alle Menschen nur nach den Kleidern beurtheilte, lenkt er ein und frug Mischling: „ob er mit seinem Jahrmarkt zufrieden gewesen sey?“

„Nun, so leidlich,“ meinte dieser, „doch sind mir noch hübsche Waaren übrig geblieben. Ist Ihnen vielleicht etwas gefällig? hier habe ich ganz neue englische Patentfedern, und ich würde nicht wenig stolz seyn, wenn ich wüßte, daß des Herrn Leopold's nächste Novelle mit einer Feder aus meinem Kasten geschrieben worden sey. Einen schönern Preis könnte ich ja gar nicht dafür erlangen, und wenn ein gemeiner Mann sich's unterstehen darf, so würden Sie mich recht glücklich machen, verehrter Herr, wenn Sie hier diesen Griffel in Email mit dem Dutzend Federn dazu, von mir als eine geringe „Huldigung aus dem Volke“ annehmen wollten.“

„Du fällst aus der Rolle," flüsterte Giannina dem Freunde in's Ohr, Herr Leopold aber, verwundert und doch geschmeichelt, erwiederte: „Wirklich, Ihr beschämt und erfreut mich, und ich will ein so gut gemeintes Geschenk nicht ausschlagen, indeß ehe Ihr weiter geht, finde ich wohl noch Gelegenheit zu einer Erwiederung. Meine nächste Geschichte soll aber jedenfalls, Euch zu Ehren: der Tabuletkrämer — betitelt werden."

„Herzlichen Dank!" sagte Mischling, und bat den eben mit dem dampfenden Caffee wiederkehrenden Wirth, doch noch für eine Person mehr Anstalt zu machen, da Herr Leopold ohne Zweifel ihnen die Ehre erzeigen werde, Theil an ihrem Frühstück zu nehmen."

„Ah, schon Bekanntschaft gemacht?" rief der Wirth vergnügt, „das ist ja charmant von Ihnen, Herr Leopold, ich habe Sie ohnedieß recht lange nicht bei mir geseh'n.

Gleich soll Alles bereit seyn, wie Sie's gern haben, ich kenne ja Ihren Geschmack, und da ich Sie nun so alle beisammen weiß, darf ich wohl meine Morgeneinkäufe in der Stadt besorgen, und bei der Rückkehr gewiß hoffen, Sie noch anzutreffen."

„Gut," bejahte der Dichter, „ich will nur meiner gestrengen Frau sagen, daß sie heut früh nicht auf mich rechnen darf, und bin dann gleich wieder bei Euch."

„Der Mann gefällt mir," versicherte Giannina, „aber das muß wahr seyn, Du hast ein eigenes Talent, Bekanntschaften anzuknüpfen, mit Dir ist man immer gleich im ersten Augenblick so, als kennte man Dich schon seit Jahren."

„Das macht meine Aufrichtigkeit, gute Giannina, „und wenn auch mein Rock manchmal täuscht, nicht wahr, mein Herz, vor dem ist immer ein großes Fenster, in das Jedermann hineinsehen kann?"

„Nun," schüttelte Giannina zweifelhaft

mit dem Kopfe, „ich glaube, Du setzest oft genug Vexirscheiben davor. Ach, Henrico! nur nie für Deine Giannina!“ und halb unter Thränen lächelnd, drückte sie ihm zärtlich die Hand.

Als Herr Leopold wieder kam, überreichte er Mischling eine kleine römische Mosaik und sagte: „Hier schenke ich Ihnen das Portrait des Papstes, wie er eben seinen Segen austheilt. Ein Schelm gibt's besser als er's hat.“

„O, das ist ja eine wahre Reliquie!“ rief Giannina feurig und küßte das Bild. „Mit Deiner Erlaubniß, Camerad, will ich es zu mir nehmen, und als Amulet gegen alle böse Anfechtungen auf dem Herzen tragen.“

„Ah, Ihr seyd also Katholiken? Nun, da habe ich's ja auf's Beste getroffen, und Ihr werdet mich ohne Zweifel recht beneiden, wenn Ihr hört, daß ich dem Original des Bildes, nicht den Pantoffel, weil das keinem

Protestanten vergönnt wird, aber doch die segnende Hand habe küssen dürfen."

„Wirklich? Sie haben den heiligen Vater von Angesicht zu Angesicht gesehen? O welche schöne Erinnerung! darum beneide ich Sie aufrichtig! Obgleich in Italien geboren, war ich doch nie so glücklich!"

„Nun allen Respect für Seine Heiligkeit, aber da habe ich doch noch in den fünf und vierzig Jahren meines Lebens einige Erinnerungen aufzuweisen, die mir ganz anders an's Herz gehen, und gerade von Italien am meisten!"

„So ist es g'rade heute 20 Jahr, ja — wir haben doch den 15. Mai? ja richtig, g'rade heut vor 20 Jahren, daß ich ein Mädchen zum Letztenmal sah, in die ich so sterblich verliebt war, daß ich sie, obgleich nur eine Seiltänzerin und Kunstreiterin, auf der Stelle geheirathet haben würde, wenn sie mich nur hätte haben mögen. Ich glaubte mich freilich von ihr wieder geliebt,

aber es kam anders. — Sie sollte eben am Abend spielen, und war schön wie ein Engel. Sie hatte sich als Wilde costümirt, und die reizenden Formen, die von einem Praxiteles gemodelt schienen, zeichnete die fest anliegende durchsichtige Kleidung fast wie ohne Hülle. Bis sie ihr Pferd bestieg, war ich bei ihr geblieben, und da sie mir mehr als gewöhnlich exaltirt schien, und ich befürchtete es könnte ihr etwas zustoßen, bat ich sie zärtlich, doch ja heute keine zu gefährlichen Dinge zu wagen.

„O bagatella," sagte sie lachend, „das ist mein letzter Ritt," und sprengte gleich, unter dem lauten Beifallruf des Publicums, wie eine Rasende dahin, ehe ich noch eine Erklärung der seltsamen Worte von ihr erhalten konnte. Nachdem sie mit wunderbarer Grazie und Kraft einen Theil ihrer Rolle durchgespielt, rief sie plötzlich, ihr werde unwohl, und sank auch sofort ohnmächtig auf das im vollen Lauf begriffene

Pferd zurück. Man sprang glücklicherweise schnell hinzu, ehe sie noch herabfiel, und da sie besinnungslos zu seyn schien, wurde sie ohne Zeitverlust von ihren Cameraden fortgetragen. Ich wollte zu ihr, ward aber nicht hineingelassen, da sie, wie man sagte, sehr krank zu Bette gebracht worden sey. — Ich, wie Alle, wurden getäuscht, denn das Ganze war nur eine italiänische List, ihre Eltern zu betrügen. Dieselbe Nacht verschwand sie, wie man glaubte, mit einem Ungar, der ebenfalls in der Truppe diente, und wie man erst jetzt erzählte, schon lange ein heimliches Liebesverständniß mit ihr unterhalten haben sollte. Seiner Armuth, und überhaupt seines nicht sehr empfehlungswerthen Lebenswandels wegen, hätte er freilich nie auf ehrlichem Wege die Einwilligung der Eltern zu erlangen vermocht. Ich nahm mir die Sache damals so zu Herzen, daß ich in eine schwere Krankheit verfiel, denn wir Dichter sind einmal

Narren, und noch jetzt kann ich nie ohne Bewegung an die schöne Treulose denken!“

Himmel! wie hieß dieses Mädchen?“ frug Giannina mit zitternder Stimme.

„Sie war damals ziemlich berühmt in Italien, unter dem Namen der schönen Rosa und — Sie werden lachen, wandte er sich zu Mischling, aber wie ich da Ihren jungen Gefährten ansichtig wurde, erinnerte er mich durch die Aehnlichkeit seiner Züge auf das Lebhafteste an jenes nie vergessene wilde Mädchen.“

„Oh Dio! che accidente!“ seufzte Giannina.

„Die Aehnlichkeit hat sie wirklich nicht betrogen,“ sagte Mischling überrascht, „warum sollten wir's Ihnen verheimlichen? der junge Mann, den Sie vor sich sehen, ist in der That der Sohn Ihrer ehemaligen Geliebten und jenes Ungarn, der sie in Italien entführte.“

„Ist es möglich!?“ rief Leopold mit Er-

ſtaunen. „Welche Schickung! Lieber junger Mann, rechnen Sie auf mich, wo irgend Sie meiner bedürfen können. Iſt es nicht jetzt, vielleicht kömmt ein and'resmal eine Zeit dazu. Sie werden mich zu Ihrem Dienſt ſtets von ganzen Herzen bereit finden.“

„Nun,“ meinte Miſchling, wir werden gewiß, wo nöthig, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch machen, vor der Hand iſt ſie — ich meine die Perſon meines jungen Freundes hier — in ziemlich ſicherem und gutem Schutze, aber wer kann wiſſen, wie ſeltſam ſich die Dinge manchmal in d.r Welt geſtalten, und die offen ſtehende Zuflucht zu einem redlichen Freunde iſt immer ein großes Gut.“

„O,“ ſagte Giannina, „wie oft hat die ſelige Mutter Ihrer erwähnt, und manchmal mit Thränen von dem Blonden, ſo nannte ſie Sie immer, geäußert: daß er ihr gewiß am meiſten von allen Männern

zugethan gewesen sey, und sie sich ewig ein Gewissen daraus machen würde, den braven Deutschen so getäuscht zu haben. Ach! sie hat schwer für ihren damaligen Fehler gebüßt, und vieles Ungemach seitdem erlitten, doch irren Sie, wenn Sie glauben, daß . . . doch warum Dinge von Neuem berühren, die ich tausendmal viel lieber der Vergessenheit übergeben möchte. Ich würde auch nicht wünschen, daß Sie meine selige Mutter je wieder gesehen hätten. Es würde ihren Kummer nur herber gemacht haben, und Sie, mein Herr, Sie würden in der schnell gealterten, kränklichen Frau keine Spur mehr von dem glänzenden Jugendbilde gefunden haben, das Ihrer Phantasie jetzt noch so lebhaft vorschwebt."

„Du bist wahrlich auffallend gescheidt für dein Alter," sagte Mischling. „Viele an Deiner Stelle würden gewöhnlicher gedacht haben, aber es ist höchst richtig, was Du sagst. Alte, vergangene Verhältnisse auf-

zuwärmen, ist das Verkehrteste, was man thun kann. Die Welt strömt immer fort, wie ein unendliches Meer; so war es einmal der Wille des Schöpfers, und so traurig es uns vorkommen mag, wahr ist es dennoch, und ist wohl früher schon gesagt worden: der im Leben geliebteste Todte, käme er nach Jahr und Tag wieder, er würde überall unbequem und zu viel seyn!

Unsere Unterhaltung wird aber zu ernst, sprechen wir von heiterern Dingen. Sie sollen hier ein sehr artiges Liebhabertheater in Moosheim haben, wie ich gestern im Gasthofe hörte. Da sind Sie wohl Theaterdichter?"

„O nein, dieß Fach besorgt mein Freund Heinrich und mit glänzendem Erfolg. Uebrigens ist diese Unterhaltung eine große Ressource für uns, und auch nichts nützlicher für die Moralität, namentlich z. B. um Ehen zu befördern, als ein solches Liebhabertheater. Seit einem Jahr feiern wir

schon die dritte Verbindung dieser Art, die statt im Himmel auf den Bretern geschlossen wurde. Erst vor wenig Tagen hat das hübscheste unsr'er Mädchen den steifsten unsr'erer Liebhaber zu Hymens Altar entführt. Nun kann man allerdings ein sehr hölzerner Liebhaber auf dem Theater seyn, und nichts desto weniger ein vortrefflicher Ehemann werden. Solche Verluste muß man also des allgemeinen Besten willen ruhig tragen, neulich ging's uns aber viel schlimmer, denn denken Sie sich — statt Hymen trat die Landwehr gegen uns auf."

„Die Landwehr?"

„Nicht anders. Wir hatten große Vorbereitungen zu einer Oper gemacht, ein Geburtstag sollte gefeiert werden, die ganze Gegend war eingeladen, da mußte unser bester Schauspieler, erster Tenorist, Regisseur und Factotum, den wir gar nicht zu ersetzen im Stande waren, ohne Gnade zur Landwehrübung fort, weil der grämliche

Oberst Stubenfrau Lust hatte uns einen Possen zu spielen." — „Das war freilich ein großes Unglück," rief Mischling lachend, „ein Liebhabertheater zu stören, grausam! Dafür ist Ihnen offenbar der Staat Genugthuung schuldig." — „Ja, jedes Ding hat zwei Seiten!" antwortete Herr Leopold ganz ernsthaft. „Ein kühner Gedanke mag es gewesen seyn, die ganze Nation zu Soldaten zu machen, aber eine störende Institution bleibt es doch, nicht nur für das gesellige Vergnügen, sondern auch für alle Leute im Amte, für alle die, welche von ihrer Hände Arbeit täglich leben müssen, und endlich auch für Alle, welche Andere zu ihrem Dienst bezahlen, und oft nicht auf sie rechnen dürfen, wenn sie sie am schwersten missen können."

„Es ist wahr," sagte Mischling, „ich höre in der That darüber von allen Seiten viele Klagen, aber doch, wenn Sie die unermeß-

lichen Vortheile auf der andern Seite bedenken, scheinen sie mir höchst ungerecht....“

„Um Gotteswillen,“ unterbrach ihn Herr Leopold eifrig, „lassen Sie uns nicht in diesen Schacht hinunter steigen, wir kämen nie wieder heraus. Auch geb' ich gern im Voraus zu, daß in unsern Zeiten, wo Alles so schön in einander zu verschwimmen anfängt, der poetischen Betrachtung auch ein so colossales Chamäleon, wie uns're Landwehr ist, interessant vorkommen muß. Wo begegneten Sie ihm nicht in allen Farben spielend! Wer z. B. hat mir diesen schönen Pelz gemacht? Ein Landwehrofficier. Wer versorgt mich mit Caffee, Zucker, Tabak, Käse? Ein Landwehrofficier. Wer hackt mein Holz, wer putzt meine Pferde, wer schreibt meine Verse ab, wer liefert mir dieß und jenes, wer ist mein Vorgesetzter, und wer dient mir, von meinem Gutsherrn herab bis zum Ausräumer der

Canäle? Unter dem magischen Namen: „Landwehr“ sind sie Alle begriffen. Nur den lieben Gottesdienst kann ich mir noch außerhalb dieses Kreises verschaffen, und das weibliche Geschlecht ist ebenfalls noch nicht enrolirt, obgleich die sieben Mädchen in Uniform manche Gedanken darüber gegeben haben mögen, die vielleicht noch einmal Früchte bringen.“

„Sie haben recht,“ fuhr Mischling fort, „es ist diese Landwehrinstitution, abgerechnet ihres andern vielfachen Nutzens, allerdings auch eines von den großen Nivellirungsmitteln, welche die neuere Zeit zu ihren Zwecken anwendet, und die unser Einem nur wohlthun können. Wir sind aber nun auch bald am Ziel. Ich wüßte kaum mehr, wo man noch einen großen Unterschied zwischen den Menschen auffände! Man nehme einen Minister oder Schneider, Hofmarschall oder Lakaien, Scharfrichter oder General, sind nicht alle freigebor'ne

Menschen, alle Kinder des Staates, und folglich von Haus aus alle gleich, so zu sagen, alle zu unseres Herrn Gott's Landwehr gehörig? Und hinsichtlich unseres persönlichen Werthes und Ranges sollte es eigentlich doch nur darauf ankommen, wie gut oder schlecht jeder eben sein zugetheiltes Pfund anwendet, und da ist es noch sehr die Frage, zu wessen Vortheil der Vergleich ausfallen würde. Bleiben wir z. B. bei den zusammengestellten Personen stehen, so könnte man sagen: der Hauptunterschied zwischen einem geschickten Finanzminister und einem beliebten Schneider bestehe hauptsächlich nur darin, daß der erste sich fortwährend quäle, wie die alten Staatsschulden zu bezahlen, und neue wieder zu machen seyen, der andere aber nur die Sorge habe, wie er alte und neue ausstehende Schulden glücklich eincassiren möge.

Das andere Gleichniß will ich übergehen, da es sich Jeder leicht selbst ausfüllen kann, aber Scharfrichter und Generale scheinen auch, so heterogen die Benennungen sind, dennoch vielfach zusammen zu stimmen. Früher hatten sie z. B. schon immer die offenbare Aehnlichkeit, Menschenblutvergießen als ein bestimmtes Amt zu verwalten, und es fehlte ihnen darin selten an Beschäftigung — jetzt naht die Zeit heran, wo sie Beide wieder die Aehnlichkeit haben werden, kein Menschenblut mehr vergießen zu dürfen, und also in Zukunft wahrscheinlich ihre respectiven Titel nur pro forma führen werden. Dann werden die Einen sich damit begnügen müssen, Thiere abzuziehen, die Andern, Soldaten anzuziehen, wobei sich denn noch die Bemerkung aufdringt, daß auch hier wiederum Schneider (überhaupt ein höchst wichtiger Stand!) eine bedeutende Rolle spielen, und nicht ohne Nutzen selbst in die Generalität

mit übergehen mögen; denn ist der General zugleich Schneider, so kann er in seinen Mußestunden ja die Probe-Uniformen gleich selbst anfertigen, und dann noch viel häufiger als jetzt, es sey nun nach barbarischem oder nicht barbarischem Schnitt, eine angenehme Abwechselung eintreten lassen."

„Mein guter Freund Hausirer," sagte Herr Leopold, Mischling von der Seite ansehend, „Ihr seyd doch kein Policeispion?"

„Warum das?"

„Weil Ihr über Euren Stand sprecht, und wahrhaftig auch eben kein Blatt vor den Mund nehmt."

„Bester Herr Leopold, das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet. Lesen Sie doch einmal Ihre eigenen Novellen nach, ob da die Türken und Christen, weß Standes sie auch seyn mögen, nicht Alle eben so tiefsinnig sprechen, als Sie 's nur selber thun könnten — und nun wollen Sie mir

mein bischen unbedachtes Geschwätz nicht gelten lassen? Sie, der in der Welt so viel umhergereis't, Sie sollten doch wissen, daß man heutzutage solche halbe Bildung, wie ich armer Teufel aufzuweisen habe, unter jeder Kutte findet. Sehen Sie, werther Herr, vor ein paar Tagen erst redete mich ein Fuhrmann lateinisch an, heute sage ich Ihnen auf griechisch Lebewohl, und da, wie ich sehe, mein Camerad unserem wiedergekehrten Herrn Wirth bereits die Zeche bezahlt hat, so nehme ich meinen Wanderstab wieder auf, und wünsche Ihnen zum Abschied von Herzen Glück und Heil. *Χαιρέ!*"

„Hören Sie einmal, Herr Leopold," sagte der Tabagist, den beiden Fremden, die eben in die lange Pappelallee hinter der Stadt einbogen, noch immer nachsehend, „das scheinen mir ganz absonderliche Leute!"

„Was kümmert's uns," antwortete nachsinnend der Dichter, „mir sind sie doch lieb

geworden — aber etwas Ungewöhnliches steckt allerdings dahinter, lieber Häserich, da haben Sie vollkommen recht.“

Auf einem ziemlich beschwerlichen, besonders durch seine Eintönigkeit ermüdenden Wege, der sich fort und fort durch Sand und Kiefern hinzog, kamen unsere Wanderer gegen Mittag an ein Försterhaus (siehe die Karte), hinter dem noch einige andere elende Wohnungen zerstreut lagen.

Es war sehr heiß geworden, und der glühende Sand, nur hie und da mit ein paar einzelnen, halb verdorrten alten Föhren bedeckt, der graue Horizont, die elenden Hütten, und die paar zerlumpten Menschen, die umherstanden, boten ein unbeschreiblich melancholisches Bild, dessen trostloser Jammer noch characteristischer durch einen gro-

ßen schmutzigen Hühnerbauer mit vielen Abtheilungen hervorgehoben ward, der auf einer Karre vor dem Hause stand, und von dessen gefiederten Bewohnern schon mehrere der Hitze erlegen zu seyn schienen.

„Wer wohnt hier?“ frug Mischling.

„Der Förster Henker.“

„Wie heißt das Dorf?“

„Leichnam.“

„Nun wahrhaftig,“ sagte Mischling zu seiner Gefährtin, „selten passen Name und Sache so gut zu einander, wie hier. Ueberhaupt aber zeichnet sich diese Provinz durch seltsame Namen aus. Vor einigen Jahren ging aus dem Städtchen, das ich, nicht weit von hier, damals bewohnte, eine Deputation wegen zu besorgender Hungersnoth zu der Amtsregierung in der Sechsstadt ab, und bestand aus drei Bürgern, mit Namen: Bierwagen, Gläsel und Brodkorb. Zu gleicher Zeit führte dort ein Seifensieder Kalb einen Proceß gegen

seinen Miethsmann Kälbel. Am tollsten aber waren die Namen auf dem herrschaftlichen Schlosse zusammen gewürfelt. Der dortige Intendant hieß Wolf, der Secretair Hahn, der Policeibeamte Stier, der Caplan Vogel, der Koch Abesser, der Kellermeister Saufhaus, der Laufer Irrgang, und der Einheizer Stubenrauch. Man glaubte in der Comödie zu seyn, wenn man die Leute um sich her so rufen oder anreden hörte."

Giannina lachte. „Aber," setzte sie hinzu, „Dein Name Mischling dächte ich, wäre doch auch seltsam genug, und um so mehr, da er ziemlich auf Dich paßt."

„O, du kleine Schlange, fängst Du auch an zu stechen? Wisse aber, daß der Name Mischling nicht sonderbarer und eben so vornehm ist, als die alten Adelsnamen: Rindsmaul, Schweinichen, Ferkel, Riedesel, Pförtner von der Hölle, Gott, Teufel,

Hund, Unbescheiden, Unruh u. s. w. ohne noch zwei meiner guten Freundinnen, der Gräfin Kotz, gebor'ne Zucker, und der Gräfin Kurzrock, gebor'ne Langbein, zu erwähnen."

„O Henrico, hör' mit Deinen abscheulichen Namen auf, mir wird in dieser schauerlichen Umgebung ganz unheimlich dabei."

„Beruhige Dich, mein Engel, noch ein kleines Stündchen, und wir kommen in eine lachendere Flur, mit freundlicheren Namen ausgestattet. So lauten wenigstens meine Nachrichten, die ich in Moosheim eingezogen. Bist du müde?"

„Ach nein, nur meine Augen sind es — seh' ich wieder frisches Grün, kömmt mir auch wieder frischer Muth. Schöpfe mir aber etwas Wasser am Bach, ich bin so durstig. Hier ist der Becher."

Als Giannina getrunken, und nun den Becher wieder zurückgab, fand sie ihres

Freundes Blicke mit einem seltsamen Ausdruck von Wehmuth auf sie geheftet. Stürmisch zog er sie an sein Herz und küßte sie zärtlich, dann sich, wie mit unterdrückter Rührung abwendend, verließ er sie unter dem Vorgeben, ebenfalls Durst zu fühlen, und den Becher noch einmal füllen zu wollen.

Während er nun das steile Ufer zu dem kleinen Flüßchen zum zweitenmale hinab kletterte, war unterdeß ein unscheinbarer Wagen, mit zwei muthigen Pferden bespannt, herangekommen. Eben wollte Giannina, das Geräusch hörend, seitwärts treten, als zwei kräftige Arme sie von hinten ergriffen, und ohne auf ihr Hülferufen zu hören, sie mit Blitzesschnelle in den Wagen hoben, der hierauf augenblicklich im gestreckten Galopp mit ihr davon jagte.

Ein wohlgekleideter Mann zu Pferde, der, wie es schien, die Expedition geleitet, blieb zurück, und ging, als Mischling wie-

der zum Vorschein kam, sein Pferd am Arme führend, mit abgenommenem Hut auf ihn zu.

„Vortrefflich ausgeführt, Vivarais," sagte Mischling, „Du hast aber doch nicht vergessen, den Doctor zu instruiren, daß er sie mit der größten Ehrerbietung behandelt, und auch nicht versäumt, ihr gleich mein Billet zu geben?"

„Wie Sie befohlen, gnädiger Herr, ist Alles genau besorgt worden, und Mademoiselle wird Ihren Brief gewiß in wenigen Minuten schon in Händen haben."

„Gut! Verlaß' mich jetzt, und finde Dich morgen Mittag in Lindenau mit meinen Pferden ein, wie ich es angeordnet."

Der Mann, ehrerbietig grüßend, schwang sich auf seinen Klepper, und war bald nicht mehr zu sehen.

„Arme Giannina!" dachte Mischling mit einem tiefen Seufzer, „ich konnte nicht anders. Bei Gott!" rief er, tief Athem

holend, und unwillkührlich die Hand an's Herz legend, „das Mädchen fing an, mir ernstlich gefährlich zu werden — und doch, was sollte das Ende davon seyn? Jedenfalls will ich indeß beobachten, wie sie die Prüfung besteht. Die Trennung wird uns wohl Beide abkühlen, und wenn ich sie wieder sehe, Alles so anders seyn, daß die vergangenen Tage in die Traumwelt zurücksinken — ach, holde Traumwelt! wie viel glücklicher bist Du, als die prosaische Tageswahrheit. — Dem nächsten Traume darf ich aber nicht mit so schwerem Herzen entgegen gehen," fuhr Mischling, sich gewaltsam ermannend, fort, „wer weiß auch, ob dieser nicht eine ernstere Gestalt, als der vorige, annimmt? Es wäre überdieß wohl endlich einmal Zeit, Freund Mischling, daß Du auch dem Hafen der Ruhe zusteuertest, und — die liebe Sünde verließest, ehe sie dich verläßt. Alinens sanfte blaue Augen wären gerade die Sterne,

deren Licht mir am holdseligsten zu einem solchen Bekehrungsgeschäfte leuchten könnten, und wahrlich, nur einer so sanften Taube möchte ich mich zuletzt gänzlich auf Discretion ergeben. Sie gehört freilich noch einem Andern, aber dieser verdient sie zu wenig, als daß ich mir ein Gewissen daraus machen sollte, ihn bei Seite zu schieben. Ohne gegenseitige Zuneigung ist keine Verbindung heilig."

„Nun, der Himmel — und so schlimm bin ich ja doch nicht, daß ich den nicht anrufen dürfte — der Himmel möge walten, und Alles zu einem guten Ende führen!"

Nach diesem ihn dem Anschein nach nur halb befriedigenden Selbstgespräch, schritt Mischling, immer von Neuem in zerstreutes Nachsinnen verfallend, zögernd in einer andern Richtung fort, als die, welche vor wenig Minuten der davon eilende Wagen genommen.

Wir überlassen ihn dort vor der Hand dem Kampfe seiner widerstreitenden Empfindungen, und wenden uns wieder zu der armen Giannina, die so eben folgendes Billet mit leichenblasser Wange lies't:

„Vergib, theure Giannina, wenn ich zur List meine Zuflucht genommen habe, um Dich einer unnatürlichen Vertrautenrolle zu überheben, die Dir nicht von Herzen gehen kann, und die uns Beiden nur die peinlichsten Momente hätte bereiten müssen. Es gibt aber auch noch andere unausweichbare Gründe, warum ich, selbst ohne den erwähnten Umstand, dennoch über den heutigen Tag nicht in Deiner Gesellschaft zu bleiben vermocht hätte. Du wirst mich hassen, Giannina, und doch verdiene ich Deinen Haß nicht. Könntest Du in meinem Herzen lesen, Du würdest ... doch ich fühle, Betheuerungen stehen mir in diesem Augenblicke schlecht an, die Zukunft wird Manches entwirren. Der von mir

gemiethete Wagen wird Dich bis an den Kreuzweg vor der Judenschenke bringen. Kehre dann unverzüglich zu Deinem Vater zurück, der Dich erwartet, und gib ihm den inliegenden Brief. Hoffentlich wird er durch seinen gehaltvollen Inhalt gänzlich zufrieden gestellt werden. Hab' ich neulich recht gehört, so war't ihr auf den ersten Sonntag künftigen Monats zu dem Herzog nach Hohenburg bestellt, wo, glaub' ich, große Feste statt finden sollten. Seyd zur bestimmten Stunde da, und kehrt im weißen Hirsch ein. Ist es mir irgend möglich, so werde ich Dich dort wieder sehen."

„Mehr kann ich Dir in diesem Augenblick nicht sagen. Dein Begleiter, mein vertrauter Freund, wird Dir ein Etui überreichen. — Kränke mich nicht durch seine Zurückweisung. Es enthält eine Schnur Perlen, ein Erbstück von meiner Mutter, die Du zu meinem Gedächtniß tragen

sollst. Möge es dich bald als eine fröhliche Braut schmücken, und du glücklicher werden, als es je hoffen darf zu seyn

Dein

tief bekümmerter
Henrico."

„Gott!" rief Giannina mit zitternder Stimme: „o Gott! konnte der, dem ich Leib und Seele hingegeben, dem ich meine Seligkeit geopfert hätte, konnte der so unbarmherzig mich armes Mädchen verstoßen? Ach, dieser Schmerz ist gräßlich!"

„O Henrico, nein, so niedrigen Verrath hätt' ich Dir nimmer zugetraut! Mit solcher Schmach mich zu überhäufen, wie eine abgedankte Dienerin, mich noch zu guter Letzt bezahlen zu wollen, gerechter Himmel, wo verberg' ich meine Schande?!"

„Mein Herr," sagte sie, sich fassend, und mit Hoheit zu ihrem Begleiter wendend,

„hier ist ein Brief an meinen Vater eingelegt, den ich aber Sie zu übergeben bitten muß, da ich mich auf keinen Fall damit befassen will, und hier ist ein Etui, das Sie sogleich zu sich nehmen werden, wenn Sie nicht wollen, daß es dort in den Landgraben fliegt.“

Ihre Miene war so drohend, daß ihr Nachbar nicht zu widerstehen wagte, und ohne ein Wort zu erwiedern, mit Unterwürfigkeit Beides in Empfang nahm.

„Nun aber, mein Herr,“ setzte sie mit erstickten Thränen hinzu, indem sie das eben gelesene Billet in viele Stücke zerriß, und diese den Winden übergab: „nun beschwöre ich Sie, eilen Sie, so sehr Sie können, um mich zu meinen Eltern zu bringen, denn ich fühle mich ... wirklich sehr unwohl!“

Der Mann verneigte sich, immer noch schweigend, aber sichtlich gerührt, und mit lebhafter Theilnahme die krampfhaft ver-

störten, und doch immer noch so schönen Züge des leidenden Mädchens betrachtend.

Giannina aber warf sich erschöpft in die Wagenecke, still vor sich hinweinend, während mit erneuerter Schnelligkeit die jetzt härteren Boden unter sich fühlenden Pferde vorwärts eilten.

„Der Elende!“ sagte Giannina nach einigen Minuten dumpfen Hinbrütens zu sich selbst. „Zum Herzog schickt er mich! Gewiß ist sein Versprechen, dort mich wieder zu sehen, nur ein leeres Vorgeben. — Zeigt es nicht das Ende seines verrätherischen, treulosen Briefes nur zu deutlich, daß er mich nur mit guter Manier los werden will. Aber sein Wunsch soll erfüllt werden! Ja, ich will dem Ruf des Herzogs folgen — hat mich doch immer eine seltsame Ahnung bei jedem flüchtigen Gedanken an diesen fremden Mann wie verfolgt, und prophezeihte man mir nicht zweimal schon mit solcher Bestimmtheit, daß

ich mit ihm in die innigste Verbindung treten müßte. Ach, Henrico! was Du weggeworfen, vielleicht würde er es aufheben, und an sein Herz legen, nicht für den Zeitvertreib einiger Tage, wie Du, nein für immer, nicht als ein verlassenes Mädchen, wie Du mich behandelt, nein .... Und warum nicht, wenn ich ihn so geliebt hätte, wie Dich! Haben es die Wahrsagerinnen mir nicht beide so prophezeit, und war nicht mein Vater so vornehm wie er, und bin ich auch keiner gültigen Ehe entsprossen, vor Gott war sie es doch. O, Du mein hingeschiedener, armer Vater, hätten Meuchelmörder Dich nicht getroffen, ehe Du für die unglückliche Mutter sorgen konntest, wer weiß, ob nicht längst eine Schaar von Dienern auf meine Befehle lauschte, statt daß ich jetzt mein kümmerliches Brod mir im Staube suchen muß! Ach, und dann noch solche Schmach zu erleben! Henrico, Henrico! Du hast mein

Herz gebrochen! Und was mich verzweifeln machen könnte, ist — ach! daß ich es nicht besser verdient! Bin ich denn seiner werth, könnte ich ihm ein reines, unbescholtenes Weib seyn? O, warum mußte gemeine Umgebung mich schon, fast meiner unbewußt, durch ihren trüben Hauch entweihen, ehe noch mein Herz zu fühlen gelernt. Von diesem wenigstens, Henrico, hast Du die erste, reinste Frucht gepflückt, ja, und mit ihr auch den Baum getödtet! — „Ha! was ist das?“ schrie sie jetzt laut auf in wilder Fieberphantasie: „der Herzog ist da, und ein Gerippe steht an seiner Seite! Ach, es ist der Tod, dem ich mich jetzt vermählen muß!“

„Beruhigen Sie sich doch, liebes Mädchen!“ sagte ihr Begleiter, sie voll Mitleid anblickend; „liebten Sie denn meinen Freund so sehr und ganz ausschließlich, daß Sie sich über seinen Verlust gar nicht zufrieden geben können? Aufrichtig gesagt, ich glaube

kaum, daß er einen so tiefen Schmerz verdient. Wissen Sie denn, wer er ist?“

„Ach, was kümmert's mich,“ sagte Giannina vor sich hin — „ich weiß nur, daß er mich verrathen hat!“

„Sein Name Mischling,“ fuhr der officieuse Freund fort — ein in den Vierzigen stehender Mann von athletischen Formen — „ist nur ein angenommener. Er heißt eigentlich Willibald, und ist ein Romanschreiber unter dem Namen Friedrich Dunkel. Um neuen Stoff zu seinen Geschichten zu finden, geht er beständig selbst auf Abenteuer aus, und ich wette, meine liebe Mademoiselle, er hat mit Ihnen bloß aus einem ähnlichen Grunde Bekanntschaft gemacht, so daß ich auch gar nicht zweifle, Sie nächstens als die interessante Heldin irgend einer Novelle wieder zu finden.“

„Wie, auch das noch!“ sagte Giannina, „auch diese Demüthigung wäre mir noch beschieden? Und Sie, den mir Herr Misch-

ling oder Willibald, wie Sie ihn nennen, als seinen treusten Freund nennt, Sie sagen mir das? O mein Herr, Sie wählen Ihre Zeit zum Scherzen auf keine schonende Weise."

„Ich scherze gar nicht, liebes Mädchen, nur weil Sie mir leid thun, habe ich Ihnen ohne weitere Rücksicht die Wahrheit sagen wollen. Aber es gibt Leute, die, ohne so viel glatte Worte machen zu können, wie mein Freund Willibald, vielleicht eine aufrichtigere und dauerndere Neigung zu Ihnen fassen könnten, als er. Lassen Sie mich einmal Ihren Puls fühlen, denn Sie müssen wissen, daß ich ein Arzt bin, und Sie mir auf dem besten Wege scheinen, ein hitziges Fieber zu bekommen. Nun," sagte er, bedächtig zählend: „alterirt genug! aber das hübsche Patschgen muß ich doch einmal küssen, ehe ich's wieder los lasse."

„Mein Herr!" rief Giannina, zornig ihre

Hand zurück ziehend: „von nun an hat unsere Unterhaltung für immer ein Ende, und von Allem, was Sie mir gesagt, glaube ich nicht ein Wort.“

„Die ist wahrhaftig tactfest,“ murmelte der Doctor in den Bart, und sich in seinen Mantel wickelnd und gemächlich zurück legend, sagte er: „Wie's beliebt, meine beste Mademoiselle, der Glaube wird Ihnen schon noch in die Hand kommen.“

Kurze Zeit nachher überzeugte sich Giannina zu ihrer großen Beruhigung, daß ihr Begleiter fest entschlafen war, und sich jetzt ihren traurigen Betrachtungen ungestört überlassend, verfiel sie endlich selbst, von körperlicher Ermüdung und Gemüthsbewegung überwältigt, in einen unruhigen Schlummer, den fortwährend wüste Träume beängstigten. Zuletzt däuchte es ihr: sie tanze auf einem hochgespannten Seile, und steige jetzt eben darauf zu einer Kirchthurmspitze hinan, als das Dach, an welches

das Seil befestigt war, sich öffnet, und ihre ehemalige Gespielin Aline mit zorniger Miene ihr auf dem schmalen Pfade entgegen tritt. In Todesangst sieht sie sich nach Hülfe um, und erblickt auf dem Thurmbalcon einen Herrn in glänzender Uniform, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, der ihr theilnehmend etwas zu sagen scheint, was sie nicht verstehen kann. Da erst erblickt jener Herr das ihr entgegen kommende Mädchen, und laut ruft er: „Um Gotteswillen, Aline! Stoß' die arme Giannina hinab, und rette Dich!"

„Das war Henrico's Stimme!" ächzt sie verzweiflungsvoll, es flimmert ihr vor den Augen, und rettungslos stürzt sie in die bodenlose Tiefe hinab.

„Wir sind am Ziel, Mademoiselle, ermuntern Sie sich, hier ist Ihre Reisetasche und Ihre Guitarre, den Brief an Ihren

Herrn Vater wird der Kutscher besorgen, während ich hier die Pferde halte, und das Etui werde ich, Ihrem Wunsche gemäß, Herrn Willibald wieder zustellen. Ich hoffe, wir scheiden als gute Freunde, und Mademoiselle, wenn es Alle so gut mit Ihnen meinen, wie ich, so .... doch mein Geschäft ist hier aus, und Niemand greife dem Schicksal vor. Haben Sie noch sonst etwas an Herrn Willibald zu bestellen?"

„Nein .... doch ja .... sagen Sie ihm, ich behielte seine Guitarre zum einzigen Angedenken, und wenn er einmal in stiller Nacht ihre leisen Accorde schmerzlich wieder tönen höre, dann solle er sich sagen: Giannina sey nicht mehr!"

Sechster Tag.

Es schlug präcis 11 Uhr auf dem Kirchthurme zu Lindenau, als ein Mann, den wir nicht schwer erkennen, vor einem einfachen aber zierlichen Landhause stand, und bei dem nachlässig an die Thür gelehnten Diener demüthig anfrug, ob er wohl seine Waaren den gnädigen Herrschaften auslegen dürfe. Er komme eben vom Jahrmarkt zu Moosheim, und könne mit den schönsten französischen, englischen und deutschen Waaren aufwarten.

„Warum," sagte der alte, mürrische, schnurrbärtige Bediente, „warum nennt Ihr, deutsche Handelsleute, denn immer die ehrliche deutsche Waare zuletzt, und den

fremden Firlefanz zuerſt? Wenn ich nur wüßte, woher der raſende Reſpect kömmt, den bei uns Alles vor fremden Ländern hat. Wie wir in Paris einmarſchirten, da kam mir doch das Franzoſenvolk mit allem ſeinen Geſchnatter und gebrat'nen Froſchkeulen recht erbärmlich vor, und bei Waterloo, kann ich wohl ſagen, hatten auch die Engländer, als es zum Abend ging, kein ſo groß' Maul mehr wie ſonſt wohl, und wären wir ehrliche Deutſche nicht dabei geweſen, hätte man wohl von dem Tage an, von den ganzen Engländern nichts mehr auf dem feſten Lande vernommen."

„Alſo nennt mir Eure guten deutſchen Waaren nicht zuletzt, und nun will ich Euch anmelden. Der Herr iſt zwar nicht zu Haus, aber die gnädige Frau wird Euch ſchon 'was abkaufen."

„O wie erwünſcht!" dachte Miſchling, und folgte mit klopfendem Herzen.

Schon auf dem Hausflur begegnete ih-

nen, wie von ohngefähr, Mademoiselle Betty, und als sie den Hausirer mit dem Bedienten Lorenz gewahrte, sagte sie, die Hände zusammenschlagend: „Nein, der kommt doch wie gerufen! eben wollte die gnädige Frau wieder nach Moosheim schicken, weil ihr Alles nicht recht war, was ich vom Jahrmarkte mitgebracht. Nun hat der Mann da vielleicht Alles was sie braucht.“

„Ja,“ meinte Lorenz treuherzig, „er sagt: er habe eine Menge deutsche, englische und französische auserlesene Waaren.“

„Wohl, so kommt nur gleich herein, lieber Freund, ich werde Euch den Weg zeigen, und Ihr, Lorenz, geht nur wieder hinunter, daß der Herr nicht schmält, wenn er zu Haus kömmt und Euch nicht an Eurem Posten findet.“

„Na, ich gehe schon, aber hört einmal, Freund Hausirer, kommt doch noch einmal bei mir 'ran. Wenn Ihr einen Pfeifenkopf

mit dem alten Blücher habt, so kauf' ich ihn Euch ab."

„Damit werd' ich Euch dienen können," sagte Mischling, und folgte mit Ungeduld seiner Führerin.

„Es hat schön schwer gehalten," zischelte ihm diese zu, „die gnädige Frau dahin zu bringen, Sie zu sehen. Sie wollt' es mit aller Gewalt nicht, ich machte aber so eine herzbrechende Beschreibung von Allem, was Sie ihretwegen ausgestanden hätten, und wie schön es doch von Ihnen gewesen, daß Sie gleich den Ring zurückgegeben, wie verschwiegen und solide Sie wären, und wie so ganz außer sich vor Kummer, als Sie gehört hätten, daß die gnädige Frau nicht glücklich sey — worüber sie mich dann noch ausschmälte, daß ich Ihnen das gesagt hätte — kurz, am Ende erweichte ich sie doch, aber durchaus müßte ich dabei seyn, sagte sie — allein bliebe sie mit Ihnen um keinen Preis.

Lassen Sie sich aber das nicht anfechten, ich werde schon sehen, was sich thun läßt."

„Englisches Mädchen, nie kann ich Dir meine Dankbarkeit genügend beweisen! Du bist wirklich das liebenswürdigste Geschöpf unter der Sonne."

„Stille, stille!" wisperte Betty; „wenn das die gnädige Frau hörte, würde sie am Ende noch eifersüchtig auf mich armen Wurm!"

Hiermit öffnete Betty die Thür, und ihn in ein geräumiges Zimmer schiebend, in dem nur ein ungewisses Tageslicht durch dunkele Gardinen eindrang, rief sie laut: „Gnädige Frau, hier ist ein Mann mit verschiedenen Galanteriewaaren von Mosheim, und fragt an, ob Sie etwas brauchen können?"

„Laß' ihn nur näher treten," erwiederte eine leise, zitternde Stimme, deren süße Töne wie so viel Magnethämmer an unseres Helden empfängliches Herz schlugen.

Die Baronin, mit bloßem Haar, das vorn geſcheitelt, in üppigen Locken auf Hals und Schultern herabfiel, ſaß in einem einfachen, aber nur deſto verführeriſchern, weißen Morgenanzug an einem geräumigen Tiſch, von dem ſie jetzt einige Papiere abräumte, und Miſchling ſtillſchweigend ein Zeichen gab, ſeinen Kaſten hier abzuſetzen.

„Welche lächerliche Vermummung!“ ſagte ſie halblaut. „Was bezwecken Sie nur damit?“

„Nun,“ fuhr ſie mit ſchalkhafter Miene fort, „was wollen Sie mir denn verkaufen?“

„Gnädige Frau,“ ſagte Miſchling, einen bittenden Blick auf Betty werfend, indem er mehrere Fächer mit Waaren herauszog und vor die Baronin hinſtellte. „Das Werthvollſte, das Unſchätzbarſte, was ich beſaß, iſt Ihnen bereits abgeliefert worden, und was den Preis dafür betrifft, ſetzte er lächelnd hinzu, ſo ſage ich nur: „Standesperſonen zahlen nach Belieben.“

„Ein ehrlicher Finder," erwiederte die Baronin, „verlangt keinen andern Lohn als herzlichen Dank, und den verweigere ich Ihnen nicht. Ja, ich füge noch die Bitte hinzu: mir den unüberlegten Spaß zu verzeihen, den ich mir mit Ihnen auf dem Kirchhofe erlaubt, und woran Betty noch mehr Schuld war als ich, die mich nur zu oft verleitet — gegen meine Ueberzeugung zu handeln!"

„O!" sagte Mamsell Betty, „wenn Sie, gnädige Frau, mich so vor dem fremden Kaufmann herabsetzen wollen, so mag ich es wenigstens nicht selbst mit anhören," und mit diesen Worten war sie, schnell wie ein Pfeil, aus der Thür entschwunden.

„Betty!" rief die Baronin entrüstet; „Betty! ich befehle Dir, augenblicklich zurückzukommen....."

Doch keine Antwort erfolgte.

„Himmel!" sagte die Baronin mit den Zeichen der größten Unruhe aufstehend, „welche Demüthigung in meinem eig'nen Hause!

O, mein Herr!“ rief ſie mit ängſtlichem Unmuth, die Hände ringend, „entfernen Sie ſie ſich, ich kann und will nicht allein mit Ihnen ſeyn. Wie kann ich es nach dem, was ich ſchon an jenem unglücklichen Abend, eben ſo thöricht als kühn, von Ihnen aus-ſprechen hören mußte! Verlaſſen Sie mich, ich beſchwöre Sie, es iſt meine erſte und letzte Bitte.“

„Aline! Zauberin, der kein Männerherz widerſtehen kann,“ flehte der gewandte Ver-führer, und warf ſich ſtürmiſch vor ihr nie-der, „mache mit mir, was Dir gut dünkt, aber Deine Füße will ich umklammern, bis Du mir ein Wort des Troſtes, des Erbar-mens mit einer Leidenſchaft ſagſt, die mich wie glühendes Feuer verzehrt, ſeit ich zum erſten Mal in Dein Engelsantlitz ſchaute. O allmächtiger Gott! könnten ſolche ſanfte Himmelsaugen täuſchen! eher müßte ja des unſchuldigen Lammes Natur ſich in des Tigers Grauſamkeit verwandeln!“

„Mein Herr! welche Sprache erlauben Sie sich — wollen Sie ein schwaches hülfloses Weib zur Verzweiflung bringen, eine verheirathete Frau von ihren Pflichten verlocken? o Gott! wollen Sie mein Herz, mein vielleicht zu schwaches Herz rücksichtslos in den Abgrund des Verderbens stürzen! Was würde die Folge seyn, wenn ich Ihrer unseligen Leidenschaft für mich auch nur das geringste Gehör geben wollte, ein Rausch des Augenblicks für Sie — ewiges Elend für mich! Noch einmal, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, ja, ich bin es, die Sie um Erbarmen fleht. Verlassen Sie mich! Stehen Sie auf! O gerechter Himmel, schütze mich," rief sie weinend, „alle meine Sinne verlassen mich!"

Wie es zuging, daß sie bei diesen Worten dem ihre Kniee umfassenden Mischling in die Arme sank, konnte er später nicht genau angeben, aber selbst von glühenden Flammen verzehrt, schloß er sie won-

netrunken an sein Herz, schwor der halb Bewußtlosen die theuersten Eide, fortan nur für sie zu leben, sie von ihren unwürdigen Ketten zu befreien oder zu sterben; und ihren süßen Mund mit wilden Küssen bedeckend, weiß der Himmel was noch daraus geworden wäre, wenn nicht in diesem entscheidenden Augenblick Betty mit dem leisen und ängstlichen Ruf: „es kommen Leute!“ eben herein getreten wäre..

„Verdammt!“ sagte Mischling, wie sein Don Juan in der Puppencomödie, und eilte, sich schnell wieder seines Kastens zu bemächtigen. „Wir werden jetzt gestört, angebeteter Engel,“ flüsterte er der erschrock'nen Baronin mit einem feurigen Händedruck zu, „aber unser Bund ist geschlossen, Dein, himmlisches Wesen, bin ich auf ewig!“

Mit einem tiefen Seufzer und ohne Antwort nahm diese ihren vorigen Platz am Tische wieder ein, und während sie noch, mit dem Schnupftuch vor dem glühenden

Geſicht, gewaltſam hervorquellende Thränen zu trocknen ſchien, declamirte er bereits mit lauter Stimme die ſchönſten Anpreiſungen ſeiner vortrefflichen Waaren her.

Unterdeſſen waren im Gefolge des Baron Roſenkranz mehrere Perſonen eingetreten, von denen Miſchling eine ſchon früher vernommene aſthmatiſche Stimme, die noch nicht recht zu Athem kommen konnte, hinter ſich eifrig ſagen hörte: „Ganz gewiß, er iſt es — emmem; ſein jetziges Coſtüm iſt hier ganz genau beſchrieben — emmem.“

Sich ſchleunig umwendend, erblickte Miſchling den Lindenauer Policei-Director von zweien ſeiner Satelliten gefolgt.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß wir hier bis in Ihre Stube dringen — emmem, der Herr Baron wollte unſere Entſchuldigung übernehmen, da wir einen höchſt gefährlichen Böſewicht — emmem, den unbezweifelten Chef einer zahlreichen Räuberbande hier auf der Spur ſind — emmem,

und zweifelsohne in dieſem dermaligen Herrn Tabuletkrämer vor uns ſehen — emmem, der vorgeſtern noch ein katholiſcher Pater zu ſeyn beliebte.“

„Lieber Freund,“ wandte er ſich nun an Miſchling, „weiſ' er ſich doch einmal gefälligſt mit ſeinem Paſſe gebührend aus — emmem!“

„Welche Noth hat man doch heutzutage überall mit der Policei,“ dachte Miſchling. „Herr Policei-Director,“ fing er an....

„Alſo Er kennt mich ſchon — emmem?“

„Ich habe dieſe Ehre.“

„Nun!“

„Mein Paß liegt mit meinen übrigen Effecten noch in Moosheim, weil ich, morgen ſchon dahin zurückkehrend, nicht glaubte, als ein ehrlicher Mann, der bloß ſeinem Handelsgeſchäfte nachgeht, auf die paar Tage eines ſolchen zu bedürfen.“

„Faule Fiſche — emmem, lieber Freund, und bis wir ſeinen Paß nebſt Effecten in

Moosheim vorfinden — emmem, wird Er sich es einstweilen ein wenig bei uns auf der Hausvogtei gefallen lassen — emmem."

„Verschonen Sie mich damit, geehrtester Herr, und um meine Wenigkeit, die so unschuldig ist, wie ein neugebor'nes Kind, loszukaufen, will ich Ihnen eine höchst wichtige Entdeckung machen. Ich habe nämlich die allergegründeteste Vermuthung, daß der Mann, den Sie suchen, wenn es anders der nämliche ist, den Sie als katholischen Pater arretirten, wo er, wie ich in Erfahrung gebracht, eine künstliche Maske trug, und Ihnen nachher entwischte, indem er, schnell seine Kutte umdrehend und die Maske abziehend, Ihren Leuten als ein ganz Fremder erschien, und so Gelegenheit fand, sich aus dem Staube zu machen — wenn, sage ich, dieser zugleich auch der berüchtigte Räuberhauptmann ist, der unsere Wälder seit einiger Zeit unsicher macht, so

— befinden Sie sich hier in seinem Hause, denn Herr v. Wolff ist der Mann.“

„Ist der Mensch rasend?“ rief Baron Rosenkranz, „oder hält er uns für Narren, ein solches Mährchen zu glauben?“

Der Polizei-Director war indeß nachdenkend geworden. „Herr Baron,“ sagte er, „was der Mann da sagt — emmem, überrascht mich ungemein, denn Sie müssen wissen — emmem, daß mir selbst über diesen Herrn v. Wolff schon sehr seltsame Mittheilungen zugekommen sind — emmem, und ich schon mehrere Male versuchte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, ohne ihn je antreffen zu können — emmem. Sie werden mich daher verbinden, Herr Baron, wenn Sie mir mittheilen, was Sie von ihm wissen — emmem.“

„Nun,“ erwiederte der Baron mit sichtbarer Befremdung, „als ich voriges Jahr von Italien kam, habe ich seine Bekanntschaft in Dresden gemacht, wo er täglich

eine Reſtauration beſuchte, in der auch ich zuweilen ſpeiſ'te. Da ich nun dort einmal von meiner Abſicht ſprach, das hieſige Gebürge im Frühling zu bereiſen, ſo bot er mir ſein Landhaus hier, wo wir uns eben jetzt befinden, zur Wohnung an, was er, wie er ſagte, um ſo leichter entbehren könne, da er vieler Geſchäfte wegen nur höchſt ſelten zu Hauſe ſey. Weiter weiß ich allerdings nichts von ihm."

„Mein Gott!" ſagte die Baronin, „wie leichtſinnig, lieber Mann! Du ſagteſt mir ja, Herr v. Wolff ſey ein alter Freund von Dir."

Der Policei-Director fixirte den Baron ſcharf, und dieſer erwiederte mit einem leichten Anflug von Verlegenheit: „Allerdings, was man ſo in der Welt einen beſten Freund nennt, liebes Kind. Er hatte immer viel Geld, ſpielte hoch, gab ſehr gute dinés, wer Teufel konnte da glauben,

mit einem so verdächtigen Menschen zu thun gehabt zu haben!“

„Nun,“ meinte der Polizei-Director, „die Sache wird sich bald aufklären — emmem, wir wollen der gnädigen Frau jetzt nicht länger beschwerlich fallen — emmem, nur muß ich amtlich und sehr ernstlich alle Anwesende ersuchen, von dem hier Vorgegangenen ganz reinen Mund zu halten — emmem, damit Herr v. Wolff, wenn er unschuldig ist, nicht in seinem Rufe angetastet, und ist er der, den wir suchen — emmem, nicht vorzeitig gewarnt werde. Ihr aber, guter Freund — emmem, marschirt jetzt mit uns. Nehmt ihn in Empfang — emmem!“ wandte er sich zu den beiden Polizeidienern.

Unterdessen hatte die Baronin mit ihrer Kammerfrau ein leises Gespräch geführt, in Folge dessen jetzt plötzlich die Letztere vortrat, und des überraschten Directors Hand küssend, sagte: „Sie kennen mich,

meine Eltern und ganze Familie; ich will Ihnen also nur gestehen, der Hausirer ist mein Schatz, und ein ganz unverdächtiger Mann, den wir seit vielen Jahren kennen. Nur meinetwegen ist er eigentlich hergekommen, ich flehe mit Leib und Leben für ihn, und bitte himmelhoch, den armen Jungen nicht in solche Schande und Malheur zu bringen. Lassen Sie ihn nur jetzt nach Moosheim zurück, und er wird sich morgen schon auf alle Weise bei Ihnen als ein unbescholt'ner, ehrlicher Kaufmann, der er ist, legitimiren können."

„Mein bestes Kind — emmem, es thut mir herzlich leid, wenn dem so ist, wie Sie sagen, aber ich kann es nicht wagen — emmem, diesen Mann jetzt loszulassen, ich könnte mich selbst deßhalb der größten Verantwortung aussetzen — emmem, ja meinen Dienst darüber verlieren — emmem. Uebrigens trösten Sie sich, es soll ihm gewiß kein Leid geschehen, und wenn er keine

Schuld auf sich geladen hat — emmem, was kann ihm ein kurzer Arrest schaden, den sich in unsern unruhigen Zeiten ja ganz andere Leute haben gefallen lassen müssen — emmem, Leute, thut Eure Schuldigkeit!"

„Halt!" rief Mischling, der bisher, sehr unbefangen, nur jeden Moment wahrgenommen hatte, um seiner Geliebten einen zärtlichen oder sprechenden Blick unbemerkt zuwerfen zu können. „Halt! oder Ihr werdet es bereuen." — Und indem er jetzt schnell ein Terzerol aus seinem Kasten zog, rief er, sich zugleich in die Stubenecke retirirend, mit lächerlichem Pathos aus:

„Eh' soll die Welt zu Grunde geh'n,
Und Ungeheures hier geschieh'n,
Eh' Ihr von dem gesalbten Haupt
Mir eine falsche Locke raubt!"

Alles war zurückgefahren und starrte mit offenem Munde auf das gespannte Pistol, und den wie verrückt erscheinenden Redner.

„Herr Policei-Director, ich capitulire,"

fuhr Mischling fort, „und erbiete mich, meine Waffe abzuliefern, mit der einzigen Bedingung: daß Sie mir in der Nebenstube nur eine Unterredung von einer Minute unter vier Augen verstatten. Ich habe ihnen ein höchst wichtiges Geheimniß noch anzuvertrauen.“

„Gehen Sie nicht,“ warnte der Baron, „er will Sie vielleicht nur bequemer dort umbringen.“

„Possen — emmem!“ rief der Polizei-Director eifrig, befahl seinen Leuten, den Eingang zu bewachen, und auf Mischling herzhaft zugehend, sagte er: „Ueberliefert mir Eure Waffen — emmem, und folgt mir in des Herrn Barons Cabinet — emmem. Ich hoffe, Sie erlauben?“

„O Alles in unserem Hause, wissen Sie, steht stets zu Ihrem Befehl.“

Als Beide in dem Cabinet angelangt waren, zog Mischling die Thür sorgfältig zu und brach, sich auf's Sopha werfend,

in ein faſt convulſiviſches Gelächter aus. „Nein, es iſt zu toll,“ rief er, „alter, dicker Freund, ſeyd Ihr den heute ganz mit Blindheit geſchlagen? Muß ich denn,“ ſagte er, „wie auf dem Theater, Bart und Perücke abnehmen, daß Ihr mich endlich erkennt? Na! ſeht her, bin ich Euch noch verdächtig?“

„Herr des Himmels! Serenissimus — emmem!“

„Still, kein Wort weiter, verrathet mich nicht. Geht ſogleich ab und ſagt, ich hätte mich vollſtändig legitimirt, und daß der Baron ja nie die Wahrheit erfährt. Verſteht Ihr mich — ich habe meine Gründe dazu. Uebrigens werde ich Euch über den ſaubern Wolff und auch über den ebenfalls etwas räthſelhaften Baron ſpäter noch das Nöthige mittheilen. Jetzt macht, daß Ihr fortkömmt, ich werde Euch demüthig folgen. Spielt Eure Rolle natürlich. Damit gab er ihm einen ſanften Stoß nach der Thür, machte ſich Perücke und Bart wieder feſt,

und Beide traten nun, ehe kaum noch die verlangten zwei Minuten verstrichen waren, in das Zimmer der Baronin zurück.

„Der fremde Hausirer — emmem," sagte der Policei-Director, ganz echauffirt, „hat mir in der That eine höchst merkwürdige Eröffnung gemacht — emmem, in Folge deren ich an seiner Unschuld nicht mehr zweifeln kann — emmem." —

Hier lächelte Betty der Baronin verstohlen zu. —

„Lebt wohl, guter Freund — und ich bleibe Euch wahrhaft und zeitlebens verpflichtet — emmem. Nun, ich wünsche Euch dafür auch immer guten Absatz Eurer schönen Waaren — emmem. Herr Baron und Frau Baronin, nochmals um Verzeihung bittend, empfehle ich mich bestens — emmem, und bitte von wegen des Herrn von Wolff die Abrede ja nicht zu vergessen — emmem."

Mit diesen Worten entschwand endlich der unbequeme Besuch.

„Sonderbar," sagte der Baron, „die Scene hat sich ja mit einemmal, wie durch Zauber, geändert. Guter Freund, Ihr seyd wohl außer Eurem kaufmännischen Metier, auch noch Schauspieler, weil Ihr so gut declamiren könnt?"

„Ach, gnädiger Herr," sagte Mischling, auf dem Liebhabertheater zu Moosheim habe ich ja eben meine theure Betty kennen gelernt. In der Todesangst vorher declamirte ich schnell 'ne Stelle aus Herrn Heinrich's letztem Puppenspiel, die mir g'rade einfiel, die nämlich, wo die Schergen den Prinzen Facardino auch in den Kerker schleppen wollen. Das Terzerol war aber gar nicht geladen, und nur eins, was ich hier zum Verkauf bei mir führe."

„Ihr seyd ein drolliger Kauz! Wie habt Ihr Euch aber zuletzt noch frei gemacht?"

„Ja, verzeihen Sie, gnädiger Herr, das

darf ich nicht sagen, es betrifft aber eine gewisse Geschichte, verstehen Sie, die der Herr Policei-Director — emmem, auch nicht gern laut werden lassen möchten — emmem. Es ist auch so etwas Liebes dabei im Spiele, verstehen Sie?"

„Ha! ha! das ist excellent! Ja, ja, ich kann mir's schon denken. Nun und Ihr, Ihr habt Euch also dieß haarschwarze und naseweiße Mädchen ausgewählt? Na, wohl bekomm's! Apropos, wußten Sie etwas davon, Madame?"

„Nicht ein Wort," erwiederte die Baronin, flüchtig erröthend, „auch war ich sehr ungehalten darüber, indessen, da mir Betty eben versichert, der Fremde sey ihr Bräutigam, so müssen wir's uns ja schon gefallen lassen. Geht also nur jetzt auf Euer Zimmer, denn ich sehe wohl, wie sehr Euch die Ungeduld plagt, endlich allein mit einander seyn zu dürfen. Die Sachen, die ich vorher von Euren Waaren ausge-

wählt habe, guter Freund, könnt Ihr meiner Kammerfrau übergeben, sie wird Euch den Preis dafür auszahlen.“

„O Sie liebste gnädige Frau,“ sagte Betty, und küßte ihrer Gebieterin dankbar die Hand, „Sie sind doch immer die Güte selbst, und haben auch mit einem armen Mädchen Mitleid, die eben so eine schreckliche Alteration hat ausstehen müssen! Na komm', Lolo, küß' der gnädigen Frau Baronin, die's so gut mit uns meint, auch die Hand, wenn Sie's gnädig erlaubt, und dann komm' mit mir herauf, daß Du Dich von Deinem Schreck doch ein bischen erholen kannst!“

Da der argwohnlose Baron jetzt eben ein Bureau öffnete, um einen Brief herauszunehmen, benutzte Mischling schnell den günstigen Augenblick zum letzten, bedeutungsvollen Handkuß, und verließ dann, seiner Pseudo-Geliebten folgend, und mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung bei dem Herrn

Baron vorbeigehend, das Zimmer, mit Amor's Pfeile tief im Herzen.

„Jetzt will ich Ihnen etwas vertrauen," sagte Betty auf der Treppe, „wir kennen Sie, gnädiger Herr. Nie hätte sonst auch die Frau Baronin Ihre Herkunft erlaubt, aber da ihr Gemahl durchaus nicht Lust bezeigte, Ihre Bekanntschaft zu suchen, und dennoch — unter dem Siegel des Geheimnisses sey es gesagt — die Baronin, Sie, gnädiger Herr, schon früher in Dresden gesehn, und seit dieser Zeit immer öfter über ihre unglückliche Lage klagte, und immer schwermüthiger wurde, so ist es mir nicht allzu schwierig geworden, sie zu der heutigen Zusammenkunft zu bereden. Schon in der Puppencomödie erkannte die Baronin Sie gleich auf den ersten Blick wieder, und die arme Frau zitterte wie ein Espenlaub, als Sie sich hinter uns setzten. Das war mir gleich ein verdächtiges Zeichen! Nun ist es an Ihnen, die Sache so

einzuleiten, daß Sie mit dem Herrn Gemahl unter Ihrem wahren Namen und Gestalt in nähere Berührung kommen. Nur so ist es möglich, längere und leichtere Gelegenheiten zu finden, Ihre weitern Zwecke zu verfolgen — denn, daß Sie keine ehrlichen Absichten haben sollten, gnädiger Herr, das traue ich Ihnen nicht zu! Einen solchen harmlosen Engel zu betrügen, das wäre schreckliche Sünde! Aber daß die arme Frau von diesem abscheulichen Baron, einem Spieler, und Gott weiß, was sonst noch, durch eine ehrliche Scheidung sich losmacht und Ihre rechtmäßige Gemahlin wird, das sag' ich offen, das wünsche ich Ihnen Beiden von ganzer Seele. Auch glauben Sie nicht, daß Sie je einen andern Zweck bei meiner gnädigen Frau erreichen, denn so sanft und schwach ihr Herz seyn mag, auf das Capitel ihrer Tugend, da ist sie eine Löwin! Meine Rolle ist also nun so ziemlich ausgespielt, und",

ſetzte ſie lachend hinzu, „ich werde wohl keine geringe Mühe haben, meinen Lolo mit Anſtand wieder los zu werden, wenn Euer Durchlaucht als glänzender Schmetterling erſt aus dieſer Puppe ausgeflogen ſind.“

„Ihr habt mich alſo doch nur zum Beſten gehabt, während ich Euch zu täuſchen glaubte?“ ſagte Miſchling mit einigem Verdruß.

„Mein gnädigſter Herr, das nennt man malice blanche, die uns Frauen immer erlaubt iſt. Ohne ein bischen ehrliche Liſt, wie ſollte man es da mit den ſtarken, tyranniſchen, böſen Männern aushalten. Geht es Ihnen in dieſer Hinſicht nie ſchlimmer als mit uns, ſo wünſche ich Ihnen im Voraus von Herzen Glück.“

„Ja, ja, ich weiß es ſchon,“ erwiederte Miſchling, bitterſüß lächelnd, „man muß ſich mit Euch immer darauf gefaßt machen, der zuletzt Angeführte zu bleiben,

aber die Baronin soll es mir doch noch ein wenig entgelten!“

Was hierauf nun noch weiter abgeredet wurde, lassen wir unberührt, um so mehr, da es scheint, als wenn wir überhaupt von Mischling ganz und gar Abschied zu nehmen haben werden, und seine Rolle, unter diesem Namen wenigstens, jetzt ausgespielt sey.

Wir wollen indeß, ehe der sechste Tag ganz vergeht, die übrig bleibende Zeit dazu benutzen, dem Leser einige kleine Dunkelheiten, die sich im Verlauf unsrer wahrhaften Geschichte eingeschlichen haben, soweit aufzuklären, als sie uns selbst bis jetzt bekannt sind.

Da wir uns Alle ohne Zweifel am lebhaftesten für die treumüthige Giannina und die verführerische Aline interessiren, so müssen wir hauptsächlich einige frühere Umstände aus ihrem beiderseitigen Leben in möglichster Kürze nachholen.

Der Fremde, welcher vor 20 Jahren Rosa Chiarini aus Rom entführte, war ein deutscher Fürst, dessen wahren Namen seine Geliebte nie, sondern nur einmal durch Zufall seinen Stand im Allgemeinen erfuhr. Der Ungar, oder vielmehr Zigeuner Corally aber, hatte blos als bezahlter Agent des Fürsten bei der Entführung gehandelt, und Rosa Diesem bis auf die nächste Station, in der Richtung nach Ancona hin, zugeführt. Hier wartete der Fürst ihrer zu besserer Sicherung des Geheimnisses, und ließ sich, da sie fest darauf bestanden, förmlich mit ihr unter dem Namen Luigi trauen, gestand ihr jedoch in späterer Zeit selbst, daß er sich dazu nur eines verkleideten Dieners bedient habe, da sein hoher Stand eine gesetzliche Verbindung mit ihr unmöglich mache. Sie reis'ten von hier nach Venedig und lebten dort über ein halbes Jahr lang glückliche Tage, im Taumel befriedigter Lust, als plötzlich der Fürst mit ei-

nem jungen Doctor, dem einzigen Deutschen seines Gefolges, spurlos verschwunden war. Ziemlich beträchtliche Fonds, die er bei seinem Banquier niedergelegt hatte, tilgten zwar alle seine Schulden und reichten zur Auszahlung der Dienerschaft, so wie einer namhaften, von ihm schon früher festgesetzten Summe für Rosa, vollständig hin; aber über ihn selbst konnte auch der Banquier keine bestimmte Auskunft geben.

Später verbreitete sich indeß ein, mit ziemlich wahrscheinlichen Umständen begleiteres Gerücht: daß beide Fremde von Räubern überfallen und ermordet worden wären.

Rosa, schon hochschwanger, sich höchst unglücklich fühlend, ganz hülflos und von Corally's Bewerbung verfolgt, entschloß sich endlich, dem Ungar ihre Hand zu geben, der, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, von nun an den Namen Tarali

annahm, und lange ein umherirrendes Leben mit ihr führte.

Nachdem er ihr Geld verthan, und ihre Talente, ja vielleicht selbst ihre Reize gewaltsam und auf jede Art ausgebeutet hatte, starb sie endlich, durch Kummer und Gram frühzeitig hingeopfert, in einem Dorfe an der italiänischen Gränze. Gern hätte sie das Leben verlassen, wenn sie nicht ihre beiden Kinder, wovon die älteste Giannina, die Frucht ihrer Jugendliebe, die zweite, Josephe, die Tochter Corally's war, in so üblen Händen hätte zurücklassen müssen.

Auf dem Todbette entdeckte sie der damals 12jährigen Giannina zuerst die wahren Umstände ihrer Geburt, begleitete mit vielen zärtlichen Warnungen und Lehren das traurige Bekenntniß, und übergab ihr als einziges Vermächtniß eine Schrift, welche die erwähnten Details enthielt, mit einem Medaillon, das auf einer Seite des Fürsten Bild, in seltsamer Laune als Mönch

gemalt, auf der andern eine Locke schöner brauner Haare enthielt. In dieser Schrift fand Giannina ihres Vaters nur unter der Benennung des Principe Luigi erwähnt, indem alle frühern und spätern Bemühungen ihrer Mutter, seinen Familiennamen zu erfahren, gänzlich fruchtlos geblieben waren. Ehe die arme Rosa starb, befestigte sie noch selbst das Medaillon an einer seid'nen Schnur an der Tochter Hals, bat sie, es immer zum Andenken ihrer unglücklichen Eltern zu tragen, und machte ihr über das Ganze strenges Geheimniß zur Pflicht, bis vielleicht ein günstigeres Schicksal sie einst in den Stand setze, etwas Genaueres über die Verhältnisse des unbekannten Urhebers ihrer Tage zu erfahren.

Diesen Befehl ehrend hatte daher Giannina auch ihrem Geliebten nur den Vornamen ihrer Mutter und ihre Entführung durch Corally, aber nie die nähern Um-

stände ihrer Geburt mitgetheilt, so daß er sie, gleich Allen, für die rechte Tochter des Ungarn hielt. Einmal war ihm das Medaillon, welches Giannina fast nie ablegte, aufgefallen; da sie jedoch, schnell darüber hinweggehend, nur äußerte, daß sie es in Folge eines Gelübdes trage, hätte es Mischling für einen Mangel an Delicatesse gehalten, weiter darüber nachzuforschen, indem er es für das Andenken eines früheren Geliebten ansah.

So war denn die Mutter nach langen Leiden hingeschieden, ihr letzter Seufzer noch ein heißer Segen für ihre verlassenen Kinder.

Der Vater verheirathete sich wenige Monate darauf von Neuem in Triest mit einer in sehr schlechtem Rufe stehenden, aber hübschen und ränkevollen Wittwe, mit Namen Gratovi, und setzte sein vagabundes Leben in mehrerer Herren Länder fort, bis er endlich mit seiner Familie bis zu jener

Stufe gemeinen Erwerbes herabſank, auf der wir ihn angetroffen haben.

Giannina, ſo lange das Lieblingskind der Mutter, und durch ihre guten Lehren, wie durch das Beiſpiel ihrer bittern Erfahrung gewarnt, ſuchte, ſo viel ſie konnte, des Vaters und der Stiefmutter verderblichem Einfluß auf ihr Gemüth entgegen zu arbeiten. Doch wer mag den Folgen eines fortwährend gegeb'nen üblen Beiſpiels ganz entgehen! Es bleibt daher allerdings problematiſch: ob wir der reizenden Giannina, ſelbſt ehe ſie Miſchling kennen lernte, noch einen Stand ganz unbefleckter Unſchuld zutrauen dürfen, doch iſt ſo viel gewiß, daß ſie die Unſchuld der Seele noch im reinſten Grade beſaß, ſo wie ein redliches Herz und ein tiefes, edles Gefühl. Manches Mädchen auf hohem Standpuncte, der kaum ein Argwohn zu nahen wagt, mag ſich prüfen, ob ſie immer Daßelbe noch von ſich rühmen kann.

Giannina war ein holdes Naturkind, in dem sich auf seltsame Weise italiänisches Feuer mit deutscher Reflexion vermischte, ein schlimmes Geschenk der Natur, da man mit einer solchen Disposition nur zu schnell durch die Leidenschaften hingerissen wird, und nachher darüber schmerzlich zu grübeln nie unterlassen kann.

Auf ihrer bunten Lebensbahn hatte sie auch einmal eine zärtliche Mädchenfreundschaft für ein höchst verführerisches Geschöpf ihres Alters gefaßt, das, obgleich es noch die Unbefangenheit selbst schien, doch bereits in der Kunst schlauster Coquetterie tief erfahren war, eine Kunst, welche Giannina immer ganz fremd geblieben, die jene aber, so zu sagen, fast mit auf die Welt gebracht hatte. Denn schon als Kind wußte sie mit unbeschreiblicher Grazie Alt und Jung zu gewinnen, und durch ihr einschmeichelndes Wesen die Menschen zu Allem zu bringen, was ihr kindi-

scher Sinn verlangte. Ihre Herkunft war unbekannt. Die Frau eines wandernden Schauspiel-Directors hatte sie eines Abends auf ihrer Treppe gefunden, als sie eben aus der Darstellung der Oper Aline zurückkehrte, und das Kind, dessen Erziehung sie mitleidig übernahm, nach der Heldin jener Oper benannt.

Später ward sie der gefeierte Liebling, und fast einzige Erhalter, der bald da, bald dort auftretenden Truppe, die ihr Pflegvater dirigirte. Obgleich sie nun bei diesem wandernden Leben sich in Hunderte von aufeinanderfolgenden Avantüren fortwährend verwickelt sah, wußte sie doch dabei immer einen so tactvollen Anstand zu behaupten, ja sich selbst einen solchen Schein von Unschuld und Zurückhaltung zu geben, daß stets Neue willig in die Falle gingen, und nur der Verläumdung zurechneten, was sie von ihren Vorgängern erfuhren. In dieser Epoche war es, wo Giannina's Fa-

milie sich eine Zeit bei derselben Gesellschaft engagirt hatte, und die zwei Mädchen, beide durch Reiz und Talent sich gleich, statt sich zu befeinden, eben vielleicht wegen der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Charactere, die heißeste Freundschaft schlossen. Die Art, wie die schlaue Aline so viele Männer, bald auf diese, bald auf jene Weise, zu bethören und am Gängelbande zu führen wußte, belustigte im Anfang Giannina's Muthwillen, doch als sie die immer gleiche Herzlosigkeit gewahr ward, mit der ihre Freundin auch edlere Gemüther, denen sie die heftigste Leidenschaft log, mit demselben schwermüthig lächelnden Spott hinter ihrem Rücken kalt verhöhnte, und mit allen Sophismen, die ihr zu Gebote standen, auch Giannina zu gleicher Handlungsweise zu verlocken suchte, zog sich des Mädchens gesunder Sinn immer mehr von diesem unter Blumen gähnenden Abgrunde zurück. Noch stärker ward aber ihre Ab-

neigung, als ein junger, vornehmer Mann, der auf Giannina selbst einen tiefen Eindruck gemacht hatte, gleichfalls in dieser Syrene Netze fiel und, durch einen unglücklichen Zufall sich von ihrer Untreue überzeugend, denselben Abend noch auf der Schwelle ihres Hauses erschoß.

Ohne irgend ein Mitgefühl bei diesem tragischen Ereigniß zu zeigen, wußte die gewandte Aline es sogar noch so zu karten, daß man als die Ursache dieses Selbstmordes nur die Verzweiflung des jungen Mannes angab: ihr vergebens seine Hand angeboten zu haben — ein Gerücht, in Folge dessen die gebeugten Eltern, den supponirten uneigennützigen Edelmuth des Mädchens noch durch ein bedeutendes Geschenk belohnen zu müssen glaubten.

„Siehst Du," sagte lachend Aline zu ihrer Freundin, „diese ganze Welt ist ein Narrenhaus, und wer das einmal weiß, der führt die Menschen auch nie mehr an-

ders als am Narrenseile. Ich will Dir soviel prophezeih'n, Giannina! wirst Du's nicht künftig eben so machen, wozu der Himmel Dich vortrefflich ausgerüstet hat, so wird man Dich daran führen, und Du wirst vielleicht nicht besser enden, als jener Narr, der sich's in den hohlen Kopf gesetzt hatte, ich müßte ein Tugendspiegel und nur für ihn geschaffen seyn."

Giannina, im Innersten empört, antwortete nichts, verließ aber mit thränenden Augen das Zimmer, und mied seitdem die, bald zur Feindin gewordene Freundin, soviel es nur in ihren Kräften stand. Bald darauf verließen ihre Eltern die Schauspielergesellschaft, um einem andern Erwerbe nachzugehen, und die Mädchen verloren sich gänzlich aus den Augen, bis ein Jahr später Giannina von einem Fremden erfuhr, daß ihre ehemalige Gefährtin einen Spieler mit einem vornehmen Titel

geheirathet habe, und mit ihm gleich nach der Hochzeit nach Italien abgereis't sey.

Wir haben diese Aline im Marionetten-Theater zu Langenhörnchen kennen gelernt. Was sie dahin gelockt hatte, war der Wunsch, sich ungekannt zu überzeugen, ob die Leute, deren Namen sie gehört, wirklich ihre ehemalige Bekannte und Cameraden wären, mit denen sie natürlich jedes Zusammentreffen sorgfältig zu vermeiden, alles Interesse hatte. Sie erfuhr, was sie wissen wollte, ward aber gegen ihre Vermuthung ebenfalls von Josepha erkannt, die es am andern Tag der Schwester meldete. Das Zusammentreffen mit Mischling war der coquetten Frau, die schon längst auf den Besitz des hochgestellten, noch freien Mannes Pläne verschied'ner Art entworfen hatte, eben so überraschend als willkommen. Sie wußte daher auch mit schneller Erfindungsgabe durch die Kirchhofsscene einen Eindruck solcher Art in ihm zurück

zu lassen, von dem sie, bei dem bekannten Character des phantastischen Herrn, mit Zuversicht hoffen durfte, daß er sich nicht sobald bei ihm verwischen würde. Ihr Kammermädchen Betty war die Vertraute dieser letzten Pläne, wußte jedoch von der Vergangenheit der schönen Aline eben so wenig als die übrige Welt.

Giannina, als sie Mischling im Gasthof zu Moosheim versprach, ihm selbst die räthselhafte Schöne aufsuchen zu helfen, that dieß in der sichern Vermuthung, daß diese, nach ihrem Erscheinen an jenem Abend zu urtheilen, jedenfalls sich in der Nähe aufhalten müsse, obgleich sie den Ort selbst noch nicht wußte. Eine kleine Verrätherei lag indeß ihrem Erbieten allerdings insofern zum Grunde, als sie das Auffinden der verhaßten Nebenbuhlerin nur dazu benutzen wollte, sie durch Aufdeckung der Vergangenheit zu demüthigen und vor ihrem Geliebten zu entlarven. Dieß würde auch

geſchehen ſeyn, und die düſt're Gewitterwolke, welche wir ſchon am Horizont heraufſteigen ſehen, vom Anfang an zertheilt haben, wenn nicht Miſchling ſeine ſpäter ſo zufällig ſelbſt gemachten Entdeckungen Giannina vorſichtig verſchwiegen und die Aermſte zuletzt ganz von ſich zu entfernen gewußt hätte.

Was nach dieſen Nachrichten nun noch unbeſtimmt erſcheinen möchte, wird ohne Zweifel der Bericht über die folgenden Tage löſen.

Siebenter Tag.

(Vier Wochen ſpäter.)

Der Herzog von Hohenburg, Graf zu Lindenau, war einer jener kleinen mediatiſirten ehemaligen Halb-Souveraine, die, wenn ſie arm ſind, ein höchſt calamitoſes Leben führen, das zwiſchen Glanz und Noth, zwiſchen Scham und Spott, zwiſchen Stolz und Demuth höchſt jämmerlich mitten inne liegt.

Sind ſie aber reich, ſo iſt ihre Stellung immer noch eine angenehme, wenn auch mehr als ſonſt unvollkommene Zugabe zu ihrem Vermögen, und ihr Anſehen wie ihr Einfluß dürfen ſich, auf ſolchem ſoliden Goldgrund geſtützt, noch immer einer gewiſſen Realität erfreuen.

In dieser letztern günstigen Lage befand sich der jetzige Herzog, obgleich er seit geraumer Zeit in einen gefährlichen Proceß mit einem seiner Vettern verwickelt worden war, den er jedoch durch die kürzliche Auffindung gewisser Documente, die man lange verloren glaubte, nun für so gut als gewonnen ansehen konnte. Von der Natur nicht stiefmütterlich begabt, gesund und im kräftigsten Mannesalter, seit acht Jahren Besitzer der großen Herrschaften, die ihm ein früh verstorb'ner Onkel hinterlassen, und eben jener Vetter vergebens streitig machte, unabhängig und frei, führte er ein eigenthümliches, oft romanhaftes, immer unruhiges Leben, das Wenige nachzuahmen weder Lust noch Fähigkeit gehabt haben würden. Denn wir müssen gestehen: es war ein wunderlicher Heiliger dieser Herzog! Seine eig'nen Besitzungen nur höchst selten besuchend, so daß er dort fast am wenigsten bekannt war, irrte er fortwährend, bald da, bald

dort, in der Welt umher. Von Allem hatte er etwas versucht, bei nichts war er geblieben, und trotz aller Welterfahrung und Beobachtungsgabe konnte man dennoch mit Recht von ihm sagen: daß er nur in der Phantasie wirklich lebe, in der Wirklichkeit aber blos phantasire, weßhalb er sich auch nie recht in diese zu finden wußte. Aus dem nämlichen Grunde mochte es wohl kommen, daß er selten selbst genau angeben konnte, was er wolle, und Andere also noch weniger aus ihm klug zu werden vermochten. Soviel ist gewiß, daß nie bei ihm der Fortgang seiner Handlungen mit irgend einiger Sicherheit voraus zu bestimmen war; und nicht leicht hat es wohl einen Menschen gegeben, der mobiler sich in sich selbst umzuwandeln fähig gewesen wäre. Heute noch stolz, sarcastisch und übermüthig, kaum Etwas in der Welt zu hoch für seinen Angriff haltend, und Alles mit bitterem Spotte höhnend, sah man ihn vielleicht

morgen ſchon mit ſchwärmeriſcher Gluth und innigſtem Enthuſiasmus einem Beiſpiel hoher Tugend huldigen, ja mit ſchüchterner Demuth ſelbſt geringerem Verdienſte ſich willig unterordnen. Begegnete man aber demſelben Menſchen einige Tage ſpäter, ſo konnte es wohl ſeyn, daß man in ihm nur einen phantaſtiſchen, leichtſinnig unbeſorgten, weltlichen Wüſtling wiederfand, der nie für einen ernſten Gedanken, für einen tiefen Eindruck empfänglich geweſen zu ſeyn ſchien.

So machten ihn dieſe ewigen Contraſte zu einem Räthſel für Alle, abſtoßend für Viele, verführeriſch aber auch und unwiderſtehlich anziehend für Manche! denn neben den düſtern Stellen gab es auch helle Lichter — und wer ſich an das Edle in ſeiner Natur vertrauend zu wenden wußte, fand wohl einen tiefen, erfriſchenden Quell in ſeinem Gemüth, der nie verſiegte, wenn er gleich öfters zugeworfen ſchien.

Seine größte Schwäche war Eitelkeit — und um so mehr, da sie, gegen bessere Erkenntniß, durch eine ganz eigenthümliche Anomalie, ihre Nahrung nur in äußern Zufälligkeiten und wahren Lappalien suchte, hinsichtlich des innern, ächten Werthes, d. h. in Bezug auf moralische und intellectuelle Eigenschaften aber, gar nicht zu existiren schien.

Im Ganzen, glaube ich, scheute man ihn mehr, als man ihn liebte, doch nicht seine Freunde, die fest an ihm hielten. Daß es deren nur Wenige gab, kam wohl großentheils auch daher, weil es bei ihm so schwer ward, auf den eigentlichen Kern zu dringen, und Niemand der flüchtigen Bekanntschaft jederzeit off'ner, dem engern Freundschaftsbündniß dagegen tiefer verschlossen war.

Reiche und vornehme Leute machen überdieß immer schlechte Erfahrungen über menschlichen Werth, und nehmen daher leicht

eine bittere Geringschätzung der Massen an, die sich nachher nur schwer zu Ausnahmen entschließt, und eine Geistesstimmung hervorbringt, welche oft den Verstand auf Kosten des Herzens ausbildet.

Seit einigen Jahren hatte indeß unser Herzog, der viel gesehenen Welt schon ziemlich müde, jene heterogenen Eigenschaften bedeutend zusammengeschmolzen, obgleich Gutes und Uebles noch immer so rüstig in ihm stritten, daß ein vollkommener Sieg des einen oder des andern fortwährend sehr hypothetisch blieb. Um nun diesen zu beschleunigen (denn es war ihm selbst ernstlich um Besserung zu thun) und dem Guten in ihm einen der mächtigsten Gehülfen zu geben, den dieses im Leben zu finden vermag — eine zweite Seele, die abwechselnd sich in die unsere versenken, oder uns in die ihrige aufnehmen kann — war jetzt seines Herzens Wunsch lebhaft auf eine baldige Vermählung gerichtet. Man kann

ſich leicht denken, daß ein Mann wie er, für jeden Genuß ſo empfänglich, und nicht übertrieben gewiſſenhaft über die Natur deſſelben, bei ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit und ſeinen vielen Mitteln, mannigfache Eroberungen in dem Lauf ſeines bunten Lebens gemacht haben mußte. Doch hatte er bei dieſem ſchnellen Wechſel nie jenes andauernde, auf Legitimität in der Liebe allein ſicher zu gründende, Glück finden können, das ſein ſcharfer und feiner Geiſt, und ſein urſprünglich edles Gemüth, vielleicht ihm ſelbſt unbewußt, immer mit vager, ſchmerzlicher Sehnſucht geſucht hatten.

Es trat ihm aber bei dieſen guten Vorſätzen ſehr viel in den Weg, und am meiſten ohne Zweifel die ſeltſamen Mittel, die er ſelbſt zu ihrem Gelingen einſchlug, ſo wie jene ſchon erwähnte Unſtätigkeit, die bald wollte, bald nicht wollte, oft vor dem Erlangten wieder erſchrack, und nie etwas Wirkliches zu finden im Stande war, was

jenen, ihm ſtets Geſellſchaft leiſtenden, Idealen der Phantaſie hätte gleich kommen können.

Hochmüthig durch Geburt und Erziehung, und liberal durch Nachdenken und Urtheil, wollte er ſich zwar im Anfang nie durch niedrigen Stand abſchrecken laſſen, fühlte aber, näher rückend, doch immer einen unwillkührlichen Schauder bei dem Gedanken an eine totale Meſalliance, der ihn definitiv zuletzt immer zur Flucht trieb. Vornehme Damen dagegen fand er meiſtens zu verwöhnt oder unnatürlich, und da er abwechſelnd eben ſo avantageus als demüthig war, ſo erſchien ihm oft Eine, die an keinem jener ihn abſchreckenden Fehler litt, nur deßhalb wenig wünſchenswerth, weil eben nicht ein einziger Nebenbuhler ſie zu begehren ſchien; eine Andere aber gar nicht zu entamiren, weil ſchon ſo viele Würdigere als er, ihre Augen auf ſie gerichtet hatten.

Seit Kurzem war jedoch durch eine hef-

tige Leidenschaft, die alle geringere und schwächere Rücksichten schnell zu beseitigen pflegt, seine Wahl endlich entschieden worden, und dieß denn auch ganz so thöricht — als es bei dem Character des Wählenden zu erwarten stand; obgleich man gestehen mußte, daß ein verführerischeres Ideal in der äußern Erscheinung, ja selbst im Seelenbilde, das sich scheinbar in den tief bedeutsamen Zügen spiegelte, kaum gedacht werden konnte.

Die Anmuth und Majestät, mit der diese Frau seiner Wahl, selbst den theilnahmlosen Fremden entzückte, wenn er ihre herrliche Gestalt im Schmuck des gewähltesten Anzugs durch die Säle schweben, oder im Cirkel der Gesellschaft die Unterhaltung mit so vornehmer Grazie und milder Würde leiten sah — die schalkhafte Lustigkeit, die sie dem Freund entfaltete, wenn im kleinen Kreise ungezwungener Scherz an der Tagesordnung war — und ach! die leidenschaft-

liche Zärtlichkeit, der Inbegriff von allem süßen Zauber, den sie auf den Geliebten auszuschütten wußte, wenn kein fremdes Auge im Tempel geheimer Liebe lauschte — wer könnte dieß schildern, der es gekannt, ohne sich noch in ferner Erinnerung bis in die innerste Seele davon ergriffen zu fühlen!

Und doch war diese schöne Erscheinung nur eine Schauspielerin auf der Bühne dieser Welt, wie sie es früher auf den Bretern ihres Theaters gewesen war. Kein Herz schlug hinter diesem sich unruhig hebenden Busen, eine studirte Angewöhnung nur war jener schwermüthig sinnige Blick, jener Ausdruck eines tiefen, nie gestillten Schmerzes, jene Ahnung einer ewig unbefriedigten Sehnsucht, die um Mund und Wangen fieberisch zuckte, und so wehmüthig im tiefen Blau des Auges zitterte. Erlogen war die süße Zärtlichkeit, erlogen das sich selbst Vergessen stürmischer Leidenschaft — erlogen Alles — nur nicht der Triumph ge-

ſchmeichelter Eitelkeit, und das kalte Entzücken gemeinen Eigennutzes.

So war es mit der heuchleriſchen Zauberin beſchaffen, die wir unter dem Namen der Baronin Roſenkranz kennen lernten. Die liſtige Frau hatte die letzten Wochen ſo gut zu benutzen verſtanden, daß ſie den Herzog nun ſchon, als unauflöslich in ihrem Netze gefangen, betrachten konnte.

Da ſie wußte, daß ihr Mann, ein Spieler und gemeiner Bonvivant von der gewöhnlichſten Denkungsart, den größten Theil ſeines Vermögens bereits verſchwendet, und ſich g'rade jetzt in manchen bangen Verlegenheiten befand, in Folge deren er ſich auch hauptſächlich aus der Hauptſtadt entfernt hatte, ſo beſchloß ſie, nach reiflichſter Ueberlegung, ihn ſelbſt zum Mitwiſſer und Gehülfen ihrer Pläne zu machen. Obgleich im erſten Augenblick nicht wenig überraſcht und entrüſtet, imponirte ihm doch bald eben ſo ſehr die kalte Entſchloſſenheit

ſeiner Frau, deren Beſitz ohnedem den Reiz der Neuheit längſt für ihn verloren hatte, als ihn das Verſprechen mächtig lockte, ihm von dem reichen Herzoge für die Abtretung ſeiner Frau und gutwillige Entſagung aller ſeiner Rechte auf ſie, eine große Summe auszuwirken, die auf einmal ſeine Affairen zu arrangiren, ja ihn in beſſere Umſtände als je zu verſetzen im Stande wäre.

Es dauerte daher nicht lange, ſo kam das zärtliche Paar von ganzem Herzen überein, ſich gegenſeitig auf alle Art und Weiſe behülflich zu ſeyn, den phantaſtiſchen Herzog hinter's Licht zu führen. Wie die gegenſeitigen Rollen am beſten zu ſpielen ſeyn dürften, um mit Anſtand ſich überreden zu laſſen, Edelmuth und Entſagung gehörig zur Schau zu tragen u. ſ. w., wurde auf's Genaueſte beſprochen, einige falſche Documente zu ſchmieden vorbehalten, um die Herkunft der Baronin in die eines armen Mädchens aus guter Familie umzuwandeln

— ein Mährchen, in das der Scharfsinn der gewandten Intriguantin Wahres und Erdichtetes sehr geschickt zu verweben wußte — und endlich noch bestimmt: daß der Baron, sobald der Plan gelungen, und das Geld erlangt sey, unter dem Vorgeben, seinen Schmerz in der Einsamkeit und in weiter Entfernung zu vergraben, so eifrig als möglich auf seine Abreise und schnelle Scheidung dringen solle, damit die neue Verbindung eilig vor sich gehen könne, ehe irgend ein unglücklicher Zufall sie vielleicht noch im letzten Augenblick vereitle.

Der Herzog, völlig unabhängig, von Liebe verblendet, wenig argwöhnisch von Natur, ungeduldig und stets gewohnt, ohne viel rechts noch links zu blicken, seine immer leidenschaftlichen Wünsche auch stets im Sturme zu befriedigen, gab den Verbündeten leichtes Spiel. Bevor noch ein Monat verging, war Alles im gewünschten Gleise. Dem Baron war ein entferntes Gut, über

das der Herzog frei disponiren konnte, käuflich überlassen, und der Kaufpreis quittirt, die Scheidung von der Baronin aber, da beide Theile willig consentirten, mit sehr leichter Mühe eingeleitet worden. Der Herzog hatte Aline daher bereits auf dem Hohenburg'schen Schlosse als unumschränkte Gebieterin, und seine künftige Gemahlin förmlich eingeführt, der ganzen Umgegend in diesem Verhältnisse vorgestellt, und der schönen Frau war längst von Allen mit Enthusiasmus gehuldigt worden, als der heutige Sonntag eintrat, der Geburtstag des Herzogs, und zugleich derselbe Tag, an welchem die arme Giannina durch Mischling's frühern Brief nach Hohenburg beschieden worden war.

Obgleich in einem fortwährenden sinnlichen Liebesrausch für die Baronin befangen, hatte der Herzog dennoch auch oft mit bangem Gefühle seiner Giannina gedacht. Es war etwas in ihm, sein besseres Selbst

vielleicht, das ihm in einsamen Stunden zuweilen mit Kummer nahte, ja selbst mit schmerzlicher Sehnsucht, in die sich wohl ein leiser Vorwurf mischte, und sein Herz nach der offenen, biedern Sinnesart, dem kunstlosen, eben so anmuthig kecken als zärtlichen Wesen jenes Mädchens hinzog, die ihm eigentlich nur deßhalb, weil sie ihm auf so unterer Stufe erschienen war, nie einer ernstern Berücksichtigung werth geschienen hatte. Oft jedoch, wenn er sich ihre treue Liebe, ihre feurige, edle Seele, ihr off'nes, gutes Herz vergegenwärtigte, und sie dann unwillkührlich mit Alinens schillernder Natur verglich, hatte er zuweilen eine undeutliche Ahnung davon, daß dort nur Schein, hier allein Wahrheit den Scepter führe.

Es lag wohl in diesen Gefühlen, daß er sich bisher immer gehütet hatte, seiner zukünftigen Gemahlin auch nur ein Wort von seinem Verhältnisse zu Giannina mit-

zutheilen, obgleich die Baronin, welche den Herzog an jenem, dem Leser erinnerlichen Abend in Giannina's Gesellschaft gesehen, schon einigemale ihn auszuforschen gesucht hatte, in wie weit er mit diesem „herumziehenden Comödiantenvolke," wie sie sich ausdrückte, damals in Berührung gekommen sey.

Am tiefsten gerührt hatte den Herzog des alten Doctors Erzählung, als dieser von seiner Sendung den verspäteten Bericht abstattete, und, da er der Einzige unter allen war, welcher die Baronin mit einigem Argwohn betrachtete, geradezu dem Herzog gesagt hatte: „daß er für seine Person nichts mehr bedaure, als daß er dieses Mädchen von so niedriger Herkunft nicht an die Stelle der Baronin versetzen könne, da er nie ein weibliches Geschöpf gesehen, das ihm besser geeignet geschienen hätte, g'rade das Glück eines Mannes, wie der Herzog sey, auf eine dauernde Weise zu begründen. Der

Herzog hatte damals das Gespräch schnell abgebrochen; heute nahm er es wieder auf, und ließ sich den ganzen Hergang noch einmal erzählen. Es ist sonderbar, schloß der Doctor, dieses schöne Mädchen in ihrer auffallenden männlichen Kleidung hat mich an dem Tage, als ich sie begleitete, und sie so unruhig neben mir schlief, in längst vergess'ne alte Zeiten wieder versetzt, und ich mag es gar nicht läugnen, einen so tiefen Eindruck bei mir zurückgelassen, daß ich mir vorgenommen hatte, auf einem zweiten einsamen Besuch genauere Nachforschungen über ihre Herkunft und früheres Leben bei ihr selbst anzustellen. Ich habe indeß die sechs Meilen bis zur Judenschenke leider vergebens zurücklegen müssen, denn als ich dort ankam, war die ganze Familie abwesend auf einer Berufstour im Lande, und es war ungewiß, ob sie je wieder zurückkehren würde. Sehr verdrießlich fuhr ich wieder meines Wegs, denn das

ſchöne liebe Kind intereſſirt mich einmal mehr als ich ſagen kann, und wahrhaftig, gnädiger Herr, wollte ſie mich zum Manne haben, ich glaube, ich nähme ſie auf der Stelle; denn in ſolchen Augenblicken, wie die waren, welche ich ihr auf Euer Durchlaucht Befehl höchſt ungern bereiten mußte, lernt man das Innere des Menſchen oft beſſer kennen, als durch eine Jahrelang andauernde ruhige Bekanntſchaft.“

„Wer hindert Sie daran,“ ſagte der Herzog, mit einem Anflug von übler Laune. „Sie müſſen wiſſen, ich erwarte die Familie heute bei der Illumination, und da können Sie ja, fuhr er faſt höhniſch fort, auf der Stelle um ihre Innamorata anhalten. — Jedenfalls aber empfehle ich die Schöne Ihrem beſondern Schutz. Die Familie wird hier im weißen Hirſch wohnen, ſprechen Sie mit dem Intendanten, daß man ſie recht gut dort halte, und es den Leuten an nichts fehlen laſſe. Sagen Sie

Giannina auch — da Sie einmal bei ihr als mein Vertrauter aufgetreten ſind — daß Willibald, wie Sie mich getauft, fortgereiſ't ſey, und ſie wahrſcheinlich vergeſſen habe. Erzählen Sie mir dann, und zwar ganz aufrichtig, ob die holde Donna in den drei—vier Wochen, die ſeitdem vergangen, dem armen Willibald nicht recht vollſtändig Gleiches mit Gleichem vergolten hat.“

„Ich fürchte, nein,“ ſagte der Doctor kopfſchüttelnd, „aber daß ich es von ganzem Herzen wünſche, können Sie verſichert ſeyn, denn das arme Mädchen dauert mich . . . .“

„Meinen Sie, weil es in meine Hände kam?“ unterbrach ihn noch aufgeregter der Herzog.

„Nun,“ antwortete der Doctor ſich tief verbeugend, „mit allem ſchuldigen Reſpect vor Euer Durchlaucht, glaube ich doch wirklich, daß ſie hätte in beſſere kommen können.“

Die Unterredung ward hier durch die Baronin unterbrochen, die, schön wie der junge Tag, im eleganten, ihre schlanke Taille auf das reizendste hervorhebenden Reitkleide hereintrat. Sobald der Herzog den Doctor durch einen Wink entfernt hatte, stürzte Aline sich stürmisch an seinen Hals.

„O mein Geliebter," rief sie unter Thränen, „eben erhielt ich diesen Brief, der mir des Barons Abreise von Lindenau meldet. Auf immer hat er, wie er schreibt, mit zerrissenem Herzen diese Gegenden verlassen, allen Formalitäten unserer Scheidung ist gegnügt, und Dir gehöre ich nun ganz, mein theurer Freund, Dir, der hinfort meine einzige Stütze und der einzige Gebieter meines Lebens seyn wird! Kann ich dabei auch nicht ganz jeden innern Vorwurf beschwichtigen, muß ich selbst dem Manne ein tiefes Mitleid schenken, den ich mit so viel Härte verlassen, und der, wenn auch ungeliebt und geringerer Achtung werth,

doch dieß nicht um mich verdient hatte, o Heinrich! so war die Verführung, die Gewalt allmächtiger Liebe zu groß, die gleich bei Deinem ersten Anblick mich so wunderbar, ja mit wahrhaft unwiderstehlicher Macht ergriffen hat! Es ist heute Dein Geburtstag. — Ich sann erst hin und her, was ich Dir an diesem für mich heiligen Tage für ein Angebinde weihen sollte. Ich hatte allerlei erdacht, als ich aber diesen Brief erhielt, da sagte ich mir: was kann ich meinem Heinrich Besseres geben, als mich selbst, und hin flog ich zu Dir, und hier kniee ich jetzt zu Deinen Füßen, wie Du so oft vor den meinen, und schwöre Dir Treue und Liebe bis zu dem letzten Athemzuge, und nie trübe eine unedle Regung, nie auch nur ein Schein der Unwahrheit dieses selige Verhältniß."

„Englisches Weib!" sagte Heinrich, sie zärtlich an sein Herz drückend: „wie werde

ich je genug solche hingebende Liebe zu verdienen fähig seyn!?“

„O Du Schalk!“ erwiederte Aline lächelnd: „jetzt machst Du schon Phrasen wie ein gesättigter Ehemann. Ich sehe wohl, daß ich nur zu hingebend war, doch will ich spröde wie Eis jetzt seyn, bis ich Dich erst wieder so voll Leidenschaft und Gluth zu meinen Füßen sehe, als jenen bösen verführerischen Menschen in Lindenau, der wie ein allmächtiger Zauberer mich so sehr verlockt hat, daß ich manchmal ängstlich schaudernd denke, es sey das Ganze nur ein himmlischer, aber täuschender Traum!“

„Doch jetzt komm'. Führe mich nach der neuen Anlage in Deinem Park, der Alinen-Insel, auf deren Namen ich so stolz bin. Ich habe das Frühstück schon hinbeordert. Die Pferde stehen gesattelt, und ich fühle eine rechte Sommerlust in mir, mich herumzutummeln in Deinen herrlichen grünen

Auen. Die übrige Gesellschaft ist bereits voraus, und mag immer eine Weile dort uns'rer harren. Die gute Kleinspitz wird sie schon unterhalten! Komme und sey heiter, denn ich finde heute einen Anflug von Trübsinn auf Deinem Gesicht, der mir gar nicht gefällt, was hast Du denn?"

„Liebe Aline," sagte Heinrich, „mein Geburtstag stimmt mich immer etwas traurig, wenn ich mich auch übrigens noch so glücklich zu fühlen Ursach' habe. Geborenwerden und Sterben sind doch ein paar zu wichtige Momente im Leben, um nicht einen ernsten Rück- oder Vorblick zu veranlassen, und dann, süßer Engel, jedes Jahr, das uns weiter vom ersten entfernt, bringt uns doch um eben so viel dem letzten näher. — Könnte ich nicht schon bedauern, so viel vergangene nicht mit Dir verlebt zu haben!"

„Schmeichler! Du weißt Dich gut zu vertheidigen, ich werde Dich daran erin-

nern, jedesmal wenn Du mir in Zukunft Deine Geſellſchaft entziehen willſt; jetzt will ich nicht weiter forſchen, aber wiſſe, trotz meiner blauen Augen, die Du ſo ſanft findeſt, bin ich argwöhniſch wie ein Inquiſitor, und eiferſüchtig wie ein kleiner Tiger. Mache alſo ja heute Frau von Kleinſpitz nicht zu ſehr die Cour, ſonſt ſtürze ich mich in den See, und ſtatt mir zum Traualtare zu folgen, folgſt Du dann nur meiner Bahre.“

„Welche abſcheuliche Bilder, Aline, ſchäme Dich! Selbſt im Scherz könnte mich ſo etwas tödtlich ängſtigen.“

„Siehſt Du, was eine trübe Miene von Dir hervorbringt, glätte alſo Dein ſchönes Geſicht — ſo,“ ſagte ſie, und ſtrich ihm mit den lebenswarmen Händchen die Locken von der Stirn, „und nun laß' uns reiten, durch Flur und Auen, wie der wilde Jäger durch die Lüfte tobt.“

Mit ſolchem Weſen traf ſie's denn bei

Heinrich g'rade recht, und er war auch längst ganz wieder der Frohe und Leichtsinnige geworden, als sie nach einem weiten, angenehmen Ritt endlich auf der Insel ankamen.

Die dort versammelte Gesellschaft bestand aus wenigen Beamten des Herzogs und einigen Fremden. Zu den Letztern gehörte ein siebenzigjähriger dicker Rittmeister in coquetter Perücke und „pfiffiger" Kleidung, wie er selbst sie characterisirte; der forcirteste ci-devant jeune homme, und überdieß in seinen Erzählungen, ohne je etwas von Falstaff gehört zu haben, diesem dennoch häufig sehr nahe kommend; ferner ein magerer, homöopatischer Gutsbesitzer, malade imaginaire und täuschend Poitier in den petites Danaides ähnlich, wenn dieser ängstlich auf der Bühne umherschreitet, poursuivi d'un songe; zuletzt die schon erwähnte Frau von Kleinspitz mit ihrem schläfrigen Gemahl, eine dreißigjährige gut

conservirte Schönheit und ein ländlicher blue stocking von ziemlich possierlichem Gepränge.

Außer diesen comischen Elementen machten der wirkliche Willibald, ein interessanter junger Autor, der gebildete Architect des Herzogs mit seiner hübschen Frau, beide Berliner, und der uns bekannte Doctor, die mercantesten Personen in der Gesellschaft aus.

Wir wollen zur Abwechslung einmal unsichtbar ihr Gespräch belauschen:

Der Herzog: Guten Morgen, meine Herren und Damen, ich hoffe, Sie haben Ihren heutigen Sonntag frommer begonnen als ich, und waren sämmtlich in der Kirche, so daß Sie mir — der leider davon abgehalten wurde — erzählen können, wie sie mit dem neuen Hofprediger zufrieden sind.

Fr. v. Kleinspitz: Sie wissen, gnädiger Herr, daß wir Damen uns gern vom

Aeußern bestechen lassen, und so muß ich sagen: der Mann hat einen schönen Lockenkopf, und sein Orkan ist vortrefflich, nur finde ich, daß er etwas zu frei predigte und sich wirklich unglaublich starker Ausdrücke bediente, die dem Rhytmus unsrer Kirche doch gar nicht angemessen sind.

Herzog: Dem Rhytmus unsrer Kirche! — Ah, Ritus wollen Sie wohl sagen?

Fr. v. Kleinspitz: Ja, Ritus habe ich gesagt. So hat er uns z. B. weder vor noch nach der Predigt das übliche Compliment gemacht, und das Vaterunser mit Variationen gebetet. Außerdem lief er in der größten Leidenschaft auf der Kanzel auf und ab, wie ein Panther in seinem Käfig, schlug auf das Pult mit der Hand, daß es dröhnte, und schrie in seiner Wuth Dinge heraus, die ich kaum wage nachzuerzählen.

Rittmeister: Immer heraus damit, gnädige Frau, wir können schon etwas vertragen.

Fr. v. Kleinspitz: Nun, er sprach über Symbolibus, und so, meinte er, sey auch das heilige Abendmahl nur zu verstehen, oder, rief er mit donnernder Stimme, glaubt Ihr etwa: „Der liebe Gott sey ein Cannibale, der Euch zumuthen wolle, Blut zu trinken und Menschenfleisch zu fressen?“ *)

Der Herzog: Höchst unschicklich in der That! Es ist seltsam, wie die Frömmler auf der einen, und die Rationalisten auf der andern Seite, auf gleiche Weise so nachtheilig für das Beste der wahren Religion ihr Ziel überschießen. Nun, und Sie, Rittmeister, was meinen Sie dazu?

Rittmeister: Ach, gnädiger Herr, da habe ich keine Meinung, denn, aufrichtig gestanden, ich bin in meinem ganzen Leben nur einmal in die Kirche gegangen. Schon

*) Factisch.

im Anfang hatte ich viel Noth mit dem Singen gehabt, da trat endlich der Prediger auf die Kanzel und begann mit folgenden Worten: „Als der Kaiser Augustus in Rom regierte.....“ Teufel, dachte ich, das wird mir zu lang! Wir essen Punct Zwölf zu Mittag, jetzt ist es schon halb 11 Uhr, und ehe der Mann Zeit hat, vom Kaiser Augustus bis auf unsern König Friedrich August zu kommen, ist die Suppe verdorben und der Braten angebrannt. Somit machte ich mich denn leise fort, und kam nie wieder.

Hr. v. Reibstein (heimlich zu der Frau des Architecten): Welche Bestialität!

Der Doctor: Man muß gestehen, Herr Rittmeister, Ihr Materialismus ermangelt wenigstens nicht des naiven Vortrags. Ich für meine Person setze aber doch einen großen Werth auf die Erbauung, die uns ein wahrhaft guter Prediger, ein Mann,

der überdieß durch Beispiel consequent mit seinen Vorschriften lehrt, gewähren kann. Aber wahr ist es, der Stand erlaubt sich heutzutage gar zu heterogene Abschweifungen in jeder Hinsicht. Denken sich Euer Durchlaucht, daß ich neulich einen Prediger die Oper „Robert der Teufel" auf der Kanzel recensiren hörte, wobei er denn besonders darüber in Harnisch gerieth, daß derselbe Schauspieler, der am Sonnabend den „Teufel" gespielt, den Sonntag darauf im Oratorio die Rolle „Christi" gesungen habe; wie ich auch einmal in Berlin Herrn Mattausch am ersten Abend den „Papst," und am zweiten „Luther" spielen sah.

Herzog: Nun dergleichen ist nichts Neues. Der Superintendent R. in B. pflegte auch öfters früh Kinder einzusegnen oder den Eltern das Abendmahl zu reichen, und Abends in einer Privatgesellschaft den „Don Juan" zu singen, oder den „Mephistopheles" zu agiren.

Doctor: An sich ist freilich darin nichts Böses, aber wer sich zum speciellen Diener der Gottheit weiht, sich dadurch gewissermaßen als isolirt und geheiligt vor den übrigen Menschen hinstellt, der muß allerdings unendlich Vielem entsagen, wenn er dieser Rolle ganz genügen will. Wir übrigen Menschenkinder haben da freilich ein viel leichteres Spiel, daher ich auch für einen Priester, der seinen Posten, nach meinem Maaßstabe, ganz ausfüllt, nicht nur den allergrößten Respect hege, sondern überhaupt der Meinung bin, daß vielleicht nur ein solcher das höchste menschliche Ideal zu erreichen im Stande sey.

Herzog: Apropos, Doctor, da wir vom höchsten menschlichen Ideal sprechen, was sagen Sie zu Nodier's seltsamer Offenbarung über die menschliche Palingenesie und die Auferstehung?

Doctor: Ich finde sie ziemlich französisch, denn zuerst widerspricht der Autor

sich selbst, indem er den Menschen für unfähig erklärt, das je wissen oder begreifen zu können, was er ihm doch nachher deutlich verkünden will, und zuletzt gibt er für etwas Niegehörtes und Neues aus, was doch schon öfter vor ihm zur Sprache gebracht worden ist.

Herzog: Sie haben wohl recht, denn wenn er aufstellt:

> „daß zuerst die roh: Materie, mit der Kraft des Wachsthums und der Fortbildung ausgestattet, von Gott geschaffen wurde, und nun diesem Processe frei überlassen, sich anfänglich in Luft und Wasser zusammengethan, dann im rastlosen Weiterstreben aus Stein in Pflanze, aus dieser in's Thier und aus diesem zuletzt in den Menschen überging,"

so ist dieß eben so wenig neu, als die weitere Annahme:

> „daß auch der Mensch noch keineswegs

dieſe Kraft des Wachsthums erſchöpft habe, ſondern neue Revolutionen der Erde vielleicht noch ein höheres Weſen (Nodier's être compréhensif) hervorbringen werde, bis endlich der letzte Grad, der der Auferſtehung folge, welcher (nach Nodier) die Schöpfung der Vorſehung abſchlöße, worauf der Menſch in Gott zurückkehre, und fortan ewig mit ihm lebe.

Bis ſoweit nun, nämlich, daß die Erde noch ein beſſer begabtes Weſen, einen potenzirten Menſchen, einen Engel hervorbringen könne, bin ich ſchon längſt mit Herrn Nodier's Meinung einverſtanden geweſen, nur glaube ich, daß dann, wenigſtens nach der Analogie des Bisherigen zu ſchließen, neben dieſem Engel auch der jetzige Menſch, wenn gleich in verminderter Anzahl und in weit untergeordneterem Verhältniß forteriſtiren müſſe, ſo wie die Natur auch jetzt jede ihrer Fortbildungs-

stufen, von der unsern an bis zu uns herauf, vor unsern Augen fortbestehen läßt. Diese Aussicht ist nun zwar für die neuen Engel sehr angenehm, aber für die, welche Menschen bleiben, nicht ganz so einladend, da sie wahrscheinlich zu den hommes compréhensifs in einem noch schlechtern Verhältniß, als die Neger zu uns, oder etwa wir zu den Franzosen (nach der Letztern guten Meinung von sich selbst) stehen würden.

Nach dieser Hypothese aber noch weiter, bis zur Auferstehung und dem Leben im Himmel, gehen und darüber uns auch etwas vorfaseln zu wollen, scheint mir doch ein gar zu leeres Spiel! so wie ich auch nicht begreife, wie man immer Gott und die ganze Schöpfung so einseitig nur auf unsere kleine Erde und den Menschen fast allein beziehen und zusammenziehen will. Hierin liegt meines Erachtens, auch bei Rodier's angeblich neuen Offenbarungen,

ein faſt kindiſcher Widerſpruch. Beſſer gefällt mir ſein Feldzug gegen die Buchdruckerkunſt.

Aber die Damen, ſehe ich, haben ſich ſchon von uns abgewandt, wahrſcheinlich, weil ſie der Meinung ſind, daß wir außer ihnen gar keiner andern Engel mehr bedürfen, und vor der Hand, Doctor, denke ich, wollen wir ihnen Recht geben. — Ich bitte Dich, Aline, bleibe hier, es iſt überdem Zeit an unſer Frühſtück zu denken.

Die Baronin: So laß' uns in den Pavillon gehen. Ich hoffe, Heinrich, Du wirſt nicht ſchmälen, wenn ich der alten hübſchen Sitte unſerer Voreltern gefolgt bin, und mitten auf den Tiſch einen Kuchen mit 29 Lichtern habe ſetzen laſſen?

Herzog: O, welche unglückliche Ueberraſchung! Wer wird Einem denn die ganze Bürde ſeiner Jahre ſo in's hellſte Licht ſetzen! Ich werde mir das auch merken, liebes Kind, und ſobald Du einmal 30

zählst, sollst Du gewiß jedes Jahr auf dieselbe Art daran erinnert werden. Uebrigens weißt Du, daß ich sehr abergläubisch bin — wenn nun ein Licht auslöschte — das bedeutet immer einen schmerzlichen Verlust, und geschieht es gar dem Lebenslicht, so mache ich gewiß noch heute Abend mein Testament.

Bei diesen Worten trat die Gesellschaft in den Pavillon, und der schadenfrohe Zufall fügte es nun wirklich, daß durch den eindringenden Zug zwei der kleinen Lichter ausgelöscht wurden. Obgleich der Herzog es nur mit Lachen bemerkte, konnte man ihm doch ansehen (und bei Wenigen malte sich jeder innere Eindruck so deutlich auf dem durchsichtigen Gesichte ab, als bei unserem, aller Verstellung höchst unfähigen, Freunde), daß ihm der Umstand sehr unangenehm war.

„Siehst Du, was Du angerichtet," sagte er halblaut zur Baronin, „nun bewahre uns nur der Himmel heute für Unglück!

Ich habe leider," setzte er lauter hinzu, während man an der Tafel Platz nahm, „ich habe leider auch noch einen andern Grund, warum ich diese Lichter nur mit der schmerzlichsten Erinnerung ansehen kann. Eine meiner besten Freundinnen, ein ätherisches, liebliches Geschöpf, hing mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit an ihrer kleinen, achtjährigen Tochter, dem leibhaften Ebenbilde von Vater und Mutter zugleich, und einem der originellsten und reizendsten Kinder, die ich je gesehen habe. Der Geburtstag der Kleinen trat ein, und der verhängnißvolle Lichterkuchen spielte dabei ebenfalls seine Rolle. Man ließ ihn brennend in der Kinderstube stehen, als man zu Tisch ging. Nach einiger Zeit bat das Kind seine Mutter, noch einmal hinauf laufen zu dürfen, weil es etwas vergessen habe. Die unglückliche Erlaubniß wird gegeben, und wenige Minuten darauf hört man ein entsetzliches Geschrei. Alle springen auf, und

auf dem Flur begegnete ihnen schon das beklagenswerthe Geschöpf, in hellen Flammen stehend, und wie eine Feuersäule daher wirbelnd. Händeringend und schreiend folgt ihr hülflos die Kammerfrau. Alle Hülfe war zu spät. — Unter namenlosen Schmerzen, die das kleine Wesen mit einer an das Wunderbare streifenden Resignation ertrug, gab sie wenige Tage darauf die unschuldige Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Die Mutter, welche nichts zu trösten vermochte, folgte ihr bald in's frühzeitige Grab.

Nach der Aussage der Kammerfrau, die mit mehr Aufopferung und Geistesgegenwart das arme Kind vielleicht hätte retten können, war das Unglück dadurch herbei geführt worden, daß die Kleine bemerkte, ihr Lebenslicht sey ausgelöscht, und hinzutrat, um es wieder anzuzünden. Bei dieser Gelegenheit kam sie den andern Lichtern zu nahe, ihr Kleid fing Feuer, und ehe es

noch bemerkt wurde, war sie schon über und über vom Flammentode umringt."

„Tragt die Lichter weg," sagte die Baronin etwas verstimmt, „Du machst Einem mit Deinem Aberglauben ganz Angst und bange."

„Ja, gnädige Frau," fing der Rittmeister an, „darum sagt man: Einem das Licht ausblasen! Ich hatte einmal in meiner Jugend ein Duell dieser Art. An der Wirthstafel nämlich bekam ich Händel mit einem fremden Officier, und da dieser noch die Nacht weiter reisen wollte, machten wir aus, uns sogleich im Garten neben dem Hause zu schießen. Jeder hing sich eine Laterne an die Brust, und dann stellten wir uns zehn Schritt von einander hin. Der Fremde hatte den ersten Schuß und streifte mir die Haut, dicht neben der Laterne, ich aber hatte das Unglück, g'rade hineinzutreffen, und so meines Gegners Licht und Leben mit einander auszublasen."

„Sonderbar,“ sagte der Herzog, „dieselbe Anecdote habe ich erst voriges Jahr in einem französischen Roman gelesen, ohne zu wissen, daß Sie der Held derselben waren. Erstachen Sie nicht einmal einen Spieler, einen oder zwei, ich erinnere mich nicht mehr genau?“

„Einen nur, Euer Durchlaucht, aber ich stach ihn zweimal.“

„Zweimal, wie so?“

„Ich merkte, daß er falsch spielte, trat unbemerkt hinter ihn, zog meinen Degen, und als er eben eine Volte schlug, nagelte ich ihm Hand und Karte an den Tisch. Sobald er wieder geheilt war, ging denn natürlich unser Zweikampf vor sich, und ich hatte das Unglück, ihn zu erstechen.“

„Aber man muß sagen, Sie hatten immer viel Unglück in Ihren Duellen. Waren Sie auch so unglücklich in der Liebe und im Spiel?“

„Im Ganzen freilich ja, denn sonst würde

es mir jetzt beſſer gehen, als es leider der Fall iſt, aber zuweilen machte ich auch enorme Gewinnſte in beiden. Von den erſten zu ſprechen, bin ich indeſſen zu discret, aber hören Sie, wie mir es zuweilen im zweiten glückte. Als ich bei der Garde ſtand, reiſ'te ich einmal nach Leipzig auf die Meſſe, um mir ein Paradepferd zu kaufen, und alles, was ich dazu hatte auftreiben können, waren 60 Louisd'or, für die ich einem Juden 100 verſchreiben mußte. Ich beſah mehrere Pferde, und wollte eben einen Handel abſchließen, als der berühmte Tollkopf, Graf Seidenſchwanz, der damals mein Rittmeiſter war, mich unter den Arm nahm und ſagte: „Gott ſtraf' mich, Kerl! handle hier nicht wie ein Philiſter, ſondern komm' mit mir in den Helm, wo der alte Domprobſt Uffel eben 2000 Louisd'or Bank gelegt hat, die wir ſprengen wollen. Gib her Deine Louisd'or, wir ſpielen de moitié."

Dem Graf Seidenſchwanz konnte Nie-

mand widerstehen, er zog mich mit sich fort, und eh' ein paar Minuten vergingen, standen wir vor dem Uffel'schen Goldhaufen. Der Graf fing damit an, eine ganze Bouteille Champagner auf einmal herunter zu stürzen, und warf dann meine 60 Louisd'or auf den Tisch. „Der Bube gilt!" sagte er. „Sonica gewonnen. Paroli au même!" Wieder gewonnen; und daß ich's kurz mache, ohne eine andere Karte als den Buben zu setzen, hatten wir in wenig Minuten die Bank gesprengt. „Hier, Camerad," sagte der Graf, „da nimm die Hälfte und nun Gott befohlen, denn ich habe jetzt andere Dinge zu thun. Auf Wiedersehen also in Dresden!" und damit verschwand er.

So reich war ich noch nie gewesen! Ueber 2000 Louisd'or kamen auf meinen Theil allein, und ich mußte alle Taschen füllen und den Rest in den Hut thun, um das Gold nur fortzubringen! „Halt', Freund!" sagte Uffel, „da Ihr mir doch einmal Alles

abgewonnen habt, so nehmt auch noch meine Pferde mit dazu, nebst Wagen und Zubehör. „Gut," erwiederte ich, „600 Louisd'or stehen dagegen auf dem Buben," und die vierte Karte war der Bube. „Nun Basta!" rief der Domprobst: „jetzt habt Ihr mich bis auf's Hemde ausgebeutelt. Morgen früh schicke ich Euch Wagen und Pferde. Wo wohnt Ihr?" — „Im Hôtel de Bavière," sagte ich, und machte, daß ich fortkam.

Am andern Morgen war ich kaum aufgestanden, so kommen meine 10 Pferde schon an, ein schöner Wagen mit einem brillanten Postzug und 6 herrliche Reitpferde. Im Wagen aber sitzt ein wunderschönes Mädchen, die steigt aus, kömmt herauf und indem sie niedlich knixt, sagt sie: Herr Lieutenant, lesen Sie mal halter das Billet. Wie ich's aufmache, ist noch ein Beutel mit 100 Ducaten d'rin, und der Domprobst schreibt mir: Da Ihr, verteufelter Kerl, mir Geld, Pferde und

Wagen, Alles zusammen abgenommen habt, so nehmt meine Maitresse auch noch mit in den Kauf. Wollt Ihr sie aber nicht, so gebt ihr die beiliegenden 100 Ducaten, und schickt sie ihren Eltern wieder zu.

Was that ich nun? Das Mädchen wurde gleich wie ein Jokey eingekleidet, und auf's vorderste Pferd gesetzt, mußte sie wie im Triumph in Dresden einziehen, alle 14 Pferde hinter ihr d'rein mit schönen rothen Decken geziert, und 7 Reitknechte, die jeder eins davon an der Hand führten."

„Köstlich!" rief der Herzog, „vierzehn in Steifleinen!"

„Bitt' um Vergebung!" sagte der Rittmeister, „rothes Tuch war's mit gelbem Vorstoß."

Ich selbst also fuhr im Wagen nach. Am Thore aber begegnete ich unser'm Chef, den alten General Schlitz, der mich wie seinen Sohn liebte, und bei dem ich auch stets den Freitisch hatte. „Nun, Ungar-

wein und Pulverdampf!“ rief er (das war ſein Lieblingsfluch), und die lange rothe Naſe wackelte ihm vor Vergnügen, „was hat der Sappermenter da wieder angeſtellt! Wo hat Er die Maſſe Pferde aufgebracht, ſag' Er? Na, ich kann mir's ſchon denken, aber die Hälfte kauf' ich, und die andere Hälfte muß ihm morgen 's Officier-Corps abkaufen. Da laß' Er mich nur vor ſorgen; nun aber marſch, gleich 'raus aus dem Wagen, und mit mir zu Tiſch, Potz Ungarwein und Pulverdampf! da ſoll Er mir ſeine Streiche alle erzählen. Ja,“ endigte der Rittmeiſter, „ſo brachte mir dieſe glückliche Meſſe mehr als 20,000 Rthlr. ein, aber wie gewonnen, ſo zerronnen!“

„Gut, gut,“ ſagte der Herzog, „von dem ſpätern Unglück wollen wir nichts wiſſen, es möchte am Ende ſo coloſſal werden, daß wir es gar nicht aushalten könnten.“

„Es iſt wirklich ſchrecklich, wie dieſer

alte Mann lügt," flüsterte Frau von Kleinspitz der Baronin zu. „Jedesmal, wenn er eine Zahl zum zweitenmal in den Mund nimmt, wird alterum tanterum daraus."

„Aber, lieber Willibald," fing der Herzog wieder an, „Sie reden ja heute kein Wort. Gewiß sind Sie von Ihrem neuen Trauerspiel Carl von Bourbon so absorbirt. Ein schöner Stoff, fürwahr! Jemand ist Ihnen indeß schon zuvorgekommen, haben Sie es gelesen?"

„Der Himmel bewahre mich," erwiederte Willibald, „nichts stört im Componiren wie das Lesen. Vorher soviel wie möglich, während der Arbeit muß man sich jeden fremden Eindruck fern halten, wenn man sein bischen Originalität behaupten will."

„Nun Sie würden auch wenig aus diesem Werke lernen, denn der Autor hat es glücklich dahin zu bringen gewußt, den schönsten Zug, den die Geschichte selbst lie-

fert, ich meine Bourbon's Tod, und wie der Held im Sterben seine Leiche zu verdecken befiehlt, damit die Soldaten nicht durch den traurigen Anblick muthlos werden — in eine sentimentale Narrenscene mit Erscheinung seiner Geliebten, und einer Art Bekehrung vermischt, zu verwässern.

Richtiger aufgefaßt hat er den Kunstgriff, daß er dem Connetable die geheime Absicht unterlegt, sich zum König Italiens zu machen, aber nicht wie ein Held faßt und durchdenkt Bourbon diesen Plan, sondern wie ein schwebender Mondscheinsport, der jedesmal höchst lächerlich wird, wenn er nachher wieder das Rauche herauskehren soll.

Ich wünsche Ihnen von Herzen besseren Erfolg, aber aufrichtig gesagt, ich glaube, die Zeit der tragischen Muse ist vor der Hand abgelaufen, und wird sobald nicht wieder beginnen. Wo sollen tragische Dich-

ter herkommen, wenn die Menschen nicht mehr empfänglich dafür sind?

Bei den Alten flossen, so zu sagen, Theater und Kirche fast in Eins zusammen. Glaube und Enthusiasmus glühte in jedem Zuhörer. Auch Shakespeare's Zeit war durch und durch noch eine gläubige, und zugleich eine voll einzeln hervorragender hohen Kräfte; in allen seinen verschiedener Figuren ist es doch immer eben nur seine eig'ne lebenswarme Epoche, aus der er sie nimmt. Darum hatten sie auch alle Leben und sprachen Leben an, selbst noch heute, wenn auch im geringeren Grade. Wo soll dergleichen aber in unserer Nivellirungsperiode herkommen, die zwar auch an sich recht gut seyn mag, aber eben, weil sie überall nur nach practischen Realitäten sucht, für jene freiwillige, tiefe, innere Täuschung, die der Tragiker in Anspruch nehmen muß, keinen Sinn mehr hat. Wir können in dieser Sphäre nur noch Puppen mit alten

Fetzen behängen, auch, wie die Franzosen, melodramatische Carricaturen anfertigen, aber nichts wahrhaft Lebendiges werden wir mehr aufstellen."

„Um's Himmels willen, gnädiger Herr," sagte Willibald, „wollen Sie Kindermord auf sich laden? Ueberzeugten Sie mich von der Wahrheit Ihrer Ansicht, ich müßte ja meinen armen Bourbon in der Wiege schon ersticken, ich glaube aber, es ließe sich Ihnen doch noch Manches entgegnen . . . ."

„Nein!" erwiederte der Herzog: „schlagen Sie mich glorreicher — durch die That. Was seit so vielen Jahren Keinem mehr gelungen ist, machen Sie es möglich, und ich will gern mein Unrecht bekennen . . ."

„Verzeihen Sie," unterbrach hier Frau von Kleinspitz, „der Connetable von Bourbon ist doch der nämliche, der in der Schlacht von Pavian Franz den Schönen gefangen nahm?"

„Allerdings," sagte lachend Willibald, „und sobald meine Tragödie fertig ist, werde ich Sie bitten, gnädige Frau, die Parodie dazu zu schreiben."

„Nun, nun, Scherz bei Seite! Ich habe mich auch schon in der Comödie ein wenig versucht. Sie wissen, ich bin, ohne mich zu rühmen, eine der Stützen des Liebhabertheaters zu Moosheim, und da bleibt denn doch dieß und jenes im Gedächtnisse hängen, was dann wieder im eig'nen Geiste aufknosp't! In solcher Stimmung pflege ich oft, nachsinnend, einen Fidibus meines Mannes zu ergreifen, und copire dann gleich meine Gedanken darauf, und sie sind gar nicht so schlecht meine Gedanken!"

„Ja wohl, liebe Kleinspitz!" bekräftigte der Herzog: „wir pränumeriren Alle im Voraus auf Ihre hängenden Knospen, sobald Sie sich entschließen werden, sie der Welt zu entfalten, wie auf die von Ihrer Muse beschwängerten Fidibusse — aber jetzt,

da der Champagner kömmt, wollen wir zuvörderst einen Toast trinken. Meine schöne Braut soll leben!“

Frau von Kleinspitz, die bereits eine ganze Bouteille Wein geleert hatte, und bei jedem Glase versicherte: das Frühjahr sey ihre durstige Zeit, aber im Winter trinke sie nie einen Tropfen, eilte, dem Toast alle mögliche Ehre zu machen. Exaltirt aufspringend, trat sie aber unglücklicherweise so nachdrücklich auf den Fuß ihres Nachbars, des kränklichen Herrn von Reibstein, daß dieser einen lauten Schmerzensschrei nicht zurückhalten konnte.

„Wieder ein Unglücksomen,“ sagte der Herzog, mißmuthig sein Glas hinsetzend, „was machen Sie auch für unnütze Evolutionen, Frau von Kleinspitz!“

„Gnädigster Herr, ich falle vom Stengel über Ihren Aberglauben!“ rief diese piquirt: „Frau Baronin, Sie dürfen das nicht einreissen lassen, denn ich habe die

Erfahrung an meinem guten Manne gemacht. In der Welt lacht man nur über so etwas, aber familièrement macht nichts unglücklicher als dergleichen Grillen."

„Beruhigen Sie sich, meine Beste," erwiederte die Baronin, Sie sehen, mein guter Heinrich lächelt schon unwillkührlich — über sich selbst. Wir wollen daher, indem wir den Toast erwiedern, und auf sein Wohl die Gläser leeren, auch gleich auf seine Besserung in der erwähnten Hinsicht mit trinken."

„Ich danke herzlich, aber laß' mir doch ja meinen Aberglauben, Aline. Nichts macht bessere Ehemänner, und vergiß auch nicht, daß der erste Aberglaube, den Du von mir erfahren, sich an einen Trauring knüpfte." —

„Diese Bemerkung muß mich freilich entwaffnen," sagte die Baronin, und eine leichte Röthe verbergend, wandte sie sich zu ihrer Nachbarin.

„Sie haben mir ja ein sonderbares Buch zugeschickt, lieber Walter," redete jetzt der Herzog den Architecten an, „das junge Europa meine ich; wahrlich jung in jeder Hinsicht! — jung an Geist, Frische und Genialität, jung aber auch an Erfahrung und geläutertem Geschmack. Ein Freund machte mich bereits auf diese Erscheinung aufmerksam, und ich muß Ihnen doch, so gut ich mich desselben erinnern kann, den Inhalt uns'rer Correspondenz darüber mittheilen. „Mich," schrieb mein Freund, „macht dieß Buch ganz unglücklich! Es gibt mir eine Stimmung von Pein und Weh, daß ich ein ganz weinerliches Gesicht dazu mache; dieß rührt aber einzig von den Kunstgewöhnungen her, in denen mein Gemüth seit frühsten Jahren sich auf und niederschwingt; das Gestaltete fehlt mir zu sehr, und das Bildende, und der große Hintergrund ruhiger Natur und Ge-

schichte, der aus unendlichen Weiten doch eine feste Schlußwand macht; an Talent, Geist, Einsicht, Reiz und Kraft fehlt es nicht. Der Autor ist ein ungewöhnlich begabter Mensch, der in Ermangelung alles andern, was ihm zu seyn und zu treiben noch versagt ist, sich im Dichtungsfache versucht. Wäre ich ein Helfer bei'm Staatswesen, ich wäre aufmerksam auf diese jungen Leute, die in Deutschland immer häufiger hervortauchen. Sie sind ein Zeichen der Zeit, und ihr Wirken und Dichten deutet auf manches Neue, das sie vielleicht nicht liefern, aber vorschmecken und andeuten."

„In vieler Hinsicht stehe ich fremd zu ihnen. Sie neigen sich Alle ein wenig zu dem Frevel hin, Göthen lästern zu wollen, ihn zu verkleinern, zu mißachten; und darin verwerfe ich sie nun unbedingt. Diese junge Literatur kömmt mir vor wie reitende Artillerie; da sie einmal da ist, möchte

man sie nicht wieder missen, obgleich unser altes schweres Geschütze, zu dem wir geschworen, dabei gar sehr außer Acht kommt."

„Sie," setzte mein Freund hinzu, „werden meine Ansicht nicht ganz theilen, denn obgleich auf and'rem Standpuncte, und sehr verschied'ner Begabung, haben Sie doch mit diesen Jünglingen etwas gemein, und zwar das Wesentlichste, nämlich die Geistesfreiheit, mit der Sie in Welt und Leben dazustehen, sich umzuschauen und einherzugehen vermögen. Ich betrachte Sie also im Grunde als einen natürlichen Verbündeten jener kampflustigen reitenden Artillerie."

Ich antwortete:

Wenn die junge Europa Göthe stachelt, hat sie sich nur wie die alte dem Jupiter auf den Rücken gesetzt, während sie unbewußt von ihm entführt wird — ja Göthe bleibt nicht nur der Entführer, sondern

selbst der Vater dieser ganzen neuen Jugend. Der Göttliche steht lorbeerumkränzt auf dem Olymp, und sieht uns von dort behaglich zu. Wir aber krabbeln und wabbeln nur munter auf der Erde herum, und leben und schreiben, von ihm befruchtet und von Herzen angeführt.

Um aber auf das Buch zurückzukommen, so tadle ich des Autors einseitige Erbitterung gegen das Vornehme und seine Unbekanntschaft mit dieser Region, die er doch mehrfach schildern will. Sie ist weder so leer als er glaubt, noch so gemein als er sie darstellt. Wenn ein zweiter Cervantes aufträte, so hätte er hier gleich den Stoff zu einem zweiten Don Quixotte zur Hand; einen fahrenden Professer im Kampf mit dem Windmühlenriesen des Adels. Man könnte hierüber die drolligsten Scenen ersinnen, wobei es jedoch immer am ergötzlichsten erscheinen würde, daß im Grund des Herzens die Einbildung vom Adel und

der unterdrückte, noch immer so seltsam aus alter Gewohnheit bestehende, unwillkührliche Respect vor demselben, gar nicht mehr in den Vornehmen, sondern nur in dem fahrenden Professor selbst und seines Gleichen anzutreffen sey. Dieses unbesiegbare Gefühl aber ist es eben, was ihre Wuth und Bitterkeit gegen jenes Phantom so sehr steigert. Ja sieht man nicht noch heute, so unbegreiflich es ist, Bürgerliche sich fortwährend nach jenem gehaltlosen und dennoch angefeindeten Adelstitel drängen? Neulich kaufte in unserer Gegend ein gewisser H... das Rittergut Eselsberg. „Nun muß ich mich adeln lassen," sagte er zu seinem neuen Gerichtshalter; „welchen Namen, der recht wohl klingt, rathen Sie mir wohl anzunehmen?" — „Sie können keinen alterthümlichern und passendern wählen," erwiederte dieser lächelnd, „als: Esel von Eselsberg."

Vornehm ist heutzutage nur, wer auch

gesellschaftlich vornehm gebildet ist. Solche bleiben nun freilich gern unter Personen ihrer eig'nen Art, die sie in den sogenannten höheren Ständen am häufigsten finden, und es kann allerdings vorkommen, daß Leute entgegengesetzter Bildung von solchen Cirkeln fern gehalten werden, und darüber in Zorn gerathen. Es geschieht dieß jedoch nur aus demselben Grunde, warum auch sie wiederum ihre Schneider und Schuster nicht tauglich für ihren täglichen Umgang finden — und in dieser Hinsicht wird es auch ewig Standes-Unterschied geben müssen, so lange wir nicht alle Engel geworden sind, mit gleichen Fähigkeiten, gleicher Bildung, und folglich gleichen Ansprüchen. Wäre der junge Autor des vorliegenden Buches z. B. je wirklich der Geliebte einer Fürstin gewesen, er würde seine Schäferstunde gewiß nicht mit weniger Kraft, aber zugleich mit mehr Grazie und Feinheit beschrieben haben; denn abgerechnet die

horreur eines Boudoirs mit grünen Vorhängen, gold'nen Quasten und einem scharlachrothen Divan, wird keine Dame aus der großen Welt, ihren Geliebten liebkosend: „Du Schuft!“ nennen, noch öffentlich lascive Gemälde in ein's ihrer Zimmer aufhängen lassen, das ihr Mann und ihre Hausgenossen täglich betreten können. Noch weniger aber ist in den Gesellschaften vornehmer Leute unverheiratheten Damen je eine cynische Freiheit gestattet worden, wie hier Gesandten- und Grafentöchter sie fortwährend ausüben, als stammten sie nicht aus einem großen, sondern aus einem öffentlichen Hause her. Alle diese Verhältnisse hätten von einem Weltmanne, mit gleich genialer und selbst freier Behandlung, dennoch unendlich zarter, und deßhalb auch wahrer und anziehender geschildert werden können *). Die neuen

*) Wir haben ein neueres Beispiel davon in

Ansichten über Philosophie und Politik, die scharfen und überraschenden Gedanken des Verfassers, sogar die feurige Kühnheit seines Ausdrucks — Alles das würde dabei nicht aufzuopfern nöthig gewesen seyn. Est modus in rebus. Der modus aber fehlt hier eben. Doch anziehend, erregend, Gedanken hervorrufend bleibt die Lectüre des Buchs gewiß für Jeden, der Genialität zu würdigen, geistige Kraft zu fühlen und als electrische Funken auf sich selbst einwirken zu lassen fähig ist."

„Sie haben es ausgesprochen," sagte der Architect: „Jugend hat nicht Tugend! Sie ist aber der beste aller Fehler, und wird also dieser Wein erst ausgegohren und zehn Jahre auf dem Fasse gelegen haben, so wird er auch köstlich wie Nectar seyn. Jedenfalls ist es Cometenwein."

„Nun," erwiederte der Herzog, „ich zweif-

den Novellen des Freiherrn von Ungern-Sternberg

le daran nicht, der Weinſtock iſt trefflich, doch raſchelt eine kleine Schlange in dem Laube.“ —

„Es wird aber nun bald Zeit aufzubrechen, lieber Heinrich,“ fiel die Baronin ein, „denn es bleiben mir für das heutige Feſt noch eine Menge Anordnungen zu treffen übrig. Sie haben doch Ihren Wagen hier, liebe Kleinſpitz, ſo daß Sie zur rechten Zeit wieder bei uns ſeyn können?“

„Ja, gnädige Frau, unſer Einſpänner iſt parat; mein Mann hat ſeinen Nationaltiger heute eingeſpannt, und der läuft, kann ich Ihnen verſichern, wie der Wind.“

„Ei,“ ſagte der Rittmeiſter, „da können wir ja um die Wette fahren. Wer zuerſt auf dem Schloßhofe in Hohenburg ankömmt, hat gewonnen, und ich ſetze meine Stute, eine ächte Carcaſſe, die ich von einem Koſakengeneral gekauft, unbeſehens gegen Ihren Nationalaltiger.“

„Vortrefflicher Einfall!“ rief der Her-

zog: „dieß wird eine race, welches selbst im sporting magazine Aufsehen erregen muß!

Rittmeister, Sie haben bei mir um eine Stallmeisterstelle supplicirt. Es ist zwar jetzt keine vacant, aber wenn Sie gewinnen, mache ich Sie dennoch zum Stallmeister in partibus infidelium, das heißt, ich stelle Sie bei'm Nationaltiger und Ihrer eig'nen Carcasse so lange an, bis die letztere wieder zu einer Circassierin wird."

„O," meinte die Baronin, „ich setze auch einen Preis; gewinnt Frau von Kleinspitz, so erhält sie von mir die schöne Zeichnung über meinem Camin, die sie gestern noch so enthusiastisch lobte. Wie nannten Sie sie sich doch, Beste?"

„Ach, die Madonna della Sepia! Dieß Geschenk würde mich ganz beglücken. Es ist eine vortreffliche Copie nach einem der größten italiänischen Meister — ich will die Wahl haben ob nach Leopardo da Vinci, oder Hannibal Carbaccio. Nun, lieber

Mann," sagte sie, und stieß diesen freundlich in die Seite, „jetzt strenge Dich an, Du hast immer soviel mit Deinem Nationaltiger geprahlt. Hier heißt es nun: hic rectus, hic salta!"

„O mein Kind!" sagte der Gatte seufzend: „sprich doch deutsch: hic Rhodus, hic salta! heißt das, was Du sagen willst, aber bei diesem Springen werden wir noch den Hals brechen!"

Es thut uns leid, die olympischen Spiele, die sich hier vorbereiten, dießmal nicht mit ansehen zu können, denn wir müssen, um nicht zuviel Zeit zu verlieren, unsere Leser jetzt nach dem weißen Hirsch führen, wo schon früh die Familie Saroli eingetroffen ist.

Wenn in den übrigen Mitgliedern dieser Familie keine Veränderung vorgegangen ist, so finden wir dagegen die arme Giannina, heute in den Kleidern ihres Geschlechtes, blaß und abgehärmt wieder, und doch nur schöner noch in der tiefen Melancholie, die

mit Molltönen aus ihrer sanft melodischen Stimme erklingt, und das Feuer der schwarzen Augen dämpfend, ihrer ganzen Erscheinung einen unbeschreiblich süßen, wehmüthigen Zauber mittheilt.

Sie hat ihren Henrico nicht mehr erwartet, längst sich gesagt, daß er für sie verloren sey — und dennoch kann sie eine Thräne nicht zurück zwingen, die langsam über ihre Wangen rollt, als schon ein halber Tag vergangen ist, und keine Spur von dem Ungetreuen sichtbar wird.

Auf Befehl des Herzogs war indeß der Intendant schon früh im weißen Hirsch' gewesen, um dem Wirth anzukündigen: daß die Familie, welche der Herzog in seinen besondern Schutz nehme, in Allem frei zu halten sey, und man es ihr an nichts fehlen lassen solle. Auch hatte der Intendant den Fremden bereits weitläuftig erzählt, wie sein Herr sich mit der geschiedenen Baronin Rosenkranz in Kurzem vermählen werde, und

ihr zu Ehren mehrere Wochen lang große Feste statt finden würden. Zu dem Ende wies er bald darauf dem alten Saroli das Local im Park an, wo der Herzog, als Ueberraschung für seine Braut, ein Marionettenspiel angeordnet hatte, das in einem scherzhaften Bezug auf den Tag ihrer ersten Bekanntschaft, den es ihr lebhaft zurückrufen sollte, gedichtet war, und zugleich als ein Intermezzo bei der prächtigen Illumination dienen sollte, welche die folgende Nacht in einen künstlichen Tag zu verwandeln bestimmt war.

Warum der Herzog die arme Giannina unvorbereitet einer so schmerzlichen Prüfung unterwarf, ist in der That mehr, als ich erklären kann. Ohne Zweifel schmeichelte es seiner romanhaften Phantasie, und vielleicht selbst seiner Eitelkeit, die kindisch genug dazu war, den Effect zu beobachten, den seine Erscheinung in so verschiedener Umgebung auf Giannina machen würde;

denn es ergötzte ihn oft mit seiner Vornehmheit zu coquettiren, obgleich im tiefsten Grunde der Seele sie eigentlich Niemand geringer achtete, ja meistens lästiger fand, als er. Da er sie aber einmal besaß, spielte er auch damit, fast wie ein Taschenspieler, bei dem der Werth seiner Künste ebenfalls nur aus der Blindheit seines Auditoriums hervorgeht.

Vielleicht war aber auch jene seltsame Bitterkeit die Ursach' seiner Härte, die manchmal eig'ne Schuld an dem geliebten Wesen straft; ein unerklärlicher, aber in der Erfahrung begründeter Zug des menschlichen Herzens, der, so schlecht er ist, doch wenigstens den Vortheil hat, daß er später die Versöhnung am süßesten macht. Früher hatte er die Absicht gehabt, Giannina unter der Maske Mischling's noch einmal zu sehen, aber des Doctors Lobeserhebungen, die ihn verstimmt, hatten ihn davon wieder abgebracht. Nun wollte er nach Befinden

— ja hier wußte er wahrscheinlich selbst wieder nicht, was er eigentlich wollte — sondern als ein ächter großer Herr, ein verzog'nes Kind des Glücks, dachte er, es würde jedenfalls irgend eine artige Situation, irgend etwas Picantes daraus entstehen, und liebe ihn Giannina wirklich noch, warum sollte er (bei seinen so leichten Grundsätzen in dieser Hinsicht) nicht eine solche süße Freundin sich auch noch neben seiner Gattin zu erhalten suchen. Er hatte ja Schlösser genug, wo er sie mit Anstand unterzubringen leichte Gelegenheit fand!

Das Schicksal läßt aber nicht immer so vornehm mit sich scherzen, und unvermuthet reicht es manchmal, statt des erwarteten schäumenden Nectarbechers, den bitt'ren Wermuth, an dem man ein langes Leben zu trinken hat!

Die herzogliche Tafel, an der heute große Galla statt gefunden hatte, und die Blüthe des benachbarten Adels versammelt worden

war, nahte sich ihrem Ende. Vor einer Stunde war die Sonne hinabgesunken, und durch die hohen Saalfenster flimmerten bereits unzählige Lichter aus Wald und Büschen herüber, als drei Kanonenschüsse ankündigten, daß Alles bereit sey, der hohen Gesellschaft ein nicht ganz unähnliches Bild von den Wundern der Tausend und einen Nacht vorzuführen. Schon der festlich geschmückte Zug, den der Herzog mit seiner reizenden Braut, strahlend von Diamanten und noch mehr durch eig'ne Schönheit anführte, bot der zu Tausenden versammelten Menge einen ungewöhnlichen Anblick; höchst überraschend aber waren in der That die weitern Anordnungen des prachtvollen Festes.

Zuerst zeigte sich den neugierigen Zuschauern das alterthümliche Schloß, in allen seinen vielfach abwechselnden architectonischen Linien durch dichte Lampenreihen gezeichnet, und das Innere der Fenster in farbigen Facetten spielend, kunstreich er-

leuchtet. Herrlich schimmerte das weitläuftige Gebäude in der Nacht, während auf seinen hohen Thürmen Kränze von Feuerbecken flammende Kronen in der Luft bildeten. Ein großes gothisches Portal, von bunten Lampen sinnreich zusammengesetzt, glänzte in reichster Farbenpracht vor dem Eingang. Wendete man von hier die Blicke nach dem Garten, so übersah man dort zuerst ein weites Blumenparterre, das auf türkische Weise, durch unsichtbare Lampen am Fuße der Blumen verklärt, einen zauberischen Effect hervorbrachte. Auf einem Hügel in der Mitte des Parterres war eine Vase von gigantischen Dimensionen aufgestellt, aus der ein Bouquet künstlicher Riesenblumen, ebenfalls nur von innen beleuchtet, in dem brennenden Glanze colossaler Edelsteine, wie aus unterirdischem Feuer hervorwuchs. Rechts und links dieser Gärten, wo hohe Linden- und Kastanien-Haine dichte Wände bildeten, hatte man hinter

diesen einige hundert Holzstöße angezündet. Ihre Flammen, durch die Bäume verhüllt, ließen nur die Laubdome und grünen Waldwände vor ihnen, wie transparent erscheinen, während helle Wolken röthlichen Dampfes oben hervorquollen, und die nahen Gebäude mit grellem Licht übergossen, bis sie sich zuletzt in dem, durch den Contrast der Feuer fast schwarz gefärbten Sternenhimmel langsam verloren.

So war man überall von Glanz und Licht und buntem Farbenschmelz in jeder Nüance umgeben; nur der Hintergrund, ein weiter See, den grüne Hügel bekränzten, lag noch undeutlich geformt, in düsterer, dunkler Ruhe da. — Doch jetzt ertönt von den entfernten Bergen eine zweite Salve des Geschützes, und im Nu sieht man am Horizont, in der Breite einer Viertelmeile, thurmhohe Buchstaben lodernd emporsteigen. In wenig Secunden glänzt klar und deut-

lich der Name „Aline“ wie eine Feuerschrift, am Firmament.

Lauter Beifall und manches staunende Ah! belohnt die Erfinder dieses schönen Schauspiels, bis nach und nach ein Buchstabe nach dem andern langsam erlischt.

Kaum aber hat der letzte Funke ausgeglüht, so scheint sich der, eben noch einem hellen Silberspiegel gleichende See, in einen feuerspeienden Vulcan umgewandelt zu haben. Ein hohes Schiff durchschneidet seine Wellen. Tausende von zischenden Raketen fliegen gen Himmel, grüne Schlangen ringeln sich auf der Fluth, Feuerräder schwirren dazwischen, und furchterregende Meteore, Gespenster aus der wilden Jagd, durchsausen die Lüfte, während eine versteckte Militärbande die Musik der Hölle aus dem Freischützen dazu spielt. Zuletzt fliegt, mit dem Gekrache des einschlagenden Blitzes, das ganze Schiff in die Luft — und Dun-

kelheit lagert sich von Neuem über die Ge-
Gewässer.

Nach Beendigung dieser Scene begab sich der Herzog mit seiner Gesellschaft in einen Wald, den man auf orientalische Weise, bis in die höchsten Baumkronen hinauf, mit bunten chinesischen Laternen illuminirt hatte. Von hier führte der Weg auf eine Waldwiese hinaus, in deren Mitte eine hohe Fichte als Christbaum decorirt war, strotzend von vergoldeten Nüssen, Aepfeln und Lichtern aus dem Lande des Brobdignacs. An ihrem Fuß lagerte, in malerische Costüme gekleidet, die fröhliche Jugend des nahen Dorfes, die sich nun schnell zu allerlei ländlichen Spielen und Tänzen, zum Ersteigen bunter Maien, zum Wettlaufen in Säcken, zum Ringen, Hahnschlagen, und ähnlichem Kurzweil mit geräuschvoller Lustigkeit anschickte.

Nachdem man auch dieser Unterhaltung einige Zeit gewidmet, erreichte die Gesell-

schaft endlich einen größern freiern Platz, wo zum Schluß des ländlichen Festes eine lange Tafel für mehrere hundert Menschen bereitet worden war. In ihrer Nähe sah man, an enormen Bratspießen und über hohen Scheiterhaufen, einige ganze Ochsen, Kälber und Hammel braten.

Auch dampften hier mehrere Kessel mit Suppe, in denen man bequem ein Bad von Fleischbrühe, wie weiland König Jerome von Westphalen, hätte nehmen können. Auf den Tischen standen statt der Bouteillen Biertonnen, schön mit Blumenguirlanden verziert, und vier lebendige Steinadler in Käfichen von Eisendrath formirten den Tischaufsatz.

Jetzt war der Zeitpunct herangekommen, wo der Herzog, während das Volk sich zum Schmause einfand, in einem Gartenpavillon seine Braut und die Gesellschaft durch das Marionettenschauspiel überraschen wollte. Von außen war hier absichtlich Alles dun-

kel geblieben, und nur eben so spärlich erleuchtet, als nöthig: to make darkness visible. Ein Meer von Licht fluthete dafür den Ankommenden entgegen, als die Pforten des Tempels sich geöffnet hatten, und sie nun plötzlich vor einem kleinen, in barockem Geschmack decorirten Theater standen, auf dem die Vorstellung auch augenblicklich begann, sobald der Herzog mit seiner Braut, und die vornehmsten Damen ihre Plätze in Besitz genommen hatten.

Heute accompagnirte, statt weiland Madame Gratovi's Harfe- und Trommel-Concert, die Capelle des Herzogs, hinter dem Theater verborgen, das kleine Gelegenheitsstück, und die Gewänder der Puppen prangten in Sammt und Gold und Seide, kaum an Pracht denen untergeordnet, welche in Spontinischen Opern Berlin entzücken. Jeder war auf das Angenehmste überrascht, nur die Baronin, welche sich nicht ganz wohl und unruhig zu fühlen schien, nahm

die Attention des Fürsten nicht so heiter auf, wie er erwartet hatte.

Das Vorspiel war bald geendet, und nun trat, auf heimliche Anordnung des schadenfrohen Doctors und dem Fürsten selbst unerwartet, Giannina, wie die Nymphe des Flußthals costümirt, mit leichten, ätherischen Schritten vor, um, wie man es ihr vorgeschrieben, unter Hersagung eines kurzen Gedichts, vor dem Gebieter und seiner Braut, die sie leicht daran erkennen würde, daß sie auf zwei vergoldeten Lehnstühlen den vordersten Platz einnähmen, Blumen hinzustreuen. Schüchtern und leise begann sie mit niedergeschl'ag'nen Augen ihren Spruch, während ihre Schönheit und Grazie im ganzen Saal ein Gemurmel des Beifalls von allen Seiten hervorrief.

Hierdurch ermuthigt, erhob sie endlich das Gesicht, und ihre großen schwarzen Augen trafen mit vollem Blick auf die der Baronin. Beide starrten sich einen Augen-

blick gegenseitig an. „Aline! Du die Braut?“ hörte man Giannina ganz laut in bewußtlosem Erstaunen sagen — und mit einem unverständlichen Klageton sank die Baronin in Heinrichs Arme.

„Bist Du wahnsinnig, Giannina?“ rief entrüstet der Herzog, sich im Schreck gleich ihr gänzlich vergessend, „was soll dieses tolle Treiben?“

„Gerechter Gott!“ — stöhnte dumpf Giannina, und hielt sich zitternd an der Coulisse fest, „träume ich? Henrico — der Herzog! O Unglückliche, fliehe — fliehe diese falsche Erde auf ewig!“

Kaum hatte sie diese Worte wie im Wahnsinn ausgerufen, bei denen die Gesellschaft, ungewiß, ob sie Ernst oder Spiel seyen, wie versteinert stehen blieb, und der Herzog selbst in der Betäubung nicht mehr wußte, wohin er sich mit seiner Hülfe wenden sollte, so stürzte Giannina mit einem durchdringenden Schmerzensschrei sinnlos

davon, drängte hinweg, was sich ihr entgegen stellen wollte, und wie ein gejagtes Reh durch die Büsche bricht, floh sie unaufhaltsam die Treppe hinab, welche vom Theater in den Park führte, und in den weiten Wald hinein, bis sie erschöpft und fast athemlos unter dem Fuß einer alten Eiche niedersank.

In der allgemeinen Verwirrung und dem Tumult, welcher dieser Scene folgte, hatte man schnell ihre Spur verloren; die Eltern, an ihre excentrische Leidenschaftlichkeit gewöhnt, hatten, mit Zusammenlesung ihrer Marionetten beschäftigt, ebenfalls wenig auf sie geachtet, und so war Niemand ihr gefolgt.

Die Aermste befand sich in einem beklagenswerthen Zustande. So grausam sich betrogen, so demüthigend vor einer glücklichern Rivalin, wie sie glaubte, sich gehöhnt zu sehen, konnte ihr eben so leidenschaftlich

liebendes als stolzes Herz nicht ertragen! Sie wünschte nur den Tod, und rollte in wilder Verzweiflung hundert düst're Gedanken durch ihr brennendes Gehirn, alle nur darauf gerichtet, auf welche Art sie am schnellsten dieser unerträglichen Qual ein Ende machen könne. Da hörte sie die raschelnden Tritte nahender Leute, und voller Furcht, entdeckt, und durch sie von ihrem Vorhaben abgehalten zu werden, verbarg sie sich unter einem Strauch, ängstlich den Athem an sich haltend, damit sie Keiner gewahr werde.

„Wie steht es," fragte eine leise Stimme dicht neben ihr, „habt Ihr Euch den künstlich geformten Schlüssel zu des Herzogs Cabinet endlich verschafft?"

„Ja, Hauptmann," war die eben so leise gegebene Antwort, „hier ist er; der eiserne Kasten steht im Fenster rechter Hand, und den Schlüssel zu diesem legt der sorglose Herr gewöhnlich in das oberste Fach eines

kleinen Wandschrankes, der daneben steht, und den man leicht mit jedem Dietrich öffnen kann. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß die Documente, für die der Graf eine so ungeheure Summe geboten hat, und außerdem noch wenigstens an 30,000 Thlr. in Gold und Cassenscheinen sich in dem eisernen Kasten befinden — und so vielerlei Leute gehen diesen Abend im Schloß herum, sich die Illumination zu besehen, daß gerade heute die Gelegenheit die allerbeste ist. Die meisten Diener sind überdem im Park und bei den Tafeln beschäftigt, bloß zwei Officianten, die nur unvollkommen im Schlosse Bescheid wissen, haben die Wache dort übernommen. Sie denken aber am wenigsten daran, sondern sitzen im Saal, und lassen sich Wein und Essen gut schmecken. Zum Ueberfluß sind auch die von Euch befohlenen Cameraden überall vertheilt, um im Noth-

falle, Euch gleich zu Hülfe zu kommen. Es kann nicht fehlen — in fünf Minuten — seyd Ihr einmal im Cabinet, ist die Arbeit gethan, und die Papiere wie das Geld unser. Doch müßt Ihr eilen, denn der Teufel hat so schon sein Spiel gehabt, und die Baronin im Theater in Ohnmacht fallen lassen. Der Herzog hat sie einstweilen in das nahe englische Haus bringen lassen, wo der Ball stattfinden sollte. Er ist jetzt noch voller Besorgniß bei ihr, aber es ist leicht möglich, daß er bald zurückfährt. Ich selbst erhielt bereits den Auftrag, den Wagen in einer Viertelstunde zu bestellen, werde mich aber natürlich nicht damit übereilen. Also Glück zu, Hauptmann, aber zögert keinen Augenblick länger. Noch Eins! stieße Euch etwas Verdächtiges auf, so springt unbesorgt aus dem Fenster. Es ist nicht hoch, und ich habe den Joseph unten in den kleinen offenen Hof postirt, der ganz dunkel geblieben ist, und aus dem man,

an der Stallmauer hin, gleich im Freien ist."

„Gut, Conrad," war die Antwort, „morgen Abend um dieselbe Zeit spätestens sprechen wir uns hier wieder, wenn wir uns nicht früher treffen können, und Dein Theil an der Beute soll nicht der schlechteste seyn. Du bist ein Bursche, der bald Avancement verdienen wird! Jetzt aber fort, und halte mir den Rücken frei!"

Bei diesen Worten eilten die Fremden so nahe an Giannina vorüber, daß der Eine fast an sie angestoßen hätte. Schnell verlor sich dann das Geräusch ihrer Schritte im Walde.

Für Giannina's Gefühle war die Reaction, welche dieses Gespräch in ihnen hervorbrachte, eine wahre Wohlthat, auch die Erwähnung des Namens der Baronin, nun ihrer Todfeindin, erweckte plötzlich in ihr das Gefühl der Rache. Genugthuung, Entlarvung der Betrügerin dämmerte dunkel

vor ihrer Seele. Mit der ganzen südlichen Lebhaftigkeit ihres Characters ergriff sie also jetzt nur das Eine, was Noth that.

Ohne sich zu besinnen, folgte sie dem Räuber, und schlug, so schnell ihre Füße sie nur tragen wollten, sogleich selbst den Weg nach dem Schlosse ein. Als sie dort, die Localität nicht genau kennend, erst nach einigen Umwegen ankam, fand sie nur noch wenig einzelne Zuschauergruppen darum her vertheilt, da die meisten den entfernteren Vorstellungen zugezogen waren.

Wohlwissend, daß sie keine Zeit mehr verlieren dürfe, und dennoch ungewiß, an wen sie sich wenden solle, aus Furcht, vielleicht gerade auf einen der verkleideten Räuber zu stoßen, trat sie durch das bunte Portal unter bangem Herzklopfen in die Halle, wo sie jedoch, mit inniger Freude, den ihr bekannten alten Intendanten am Camine eingeschlafen fand.

„Kommt,“ rief sie, ihn weckend, „führt mich im Augenblick zu den Officianten, die die Wache im Schlosse haben.“

„Ei, ei, meine schöne Mademoiselle,“ sagte der Alte noch halb verschlafen, „weshalb hat denn das solche Eile?“

„Ich bitte Euch um Gottes willen, verliert keine unnütze Zeit, Ihr werdet es gleich erfahren. Kommt jetzt ohne weitere Fragen. Auf meinen Knieen beschwöre ich Euch, zögert nicht!“

„Nun, nun! sie sind im Eßsaale bei Tisch, hier gleich die Treppe hinauf, so kommt denn.“

Giannina sprang ungeduldig voran, und den Kopf schüttelnd folgte langsam der Alte.

„Herbei, meine Herren!“ schrie Giannina, die Thür aufreissend, den ruhig dort Tafelnden zu: „Räuber sind im Cabinet des Herzogs! Bewaffnen Sie sich, helfen Sie schnell, oder in wenig Minuten ist es

zu spät, und der Verlust des Herzogs vielleicht unersetzlich!“

„Tod und Teufel!“ rief der eine Beamte, ein kräftiger junger Mann, „da müssen wir auch dabei seyn!“ während der and're, ein abgelebtes Männlein, todtenblaß und erschrocken, mehr an's Retiriren als an's Vordringen zu denken schien. Der Intendant aber schlug in der Thür die Hände sprachlos über dem Kopf zusammen.

„Laufen Sie, Herr Rehfuß,“ sagte der junge Mann zu dem Schmächtigen, „und holen Sie mit dem Intendanten sogleich Waffen und Menschen herbei, ich will mich unterdessen mit diesem schweren silbernen Leuchter versehen, und wenn's Glück gut ist, einem der Hallunken damit den Kopf einschlagen.“

Und mit dem lauten Ruf: „Halloh! zu Hülfe! Räuber!“ stürzte er sich nach des Herzogs Cabinet, Giannina, das herzhafte Mädchen, ihm auf dem Fuße folgend. Ei-

nige Leute, denen sie auf dem Corridor begegneten, schlossen sich mit an sie an, andere verdächtigere Gestalten kamen ihnen gleichfalls entgegen. Jetzt erreichten sie den Eingang zum Cabinet, und fanden die äußere Thür offen, die innere aber verschlossen. „Brechen Sie sie auf," sagte Giannina, „der Räuber muß schon darin seyn, und hat sich nur von innen verriegelt, weil er sich aus dem Fenster flüchten will."

Unterdessen hatten sich schon mehrere Menschen, unter denen auch noch einige Diener des Herzogs, zu ihnen gesellt, welches wahrscheinlich die feigen Spießgesellen des Hauptmanns zu schneller Flucht bewog, wenigstens hinderte Niemand die Stürmenden, und in wenig Secunden wich ihren vereinten Stößen die leichte Thür. In demselben Moment bemerkten sie auch schon einen Mann im Cabinet, der eben auf das Fensterbret gesprungen war, und

auf diesem Wege sich glücklich mit der Beute gerettet haben würde, wenn nicht Giannina, mit der ganzen Gewandtheit und Kraft ihrer männlichen Erziehung, herbeigesprungen wäre, und, den starken Räuber am Kragen fassend, ihn mit Gewalt auf den eben beraubten eisernen Kasten zurückgeworfen hätte.

„Verfluchtes Ungethüm!“ rief dieser wüthend — dem sie in ihrer theatralischen weißen Tracht mit den blassen Wangen und funkelnden Augen wie ein Gespenst vorkommen mochte — „laß' mich los, oder ich sende Dich zur Hölle zurück, wo Du hergekommen bist!“

Einen Augenblick nur sah man einen funkelnden Dolch im Lampenschein blitzen, und mit einem unterdrückten Schmerzensschrei sank Giannina, tödtlich getroffen, zu Boden.

Schreck und Staunen über die entsetzliche That fesselte in diesem furchtbaren

Moment jede Hand. So gelang es dem Böſewicht, das Fenſter aufzuwirbeln, und mit ſeiner Beute glücklich hinab zu ſpringen. Doch war er kaum am Boden angekommen, als man auch ſchon einen Schuß hörte, dem gleich darauf ein tiefes Aechzen, und nachher frohes Triumphgeſchrei folgte. Es war die Stimme des Intendanten, der, wohl berechnend, daß er von dieſer Seite dem Räuber am beſten den Rückzug abſchneiden könne, mit einigen ſchnell geſammelten Gehülfen herbeigeeilt war, und ſelbſt mit ſeiner Jagdflinte den glücklichen Schuß gethan hatte.

Noch kniete oben der junge Mann neben Giannina, und verſuchte vergebens, das ſtrommweis aus ihrer Seite hervorquellende Blut zu ſtillen, als der Doctor hereintrat, den der Herzog eben nach Hauſe geſchickt hatte, um einige Medicamente für die kranke Baronin zu holen, und der nun, ſo ungeahnet! hier ſeine Hülfe bei einem

weit schrecklicheren Vorfalle nöthig fand. Der feste, an Scenen dieser Art gewöhnte Mann konnte dennoch bei dem trostlosen Anblick, der sich ihm hier darbot, kaum die nöthige Fassung bewahren, denn schon eine flüchtige, vorläufige Untersuchung ließ ihn das Schlimmste befürchten. Auf seine Anordnung wurde die Verwundete sogleich mit größter Vorsicht in das anstoßende Zimmer der Baronin gebracht, und ihr auf dem Sopha ein Lager bereitet, auf das man sie, noch immer bewußtlos, niederlegte.

Sobald der Arzt für eine weibliche Bedienung gesorgt, die unnützen Zuschauer entfernt, und Alles für die Kranke gethan, was die Umstände erforderten, schrieb er dem Herzog, mit Uebersendung der verlangten Medicamente, und kurzer Anweisung, wie die Baronin zu behandeln sey, was sich im Schlosse zugetragen, hinzufügend, daß er das unglückliche Mädchen,

die sich auf eine so heldenmüthige und geheimnißvolle Weise für das Interesse des Herzogs aufgeopfert, unmöglich verlassen könne, auch nicht verschweigen dürfe, daß ihr Leben in der höchsten Gefahr schwebe.

Dann setzte er sich an der Leidenden Bette nieder, und betrachtete mit inniger Wehmuth das holde Schmerzensbild, dem bald auch dieser letzte verlöschende Lebenshauch entfliehen sollte, der jetzt noch schwach den halb entblößten Busen der schönen Ohnmächtigen hob und senkte. Die Lampe warf ihren hellen Schein auf die edlen, ausdrucksvollen Züge, die ihm so oft schon unwillkührliche Erinnerungen aus alter Zeit heraufbeschworen, und vom ersten Augenblick an sein Herz mit einer wunderbaren Rührung ergriffen hatten. Da fiel ihm erst auf dem bloßen Halse des Mädchens ein kleines, altväterisches Medaillon auf, dessen Anblick ihn mit Staunen erfüllte. Behutsam es aufnehmend, drückte er an

an der Feder, und das Bild eines Mönches leuchtete ihm entgegen.

„Himmel, meine Ahnung!“ rief er: „so hast du mich doch nicht betrogen! Ja, Du bist es wirklich, armes, beklagenswerthes Kind! Unnatürlich verlassen, ehe Du noch geboren war'st, mußtest Du das Schloß Deines Vaters nur betreten, um darin zu sterben!

O Du unser Aller Vater über den Wolken! warum prüfst Du manche Deiner Kinder so hart! oder nimmst Du dieses nur so früh in die Schaar Deiner Engel auf, damit der Erde Weh sein Herz — nicht noch bitterer breche? Gott des Erbarmens, Dein heiliger Wille geschehe!“

„Amen!“ sagte Giannina leise, die unterdeß die Augen das erstemal wieder aufgeschlagen hatte, und nun mit matter Stimme verwundert fragte: „Sie, lieber Herr Doctor, hier — wo bin ich denn? — Ach, der Räuber! O, wie das schmerzt,

hier in der Seite. Ach! helfen Sie mir... jeder Athemzug ist ein Dolchstich. Wissen es meine arme Eltern schon?"

„Beruhigen Sie sich, theures Kind," sagte der Doctor mit schwer unterdrückter Bewegung, „Sie werden sich bald besser fühlen! Hier nehmen Sie diesen Trank und sprechen Sie nicht. Ruhe ist Ihnen jetzt vor Allem dringend vonnöthen. Sobald Sie es ertragen können, werde ich nach Ihren Eltern schicken."

Das arme Mädchen schloß halb die müden Augenlieder, und weinte still vor sich hin. Des Doctors Trostworte, die er mit zerrissenem Herzen gab, schienen wenig bei ihr zu fruchten.

Nach einiger Zeit sagte sie: „Täuschen Sie mich nicht, lieber Freund, ich fühle es, ich weiß es mit Bestimmtheit — daß ich sterben muß. Meine Besinnung ist jetzt ganz zurück gekehrt. Ich bin nur matt, ach, so matt! und die Glieder wer-

den mir so starr und schwer. Er wird wohl bald vorüber seyn, der Traum des Lebens — und doch bin ich noch nicht fertig. Ja, lieber Doctor, ich muß ihn noch einmal sehen, ehe ich sterbe .... ich muß ihn warnen vor der Schlange, die er in seinem Busen nährt. Ich habe ihn ja längst aufgegeben, nicht meinetwillen, ach, nur seinetwillen will ich ihn von so großem Elend erretten!"

„Liebes Mädchen, ich beschwöre Sie, überlassen Sie sich jetzt keinen so angreifenden Gedanken. Ich will sie nicht betrügen, Ihr Herz ist stark genug, das Unvermeidliche zu tragen, aber noch ist ja Hoffnung da, wenn Sie nicht muthwillig selbst sie zerstören. Jedenfalls verspreche ich Ihnen, daß Sie Zeit haben sollen, von Ihrem Herzen Alles abzuwälzen, was es drückt. Auch ich habe noch einige höchst wichtige Fragen an Sie zu thun, aber jetzt, mein kühnes, liebes Mädchen, schonen Sie sich

und zeigen Sie all die muthige Selbstbeherrschung, die Ihrer edlen Seele würdig ist."

Giannina schüttelte seufzend mit dem Haupt, doch that sie ergeben nach des Doctors Willen.

Eine Viertelstunde mochte in dieser Bemühung vergangen seyn, doch fand sie weder Schlaf noch Ruhe. Im Gegentheil schienen die unheilverkündenden Symptome immer drohender zu werden, und da kurz darauf dem Doctor gemeldet wurde, daß der Herzog draußen sey, und wenn es irgend möglich, dringend Einlaß wünsche, bat sie so beweglich, ihn gewähren zu lassen, daß der Doctor, ohnehin keine günstige Hoffnung mehr hegend, nachgab, und ihr versprach, sobald er den Herzog nur einigermaßen vorbereitet haben würde, ihn sogleich zu ihr zu senden.

„Vorher aber," setzte er hinzu, „muß ich selbst noch einige Fragen an Sie thun, lie-

bes Mädchen, die ich Sie einfach zu beantworten bitte. — Von wem haben Sie das Medaillon, das Sie an Ihrem Halse tragen?“

„Von meiner seligen Mutter, Rosa Chiarini.“

„Die Leute, bei denen Sie leben, sind also nur ihre Stiefeltern?“

„So ist es.“

„Wen stellt das Mönchsbild vor, das Ihr Medaillon enthält?“

„Meinen Vater, einen deutschen Fürsten, wie man mir gesagt, dessen Familien-Name aber weder meine Mutter noch ich je erfahren haben. Ein Papier, was mir meine Mutter auf ihrem Todtenbette übergab, enthält alle nähere Umstände, und meine Stiefschwester Josephe weiß den Ort, wo ich es aufgehoben habe. Luigi war des Fürsten Taufname. Weiter weiß ich nichts von ihm.“

„Genug!“ sagte tiefseufzend der Doctor. „Ich rufe jetzt den Herzog, aber um Gottes willen, schonen Sie sich und ihn, soviel Sie es vermögen.“

Mit leisen Tritten verließ er nun das Zimmer, um dem Herzog entgegen zu gehen.

„O Doctor!“ sagte dieser verstört, so wie er seiner ansichtig wurde: „Wie steht es mit Giannina? Wie erkläre ich mir diese räthselhafte Begebenheit? Der erschossene Räuber, bei dem man meine wichtigsten Documente und mein ganzes baares Geld in Gold und Papieren fand, ist derselbe Herr von Wolff, ein getaufter Jude, von dem ich Ihnen erzählt und bei dem die Baronin früher mit ihrem vorigen Gemahl wohnte. Wie kam Giannina zu so genauer Kenntniß seines Vorhabens? — Doch zur Hauptsache, denn was ist alles Andere dagegen! Ueber diese nur beruhigen Sie mich.

Nicht wahr, sie ist nur schwer, nicht tödtlich verwundet?“

„Erlauben mir Euer Durchlaucht,“ sagte der Doctor mit einiger Feierlichkeit, „Ihnen in Ihr Zimmer zu folgen, denn ich habe Ihnen einen sehr wichtigen und höchst unerwarteten Bericht abzustatten.“

Als sie dort angelangt waren, und der Doctor sorgfältig die Thüre hinter sich verschlossen hatte, sagte er: „Wissen Sie gnädiger Herr, wer diese unglückliche Giannina ist, die aus Liebe zu Ihnen hier untergeht — ach! ein Unglückskind ist sie, das in seltsamer Verzweigung in ihr eigenes Schicksal mit verwebt ist — eine nahe, theure Anverwandte..... mit einem Wort, sie ist jene vor der Geburt schon verlassene Tochter Ihres Onkels, von der Sie gehört haben müssen, und die, im Fall seine vorgespiegelte Verehelichung mit der Mutter Gültigkeit gehabt hätte, vor Gott und Menschen die rechtmäßige Erbin all' der Güter

wäre, die Sie jetzt besitzen, ja auch dieses Schlosses, das die Arme, o bitteres Schicksal! nur betrat, um darin den Tod zu finden. Schon bei ihrem ersten Anblick ergriff es mich wie unheilschwere Ahnung, heute aber hat mir das Bild ihres Vaters, das ich, auf ihrem Busen ruhend, fand, und wenige Worte ihrer eigenen Erklärung die ganze traurige Gewißheit unzweifelhaft enthüllt."

Der Herzog starrte ihn sprachlos an.

„Sie erinnern sich," fuhr der Arzt fort, „daß Ihr Onkel, mit dem ich damals in Italien reis'te, eine betrügerische Ehe mit einem armen Mädchen aus jenem Lande einging, und als diese schon eine Frucht derselben unter ihrem Herzen trug, von seinem strengen Vater hart gedrängt, sich verleiten ließ, die mehr getäuschte als verführte Chiarini in Venedig auf eine höchst grausame Weise zu verlassen, ohne sie je mit seinem wahren Namen bekannt gemacht

zu haben. Er glaubte schon genug zu thun, daß er ihr eine bedeutende Geldsumme zurückließ.

Später hat er sich zwar große Mühe gegeben, über ihr und ihres Kindes weiteres Schicksal etwas zu erfahren, jedoch ganz vergebens, da sie längst in Italien gänzlich verschollen war, und Niemand wußte, wohin sie sich gewendet. Eben so fruchtlos waren, wie ich höre, alle Nachforschungen der verlassenen Rosa ihrerseits, und Giannina weiß bis diesen Augenblick nur, daß ein vornehmer deutscher Herr ihr Vater war, ohne irgend etwas von seinen näheren Umständen zu kennen.

Sie mag jetzt Alles durch Sie erfahren, doch nun, gnädiger Herr, fassen Sie sich auch als Mann — denn ich darf es Ihnen nicht mehr verschweigen: Giannina zu retten gibt es kein Mittel mehr. In wenig Stunden wird dieser schöne lebenswarme

Körper ein kalter Leichnam seyn, und die treue Seele bei Gott!“

Der Herzog sank wie vernichtet auf seinen Sessel zurück. „Allmächtiger Gott!“ rief er: „ist denn kein Erbarmen? O theurer Freund, die Hälfte meines Vermögens gehöre Ihnen, wenn Sie den Engel retten, das treue Herz, das durch meinen Leichtsinn stirbt. Nein, ich werde nie mehr Ruhe finden! Doch jetzt beschwöre ich Sie, lassen Sie mich hin zu ihr, wenn Sie mich nicht zur Verzweiflung bringen wollen. Ach! daß ich wenigstens ihre Verzeihung .... o Giannina, welch' schreckliches Verhängniß!“

„Kommen Sie, ich will Sie zu ihr führen, doch beschleunigen Sie nicht noch durch zu heftige Gemüthsbewegung das nahe Ende der Dulderin, obgleich — fügte er schmerzlich lächelnd hinzu — obgleich die Liebe auch auf dem Todtenbette wohl thut.“

Es war ein furchtbarer und doch auch

tiefseliger Moment für Beide, als Heinrich zu den Füßen des Bettes niedersank, und stumm mit heißen Thränen Giannina's Hände bedeckte.

„O, mein Henrico!“ sagte sie endlich mit kaum vernehmbarer Stimme: „Dank, innigen Dank für diese Zeichen Deiner Liebe. Sie machen meinen Tod zum süßen Uebergang in eine bessere Welt. Denn täuschen darf ich Dich ja nicht, mein Geliebter.... bald wird Dein armes Mädchen in tiefer Erde liegen, und keine Deiner Liebkosungen sie mehr erwecken können; d'rum sättige sie noch damit, so lange sie lebt, komm', achte meiner Wunde nicht, und küsse meinen Mund, damit er Dir durch seinen heißen Druck sage, was der Stimme auszusprechen schon so schwer wird.“

Es liegt eine erhabene, unendliche Wollust im Schmerz! Als in diesem Kusse ihre Thränen sich mischten, und ihre Seelen in einem einzigen glühenden Hauch zu-

sammenflossen, da mögen Engel an dem Schmerzenslager gestanden und vom Allmächtigen Gnade für sie erfleht haben!

Es dauerte lange, ehe Giannina's umschlingende Arme den Geliebten wieder los ließen, an dessen Brust sie gern den letzten Seufzer ausgehaucht hätte. Endlich sanken sie, in halber Ohnmacht erschlafft, langsam herab, und wie ein weißes Marmorbild lag sie nun eine geraume Zeitlang mit geschlossenen Augen, vor dem gleich ihr zum Tode erbleichten, zitternden Freunde da.

Als sie wieder einige Kräfte mühsam gesammelt hatte, sagte sie feierlich: „Nun, Henrico, muß ich Dir noch weh' thun. — Gott ist mein Zeuge, wie gern ich Dir es erspartе, aber ich darf Dir es nicht verschweigen.

Es war eine Zeit, wo ich der thörichten Hoffnung Raum gab, Du würdest für immer mein werden können, eine Zeit, wo

ich weder Deinen hohen Rang ahnete, noch so innig fühlte, als es seitdem der Fall gewesen ist, daß mein langes niedriges Leben wenn gleich, bevor ich Dir begegnete, ohne die gröbste Schuld geblieben, doch jenen zarten Duft von meiner Seele gestreift hatte, der mich allein ganz Deiner werth hätte machen können.

Also schon ehe ich Dich hier wieder sah, und erkannte, hatte ich jeder Hoffnung auf Deinen Besitz entsagt, obgleich der Gedanke, mich von Dir verhöhnt und gemißachtet zu sehen, mich heute fast zur Verzweiflung trieb! Es ist also weder Eifersucht noch Eigennutz, die mir jetzt die Zunge lösen, auf der der bitt're Tod schon ruht. Es ist nur der einzige Wunsch, Dich nicht unglücklich werden zu sehen, der mich zum Sprechen zwingt.

So wisse denn, mein Freund, die Frau, die es durch einen Betrug, den ich nicht kenne, dahin gebracht, daß Du sie zu

Deiner Braut erkoren — iſt Deiner gänzlich unwürdig, von weit niedrigerer, unbekannter Herkunft als ich ſelbſt, ein Geſchöpf, das Jahre lang auf gemeinſter Stufe im Schlamme des Laſters gelebt, und, als zu ſchlecht für den Umgang jedes rechtlichen Mädchens, von mir, ſobald ich ſie erkannte, wie eine Peſtkranke geflohen ward. Haſt Du nicht erſt vor wenigen Stunden geſehen, wie mein Anblick, gleich dem Haupte der Meduſe, auf ſie gewirkt hat?

Du wär'ſt nicht der, für den ich Dich halte, mein Henrico, wenn Du nach dem, was Du jetzt weißt, dieſe Schlange nicht augenblicklich auf immer von Dir entfernteſt; auch darfſt Du in die Worte einer Sterbenden, ach! einer Seele, die auf der ganzen Welt nur an Dir allein noch hängt, keinen Zweifel mehr ſetzen."

„O Giannina, mein Leben, mein Alles! welche Nattern erweckſt Du in meiner Bruſt. Wie hat jene gräßliche Täuſchung mich

vermögen können, das Glück, was schon in meine Arme sank, von mir zu stoßen, um einem teuflischen Schatten wahnsinnig zu folgen, der mich jetzt höhnend in die Hölle hinabstößt.

Ja, schon ehe ich zu Dir eintrat, ward die Binde von meinen Augen gerissen. Ein Brief des elenden Barons, der mit dem Gelde was er mir entlockt, nun in Sicherheit, sich an uns Beiden mit unerhörter Niederträchtigkeit hat rächen wollen, enthüllte mir durch untrügliche Beweise das ganze schwarze Gewebe des Betruges in derselben Stunde, als seine elende Gefährtin, durch Deinen Anblick entsetzt, in das Gartenhaus gebracht wurde, aus dem sie — denn Gott Lob noch ist sie nicht meine Frau — nie in mein Schloß zurückkehren wird. O Giannina, welches schwere, göttliche Strafgericht, daß in diesem nämlichen Augenblick, wo das seligste Glück uns erreichbar geworden wäre, Du das Opfer

meiner verruchten Verblendung werden mußt, und ſtatt am Traualtar wir nun im Tode nur uns vereinigen werden — denn Dich überleben kann und will ich nicht. O nein, Du treuer hingeopferter Engel, dieſe Gewißheit wenigſtens bleibt mein einziger Troſt!

Wie unendlich ſchön hatte das Schickſal es mit uns im Sinne, wär' ich nicht ſelbſt der Mörder unſers Glücks geworden! Du weißt es ja nicht, armes unglückliches Mädchen! — So höre denn: Dein Vater war mein Onkel, der vorige Herzog von Hohenburg, von dem der größte Theil meines Vermögens herſtammt, und ach! ſeine Sünde an Deiner verlaſſ'nen Mutter wuchert auch in mir jetzt fort! — Du, Giannina, hätteſt hier zu gebieten gehabt, nicht ich, wenn die Ehe meines Onkels als gültig hätte anerkannt werden müſſen. Jetzt, da wir Alles dieß entdeckt, jetzt, wo jeder verdunkelnde Schleier von meinen Augen

gefallen iſt, wo ich Dich, wieder ich ſelbſt geworden, mit unbeſchreiblicher Liebe anbete, und wo Du, Engel der Milde, auch an Deinem Verderber noch immer mit gleicher Zärtlichkeit hängſt, ach! wie ſüß hätte alles vergangene Unglück ſich in Seligkeit aufgelöſ't — und nun — o Gott! die Strafe iſt zu hart, erbarme Dich doch um dieſes unſchuldigen Weſens willen — oder, iſt keine Rettung, ſo trenne mich wenigſtens nicht von ihr, wenn ich ihr folge in das dunkle Reich, das ja nur ohne ſie mir furchtbar ſeyn kann.“

„Henrico,“ ſagte Giannina ernſt und feierlich zu ihrem Freunde, der in wilder Verzweiflung ſeine Hände rang, „Henrico, was Du mir jetzt über meine Geburt enthüllt haſt, berührt mich nur noch wenig, denn es iſt nur irdiſcher Tand. Auch iſt es gut, wie es iſt — denn, mein Freund, unſ're Verbindung wäre auf dieſer Welt immer eine unnatürliche geblieben, die uns

keinen Segen hätte bringen können. O nein," fuhr sie fort, mit aller Aufregung des sie schüttelnden Fiebers, „Gott hat es so zu unserm Heil besser gefügt! Aber was Du eben über Dich selbst gesagt, das schmerzt mich tiefer als meine Todeswunde. Henrico, wenn meine ganze Seele sich nicht von Dir wenden soll, so schwöre mir hier vor dem Allmächtigen, den Du bekennst, wie ich, nie eine verbrecherische Hand an Dein Leben zu legen, es geschehe, was da wolle. Bis hierher hast Du nur, verzeihe die harten Worte, mein Freund, durch Leichtsinn und Thorheit gefehlt, nicht Du bist Schuld an meinem Tode — aber hüte Dich vor größerer unverzeihbarer Schuld! Ist mein Verlust ein tiefer Schmerz für Dich, so trage ihn zu Deiner Besserung — dann, mein Henrico, werden wir geläutert einst uns wiederfinden in einer seligern Welt, und nichts wird uns're gleichgestimmten Seelen mehr zu trennen vermögen.

Doch verscherzest Du dieß endlose Glück — Gott! mir schaudert vor dem schwarzen Bilde — dann erst sind wir getrennt — auf ewig. Ach! ich habe ja gleich Dir verbrecherische Gedanken gehegt, als die Gewißheit Deines Verlustes mich fast bis zum Wahnsinn ergriff, und wie danke ich es jetzt mit Inbrunst dem liebenden Gott, daß er mich durch jenen Räuber, dessen Anschlag ich im Walde unwillkührlich belauschen mußte, von so entsetzlicher Sünde errettete. O, mein Geliebter! laß' mich nicht in Verzweiflung sterben, nur beruhige, beselige meine letzten Augenblicke durch die Gewißheit: daß Du geduldig tragen willst, was der Herr über uns verhängt."

„O Du bist grausam!" sagte Heinrich dumpf vor sich hin. „Du verdammst mich zu einem Leben voll Qual — doch welches Opfer wär' ich Dir nicht schuldig! Beruhige Dich, ich werde handeln nur wie Du es willst."

„Ach, habe Dank! Du haſt mit dieſen Worten den ſchwerſten Stein von meiner Bruſt gewälzt, aber mein Freund ..... mein armer Freund.... ich fühle.... meine Kräfte ſchwinden immer mehr. — Sende mir ohne Zeitverluſt die Meinigen; denn waren ſie gleich mein Unglück im Leben, im Tode will ich liebend von ihnen ſcheiden und nachher — o mein Henrico, ſey doch ſtandhafter als Dein ſchwaches unglückliches Mädchen — nachher ſchicke zu dem katholiſchen Prieſter, daß er komme mich mit meinem Gotte zu verſöhnen. — Iſt Alles beendigt — dann ſey noch der letzte Abſchied.... Dir geweiht... Jetzt geh'!... und weine nicht ſo troſtlos... Es bricht mein Herz... und ich bedarf noch Faſſung.“ —

Ein langer Kuß noch, ein krampfhafter Druck der Hand, die Heinrich mit ſeinen Thränen badete — und betäubt, wie ein zum Richtplatz Geführter, ſchwankte er aus der Thür.

Er sah sie nicht mehr wieder — denn ein hitziges Fieber warf ihn selbst noch in derselben Nacht besinnungslos auf's Krankenlager, kurz zuvor ehe Giannina, nachdem sie den Vorschriften ihrer Religion genügt, in den Armen des Doctors und ihrer Schwester, mit einem letzten Gruß an ihren Henrico auf den Lippen, sanft entschlafen war, und ihre reine Seele, wir hoffen es mit Zuversicht, bei Gott der Seligkeit theilhaftig ward, die ihr auf Erden nicht beschieden seyn sollte.

Achter Tag

nebst seiner Folge.

(Wiederum einen Monat später.)

Gibt es wirklich anders als wir organisirte Wesen, denen es dennoch möglich ist, in eine Art sinnlichen Verkehrs mit uns zu treten; oder sind solche Fälle, deren häufiges Vorkommen in allen Zeiten behauptet worden ist, nur die Folgen einer plastischen Selbstthätigkeit unsrer eig'nen Seele, die allerdings, wie der thierische Magnetismus am besten lehrt, ein noch wenig erforschtes Vermögen zu besitzen scheint, durch das sie fähig wird, aus sich selbst herauszutreten, und gewissermaßen ihren eig'nen Doppelgänger zu bilden — oder auch durch

fremdartige Gestalten ihrer eig'nen Schöpfung sich Geheimnisse offenbaren zu lassen, die im gewöhnlichen Zustande ewig ein Buch mit sieben Siegeln für sie geblieben wären?

Diese gewichtige Frage möchte wohl nie ganz g'nügend beantwortet werden können, wiewohl Keiner unterlassen wird, in seinem eig'nen Innern für eine oder die andere dieser Auslegungen Partei zu nehmen.

So beurtheile denn auch der Leser das Folgende, wie es ihm gut dünkt.

Wer vor vier Wochen den Herzog von Hohenburg in jenen festlichen Tagen, in der Blüthe seiner Jahre, in Fülle der Gesundheit und strahlend von Zufriedenheit und Vergnügen gesehen hatte, würde kaum in der schwarz gekleideten, blassen Gestalt, deren spärliches Haar, in Folge schwerer

Krankheit schon zum Theil ergraut war, und deren leidende Züge einen so tiefen Kummer verriethen, denselben Mann erkannt haben, der ihm vor Kurzem noch so beneidenswerth — und heute so bemitleidenswerth erschien!

Unglück und die Sünde altern schnell!

Längst hatten die muntern Gäste das Schloß verlassen, längst war die Baronin mit Geld abgefunden und entfernt worden, Einsamkeit und Stille hatten die Stelle der geräuschvollen Fröhlichkeit vergang'ner Tage eingenommen.

Zum erstenmal sah man heute wieder einige Bewegung im Schloß. Ein bepackter Wagen stand auf dem Hofe, und mehrere, gleich ihrem Herrn in Trauer gekleidete Diener waren beschäftigt, noch dieses und jenes zu einer, wie es schien, sehr weiten Reise zu ordnen.

Unterdessen war der nur noch unvollkommen genesene Herzog, vom Doctor am

Arm geführt, in den Park gegangen. Bald hatten Beide die alte Kirchenruine erreicht, innerhalb deren Mauern, unter Dornen und wilden Blumen, einstweilen ein einfacher weißer Stein die Stelle anzeigte, wo das treu'ste Herz in kühler Erde ruhte. Künftig sollte ein schöneres, sinnig erdachtes Monument, aus dem edelsten Marmor geformt, das Andenken der Verstorb'nen würdig ehren. Ein bittendes Zeichen des Herzogs entfernte jetzt den Doctor, der langsam und traurig dem Schlosse wieder zuschritt. Der Herzog aber kniete vor dem Grabe nieder, legte seine glühende Stirn auf den kalten Stein, und betete stille und lange. Dann küßte er den mit Rosen bepflanzten Grabhügel, und einen schmerzlich verlangenden Blick nach dem blauen Himmel richtend, der in schönster krystall'ner Sonnenpracht über ihm glänzte, verließ er zögernd, und wie er wünschte auf immer, die Stelle, die sein Liebstes umschloß. Als

er von dem kurzen Weg, sichtlich angegriffen, zurückkam, war Alles zur Abreise fertig. Mit einem freundlichen Gruß von seinen, bekümmert ihm nachblickenden Dienern, mit einem langen stummen Händedruck vom Doctor, Abschied nehmend, warf er sich in seinen Wagen, und bald lag der Schauplatz seiner Freuden und Leiden weit hinter ihm, doch der nagende Wurm im Innern blieb bei ihm zurück.

Es war schwül und stürmisch. Als gegen Abend die Sterne zu funkeln anfingen, stieg hinter ihm eine tiefschwarze Gewitterwolke am Horizont empor, die immer größer anwachsend, im Wetterleuchten die Gestalt eines feuerathmenden Drachens annahm, der, einen Stern nach dem andern verschluckend, Ströme dunklen Wassers auf die Erde spie.

Bitter lächelnd blickte der Reisende zu dem Ungeheuer am Himmel hinauf, und

freute sich des passenden Begleiters. Doch bald verfiel er wieder in dumpfes Sinnen.

Nachdem er lange Zeit vergebens versucht, die qualvollen Gedanken zu verscheuchen, ließ endlich die ermattete Natur ihn mit einbrechender Dunkelheit (er beabsichtigte Tag und Nacht zu fahren) in einen tiefen Schlaf versinken.

Wie möchten wir aber dem Leser zumuthen, Alles anzuhören, was dem Herzog von nun an im Gewühle fremder Länder Vielartiges begegnete.

Acht Jahre reis'te er fast in allen Welttheilen uns'rer Erde umher, und hörte wohl:

„daß hie und da ein Glücklicher gewesen —"

doch er — er fand dieß Glück, das auch ihm einst trügerisch gelächelt, nie mehr wieder.

Gealtert, kränklich, der kühne Muth gebrochen, der ihn sonst über alles Ungemach des Lebens so leicht hinwegtrug, kehrte er

endlich matt und müde, nur um in Ruhe den erwünschten Tod zu erwarten, nach der verlass'nen Heimath zurück. Kaum daß er sie wieder erkannte, die alt gewohnten Gegenstände, so hatte sich Alles verändert, Anderes hatte wohl auch sein schwächer gewordenes Gedächtniß nur vergessen!

Es war schon spät Abends, als er, sich sehr unwohl fühlend und fast die Annäherung einer schweren Krankheit fürchtend, seinem Kammerdiener befahl, bei dem ersten Gasthause, das sie antreffen würden, anhalten zu lassen, da er sich nicht vermögend fühle, die Nacht seinen Weg bis Hohenburg fortzusetzen.

Man befand sich in einem tiefen Walde und erblickte endlich eine stattliche Herberge.

Das Haus, das von allen Seiten die Bäume dicht umschloßen, war äußerst groß und weitläuftig, in einem auffallend regelmäßigen, edlen Style erbaut, und wie es schien, nur ganz kürzlich erst fertig geworden.

Es war schlohweiß getüncht, und da eben, während man noch im Hofe hielt, der Mond zwischen zerriß'nen, wie im Sturme am Himmel sich jagenden Wolken hervortrat, so fühlte der kranke Herzog seine Augen von dem hellen, kalten Reflex, der von dem weißen Hause zurückprallte, so verwundet, daß ihm die egyptische Sage vom Mondstich einfiel, der schnell erblinden macht.

Er stieg aus, und fand alle Zimmer, durch die er ging von derselben blendenden, kirchhöflichen Weiße, auch die Meubeln trugen alle diese Farbe, ja vor der Treppe lag selbst ein ungeheurer weißer Hund, der wie aus cararischem Marmor geformt, leblos zu ruhen schien. Als der Herzog an ihm vorüberschritt, erhob er ein furchtbares Geheul, ohne sich jedoch weiter zu regen.

Eine leichenähnliche Frau mit bewegungslosen, steinernen Zügen führte die

Gäſte. Sie war in tiefſte Trauer gehüllt, deren ſchwarze Farbe ſchauerlich mit der übrigen Umgebung contraſtirte. Ueberall herrſchte die größte Reinlichkeit, die muſterhafteſte Ordnung, überall derſelbe grandioſe Styl, überall dieſelbe kalte, unheimliche Leere, wie in einer Behauſung der Todten.

Der Herzog, den ſchon das Fieber ſchüttelte, eilte, ſich zur Ruhe zu begeben. Das Zimmer, welches man ihm bereitet hatte, erſchien ſehr hoch und geräumig, und bildete die Ecke des Hauſes, etwas entfernt von den Stuben, die man der Dienerſchaft angewieſen hatte. Sein Bett ſtand an der kahlen weißen Wand, zwiſchen zwei Fenſtern, die, ohne Läden noch Rouleaux, dem Schein des Mondes freien Spielraum bis in jeden Winkel verſtatteten. So ſehr dieſer Umſtand den Herzog ſonſt am Schlaf zu hindern pflegte, ſo ließ ihn doch dieß-

mal große Mattigkeit bald die ersehnte Ruhe finden.

Sie war aber nicht von langer Dauer. Es mochte eine Stunde nach Mitternacht seyn, als er im stärksten Fieberparoxismus und unter den heftigsten Schmerzen erwachte. Doch war es seltsam, daß es ihm durchaus unmöglich blieb, die Augen zu öffnen. Bei immer überhandnehmender Qual wollte er seine Leute rufen, doch keinen Laut war er vermögend über seine brennend trock'nen Lippen zu bringen.

So in tödtlicher Angst, sprachlos, von schwarzer Nacht umfangen, von den unerträglichsten Schmerzen gefoltert, lag er, bald in dumpfem Hinbrüten bewegungslos da, bald warf er sich in verzweiflungsvoller Ungeduld wild umher — eine tödtlich lange Zeit, die dem Leidenden eine Ewigkeit dünkte!

Da war es ihm plötzlich, als wehe ein leiser Zephyr über ihn hin, fächle kühlend

seine heißen Wangen, und öffne lind und sanft ihm nach und nach die Augen.

Des Mondes hellster Glanz erfüllte das Gemach. Er blickte unsicher, halb geblendet um sich her, bis seine Augen zuletzt auf einer Stelle fest hafteten, wo die Mondstrahlen von beiden Eckfenstern sich, wie lebendig geworden, in seltsamem Spiele mischten. Jetzt schien es ihm, als zucke es dort wie schwache Blitze, und ein rosiger Nebel stieg auf — immer mehr gewann die Wolke Gestalt — dreimal erklang ein Ton, als wehe der Wind über die Saiten einer Zyther hin — und o Gott! in himmlischer Erscheinung, in überirdisch verklärter Schönheit, stand die vor ihm, nach der mit tausend Thränen glühender Sehnsucht er so oft verzweiflungsvoll gerufen.

Mit einem Blick unendlicher Liebe, beseligender als je der Ausdruck irdischer Leidenschaft war, ruhten die hellen Sterne ihrer Augen auf seinem blassen Antlitz.

„Mein treuer Henrico!“ hauchten ihre Lippen, „mein armer Freund! der Allbarmherzige vergönnt mir, Dich aufzurichten in Deinem Schmerz. Verzage nicht — Ruhe wird zurückkehren in Deine Seele. Denn wisse: zu Deinem Schutzgeist ward von einem gnädigen Gott ich ausersehen, so lange Du auf dieser Erde wall'st.“

„Dürfen auch Deine irdischen Augen mich von nun an hier nie mehr wiedersehen, so ist mein ganzes Wesen doch, in all' seiner unaussprechlichen Liebe, Dir immer noch, bis einst in namenloser Wonne auf ewig wir vereint an des Unendlichen Throne ruh'n. Verbanne also jede Klage, gewinne frisches Leben wieder, denn solches ist hier Dein Beruf. — Und nun, Henrico, lebe wohl! Vergiß es nie, wenn Du verjüngt Dich wieder fühlen wirst — Dein treuer Engel wacht über Dich.“

Und wie sie genaht, verschwebte langsam wieder, im rosigen Dufte, die Gestalt, des

Auges milder Engelsblick, das Letzte was verschwand.

Was Heinrich in diesen Momenten empfunden hat, kann uns're arme Sprache nicht beschreiben, ja sinnlos fast erscheint, was er davon zu schildern versuchte.

„Ich hörte ihre Worte nicht," sagte er, „ich ward sie auf eine übernatürliche Art inne, der ich keinen Ausdruck geben kann. Nicht vom Ohre allein wurden diese Laute vernommen, nein, von der Seele und allen Sinnen zugleich."

Diese Stimme erklang nicht nur mit entzückender, nie vernommener Melodie, nein, sie duftete auch wie Paradiesesluft, spielte in hundert wunderbaren Farben wie Regenbogenkränze um mein Haupt, ergoß sich mit entzückenden Schauern, wie ein lindernder, jeden Schmerz in Wollust auflösender Balsam, durch alle meine Glieder, und der süßeste, in selige Träume getauchte

Schlaf folgte der Wonne jener unvergeßlichen Augenblicke.

Als Heinrich von diesem langen Schlaf mit dem Gefühl belebender Erquickung erwachte, sah er den Doctor an seinem Bette sitzen, und nicht weit davon seinen treuen Kammerdiener mit besorgter Miene stehen.

„Gott Lob!“ rief der Doctor, mit tiefer Rührung des Herzogs Hand küssend, aus, „jetzt ist jede Gefahr verschwunden! Ihre gute Natur hat gesiegt, aber noch gestern, ich leugne es nicht, hielt ich Sie für eine sichere Beute des Todes.“

„Mein Gott!“ sagte der Herzog, „wie ist mir denn, hab' ich nicht lange Jahre in der Irre umhergeschweift — oder hat ein wüster Traum mich geäfft! Wie bin ich hierher gekommen, in dieß kleine, elende Zimmer? Himmel! welche Batterie von Medicin-Flaschen sehe ich hier stehen!“

„Ja," erwiederte der Doctor lächelnd, „die Facultät wußte in der That nicht mehr, nach welchem Mittel sie greifen sollte, und Gott sey Dank, daß die Natur die Cur selbst in die Hand nahm. — Wo Sie sind, gnädiger Herr, wollen Sie wissen? Jetzt darf ich es Ihnen wohl sagen. Als Sie vor acht Tagen, kaum halb genesen, auf Ihrer Abreise bestanden, ahnete mir gleich nichts Gutes, und was ich befürchtete, geschah auch nur zu bald. Schon am andern Morgen kam ein reitender Bote von Ihrem treuen Diener dort, der mir meldete, daß Sie gegen Abend desselben Tages, in die seltsamsten Phantasieen verfallen seyen, die in wenig Stunden fast bis zur Raserei ausgeartet wären, zuletzt aber einer todtähnlichen Ermattung Platz gemacht hätten. Er habe keinen andern Rath gewußt, als Sie in der nahen Judenschenke einstweilen unterzubringen, da eine weitere Transportirung

ihm bei Ihrem Zustande unmöglich geschienen. Er bat mich nun um des Himmels willen, keinen Augenblick länger mit meiner Ankunft zu zögern. So haben Sie uns denn diese acht Tage über wahrhaftig nicht wenig zu schaffen gemacht, und wie gesagt, gestern glaubte ich, alle Hoffnung sey dahin — als sich mit einem Mal, während wir Alle trostlos an Ihrem Bette standen, die frühern wilden Phantasieen in ein leises Flüstern verloren, und hierauf Ihr Gesicht wie von einem Scheine himmlischer Verklärung übergossen ward. Ihre erloschnen Augen strahlten wie von einem neuen Feuer, und kurz darauf verfielen Sie in einen tiefen Schlaf, der achtzehn Stunden ohne Unterbrechung gedauert hat; das war denn die heilsame Crise, der Sie Ihre Rettung einzig und allein zu verdanken haben."

„Giannina!" lispelte Heinrich mit bebenden Lippen, und eine heiße Wallung drang wohlthuend an sein Herz. „O meine Freun-

de!“ sagte er dann und faltete nachdenkend seine Hände, „es gibt Dinge in dieser Welt, von denen uns're Philosophen sich nichts träumen lassen! Ich aber habe zu träumen aufgehört,“ setzte er heiter hinzu, „denn ich bin erwacht — und von nun an will ich das rechte Leben erst beginnen. Nicht nur die Krankheit meines Körpers, nein, auch die meiner Seele hat diese lange Nacht begraben! Es hat Alles so kommen müssen. — Ich bereue nichts, was geschehen, denn Reue ist Thorheit, nur Bessermachen ist Weisheit!“

Heinrich hielt Wort, und leicht ward es ihm, dem Glücklichen! denn die Liebe eines Engels war sein Schutzgeist. Davon überzeugt, konnte er nur leichte Fehler mehr begehen. Er genoß seine Tage noch vielfach, er pflückte noch manche schöne Frucht vom Baume des Lebens, aber mit Maß und in den Schranken der Vernunft.

Dauernder und beseligender aber ist das

Glück dessen, der aus Liebe zur Vernunft kömmt, als dessen, der aus Vernunft zur Liebe kömmt.

Und dieß, könnte man sagen, ist vielleicht der wahre Unterschied zwischen Religion und Philosophie.

Als ich die vorliegende, so eben beendete Geschichte einer Freundin in der Residenz vorgelesen hatte, frug sie mich dringend, ob denn Alles dieß wirklich wahr sey? „Ganz gewiß," erwiederte ich, „schon der höchst glaubwürdige Titel hat Ihnen das ja angezeigt."

„Nun, wo hat es sich also zugetragen?"

„Darüber kann ich Ihnen keine bestimmte Auskunft geben, aber Sie bringen mich doch durch Ihre Frage hier plötzlich auf etwas, was mir ganz entfallen war. Der Freund nämlich, welcher mir das Manu-

script mittheilte, gab mir damals, zu besserer Orientirung, eine kleine Karte mit. Diese werde ich jetzt sogleich meinem Verleger schicken, daß er sie, sauber lithographirt, oder auch in Stahlstich, wenn ihm dieser nicht zu theuer ist, der Erzählung beifüge. Es wäre sehr gut, wenn dieß Beispiel Nachfolger fände, denn da man sich ohnedem bei vielen modernen Novellen manchmal gar nicht in der etwas verwirrten Localität zurecht finden kann, so wäre dieß ein herrliches Hülfsmittel; und wie sehr muß auch durch die bildliche Anschauung das Interesse an der Geschichte selbst gewinnen!

Ich werde Ihnen also den erwähnten Grundplan gleichfalls morgen mittheilen, einstweilen kann ich Ihnen aber, zu Befriedigung Ihrer Neugierde, noch gestehen: daß ich zwar, wie gesagt, nichts Zuverläßiges über den Schauplatz der Abenteuer Mischling's weiß, aber doch einmal gehört

zu haben glaube, ein Theil derselben habe sich in meinem eigenen Vaterlande — in der Lausitz zugetragen."

„Der Lausitz!" sagte laut lachend die Dame, „nein, wie ist es möglich, daß man aus der Lausitz seyn kann? Wissen Sie wohl, daß, schon als ich noch in der Mädchenpension war, unsre alte morose Lehrerin, die nicht litt, daß wir bei'm Unterricht nur eine Miene verziehen durften, es doch nie dahin bringen konnte, uns das Lachen zu verwehren, wenn in der geographischen Stunde von der Lausitz die Rede war? Ja, es wurde später förmlich in die Gesetze der Pension aufgenommen: bei Erwähnung der Lausitz dürfe eine Viertelstunde gelacht werden, aber nicht länger."

„Liebenswürdigste Spötterin," erwiederte ich, nicht ohne einen kleinen Anflug von Verdruß, „das kömmt bloß daher, weil Sie kein Lateinisch verstehen. Sie haben vielleicht bei Lausitz nur an den Sitz einer

Laus gedacht, statt an Laus Dei zu denken, was diese herrliche Provinz doch bei jedem Liebhaber von Tannzapfen, Kartoffeln und Sandschollen hervorrufen muß. Eigentlich aber kömmt das Wort von dem Character ihrer Bewohner her, denn diese sind keineswegs Hitzköpfe, sondern den Extremen abgeneigt, und eher von Natur etwas lau. Auch ist es nur verständig, daß sie im Ganzen lieber sitzen als laufen. Es sind gewissermaßen, wenn Sie wollen, phlegmatische, aber eben deßhalb auch sehr gute Leute, die zwar nicht ungern viel reden, aber stets nur sehr wenig handeln, was sie zu sehr exemplarischen Bürgern macht. Nur darf man sie nicht mit den ebenfalls dort ansäßigen Wenden verwechseln, ein Völkchen, das, obgleich es mitten unter ihnen lebt, doch sein slavisches Blut, wie seine slavische Gesinnung so rein erhalten hat, wie nur Juden und Zigeuner die ihrigen.

Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ein

Abschnitt des Landes sehr romantisch ist, und der andere wiederum zum Theil sehr fruchtbar, ja das Ganze hat man von jeher nicht mit Unrecht einer guten Kuh verglichen, die Freund und Feind stets gleich tüchtig gemolken haben. Die Kuh gibt auch noch heute gute Milch, und die Melker lassen es wahrlich an Eifer nicht fehlen! In der ethnographischen Beschreibung, welche uns're gelehrte Gesellschaft nächstens von dieser Provinz herausgeben wird, steht Folgendes: „Man kann mit Recht den obern Theil der Lausitz einen Garten, und den niedern, ohngeachtet seines sandigen Bodens, eine wahre Holz- und Kornkammer nennen. Beiden fehlt es in der jetzigen Epoche an nichts, als an etwas mehr Aufmerksamkeit von oben, an etwas mehr Unterstützung von Seiten des Gouvernements, welches diese neue Acquisition wohl bisher zu unbedeutend für seine Beachtung gehalten hat. — Wir sind nicht so glücklich als die Rhein-

länder, und gleich einem Paria unter den Provinzen, erfreut sich die arme Lausitz noch keiner jener Wohlthaten, die ihren Schwestern zu Theil wurden, keiner Chaussee, keines Canals, keiner Aufhülfe der Industrie, keiner Gunstbezeigung irgend einer Art — obgleich zu allem diesem die beste Gelegenheit vorhanden wäre, und obgleich das kleine Ländchen mit Anstrengung aller seiner Kräfte, so viele neu auferlegte Abgaben bezahlen muß, ohne daß man ihm die alten deßhalb erlassen hätte. Daher kömmt sie freilich auch immer tiefer in's Unrecht, d. h. sie wird alle Tage ärmer, der sündlichste aller Zustände...."

„O, ich bitte Sie, liebster A. Z., verschonen Sie mich mit diesem pedantischen Zeuge, ich sehe, Sie wollen mir das Lachen durch Langeweile vertreiben, aber es soll Ihnen nicht gelingen."

Und hier kicherte sie wieder in ihr Schnupftuch wie ein Gänschen, und sagte

halblaut, sich fortwährend mit Lachen unterbrechend: „Nein! ha, ha, ha, ha, es ist doch zu spaßhaft! Sie sind also wirklich daher, ha, ha, ha, ha, aus der Lausitz! ha, ha, ha, ha, — Himmel! ich bekomme den Lachkrampf! Machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich verscheide.“

Hier gestehe ich, daß mein ganzer Lausitzischer Patriotismus, und das will viel sagen, rege ward, und in wahre Empörung überging.

„Gnädige Frau,“ sagte ich, „das ist zu arg! Wie können Sie eine ehrliche und sittsame Provinz so geringschätzend behandeln? eine Provinz, aus der Ephraim Lessing und Johann Gottlob Fichte hervorgegangen sind! Madame,“ setzte ich hinzu, denn ich kannte mich nicht mehr vor Zorn, „Madame, wir haben ein Wochenblatt, ein Lausitzisches Wochenblatt! und ich werde dem Redacteur acht Groschen schicken, um ein patriotisches Pasquill auf Sie anzufer-

tigen. Jetzt aber gehe ich, Madame, und nie sehen Sie mich wieder."

Die Unglückliche lag in Krämpfen, ob aus Angst über meine fürchterliche Drohung, oder noch immer, es ist kaum glaublich! aus unverständigem Gelächter über die Lausitz? ich habe es nie erfahren, denn in meiner Wuth reis'te ich sogleich mit Extrapost nach Hause, und habe seit dieser Zeit mein liebes Vaterland nie wieder verlassen.

II.

Nachrede.

Es ist schon öfter bemerklich geworden, daß ich ein großer Freund von Vorreden bin. Da ich jedoch bei diesem Theile eine solche versäumt habe, so entschädige ich mich, noch ehe es zu spät wird, mit einer Nachrede — ein Titel, der überdem einen doppelten Sinn enthält, wie man bald merken wird. Ich beginne:

Das Erscheinen einer neuen Novelle von Tieck ist gewiß für Jeden, der den großen Dichter zu würdigen weiß (und zu unsrer Ehre wird dieses Publicum, Gott Lob! in Deutschland täglich größer), ein's der freu-

digsten Ereigniſſe. Wie vielmehr noch für einen abgeſtorb'nen Einſiedler, wie ich es bin, dem dergleichen oft nur ſehr ſpät zu Geſicht kömmt. So erhielt ich denn auch geſtern erſt die vor einigen Jahren geſchriebene launige Erzählung, „der Jahrmarkt" betitelt. Nun konnte mir gar nichts mehr a tempo kommen, als darin eine ſo vortreffliche Satire auf Parcomanen zu finden, weil mein Doppelgänger, der Fürſt von Muskau, eben ein großes Gartenwerk herausgegeben hat, zu dem Tieck's geiſtreicher Scherz hier ſchon, ſo zu ſagen, praenumerando die ergötzlichſte Kritik liefert, und — um mit ächten Recenſentenworten zu reden — über die Wichtigkeit, mit der der Fürſt eine Spielerei behandelt, die ſich dem wahren Kunſtgebiete gar nicht anreihen darf, ſiegreich den Stab bricht. Ich vermag daher Allen, die ſich einmal gutmüthig dazu verſtanden haben, jenen trock'nen Tractat, bei dem ich ſchwören kann, wenigſtens fünf-

zig Mal eingeschlafen zu seyn, zu lesen — jetzt zu ihrer Entschädigung und ihrem Vergnügen nichts Besseres anzurathen, als Tieck's Jahrmarkt gleich darauf folgen zu lassen. Denn das ist eben die erfreulichste und vielleicht allein wahrhaft geniale Satire, welche die comischen und schwachen Seiten im Menschen nicht erst auffindet, sondern sie, gleichsam durch Inspiration, im Voraus schon erräth; weßhalb sich denn auch immer gar viele Leute von solchen Propheten persönlich angegriffen glauben, obgleich das Genie in seiner Unschuld uns nur das Mögliche und Wahre im allgemeinen Menschengeiste aufdeckt, und eben deßhalb immer sicher ist, daß sich die persönlichen Originale dazu schon von selbst finden werden.

In wie weit übrigens mein besagter Feind und Doppelgänger dem Tieck'schen Baron wirklich, fern oder nah, verwandt sey, über-

lasse ich, wie billig, dem Scharfsinn des Lesers selbst zu beurtheilen — Glockenzüge und Frühstücke nach Maßgabe größerer oder minderer Bewunderung existiren zwar, um der Wahrheit ihr Recht zu geben, bis jetzt in seinen Gärten noch nicht; daß er aber in dem vorliegenden Werklein dennoch mit höchst possierlicher Gravität übermäßig an die große Glocke geschlagen, kann kein Parteiloser in Abrede stellen. Sonderbar trifft es sich indeß, daß ein and'rer geistreicher Novellendichter, dem das Publicum auch mit viel Liebe zugethan ist, Leopold Schefer, dem parcomanisch-literarischen Bilderbuche ebenfalls eine, aber dießmal wirklich absichtliche Beurtheilung ex post zugedacht hat. Diese ist mir zufällig schon im Manuscript zu Gesicht gekommen, und zu meinem nicht geringen Erstaunen ganz günstig ausgefallen. Welches unverdiente Glück! Denn auf jeden Fall wird Schefer's Auf-

satz den Lesern willkommen seyn, wie es früher Tieck's Jahrmarkt war, und so gelingt es der Eitelkeit des unbedeutenden Parkbeschreibers noch zuletzt, sich zwischen zwei berühmten Dichtern, dem ironischen und dem enthusiastischen, wenigstens Bezugsweise einen Augenblick mitten inne zu stellen.

Darüber könnte ich fast neidisch werden, wenn ich nicht bei meinem Hinscheiden den Neid mit allen übrigen menschlichen Sünden schon abgelegt hätte; denn auf meinem jetzigen Stern gibt es wieder neue, ganz anders gestaltete Sünden und Tugenden, als da unten, und man würde sich dort nicht weniger darüber wundern, wenn es mir vergönnt wäre, aus jener Schule zu schwatzen, wo ich so eben in Quarta eingerückt bin. Indem ich dieses ehrenvolle Avancement meinen hinterlass'nen Freunden, wiewohl mit Verbittung aller Gratulationen,

ergebenst anzeige, empfehle ich mich denselben zugleich bestens bis zum nächsten und letzten Theile dieses copieusen hors d'œuvre, wenn anders ein solcher zu lebendiger Reife noch bestimmt ist.

Zum Schluß gebe ich aber noch eine eig'ne kurze Recension des besagten Gartenwerks zum Besten, die ohne Anmaßung als infaillible zu betrachten ist:

Die vornehmen Leute fangen nun auch an, in unser Fach hinein zu stümpern. Welche traurige Aussichten für uns're Literatur!

Hier liegt vor mir ein Kind dieses Geistes, ein solenner Gartenschmaus, arrangirt von einem schon vielfach anderweitig bekannten Kraftgenie. Zuerst erscheint eine Vorkost en macédoine, worin auch etwas mit unterläuft von der Politik und Regierungskritik, nebst vielen andern Allotrien, die gar nicht dahin gehören; Alles wohl

eingesalzen und eingepfeffert, dann wieder mit Zucker nebst französischen Phrasen bestreut und mit Unschuld maskirt, pour servir tantôt à la bourgeoise, tantôt à la royale, mais toujours au suprême et parfait haut gout; das Ganze überdieß mit langen Perioden und sehr verlängerten Abschweifungen reichlich gespickt.

Zur Hauptschüssel werden hierauf eine solche Menge Vegetabilien servirt, daß kein Mensch sie ohne Indigestion zu verdauen im Stande ist; um so mehr, da nichts als Wasser, mit einigen künstlichen Felsen darin, als Erfrischung dazu herumgereicht wird.

Statt der behaglichen Ruhe bei'm Dessert gibt es aber nichts als endlose Promenaden. Ihrer ermüdenden Kraft dankt man indeß, nach beendigtem Frohndienste, wenigstens eine wohlthätige Schläfrigkeit.

Lieber Fürst! parcomanisiren Sie mei-

netwegen alle Ihre Güter, aber muthen Sie uns nicht zu, die langweilige Beschreibung davon in hundert Variationen auf daßelbe Thema durchzulesen.

Nur Ihr freundlicher Abschied gefiel mir, und mit dankbarem Gähnen sage ich Ihnen daher jetzt von Herzen: Gute Nacht!

Ende des vierten Bandes.

Anzeige

einer Original-Ausgabe der

sämmtlichen Werke

des

Verfassers der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen,"

von

Carl Julius Weber,

in Lieferungen von 6 Bogen, gr. 8. 6 gr. oder 24 kr. die Lieferung.

Einzeln sind davon zu haben

im erhöhten Subscriptionspreise von 36 kr.
oder 9 gr. per Lieferung

das

Papstthum und die Päpste.

(Ein vorher nie gedrucktes Werk.)

Deutschland

oder

Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

4 Bände.

Tutti Frutti.

V.

Tutti Frutti.

Aus den Papieren

des Verstorbenen

De mortuis nil nisi bene.
(Zur Beherzigung für alle Recensenten.)

Fünfter Band.

Gegen Nachdruck in Würtemberg privilegirt.

Stuttgart,
Hallberger'sche Verlagshandlung.

1834.

I.

Politische Ansichten

eines

Dilettanten.

Einleitung.

Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich gleich verkörpere; indeß schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst — freundlich durch die Lüfte wogt.

Göthe.

Der politische Schwindel beherrscht die Welt, und das Sprüchwort: — Schuster bleib' bei deinem Leisten — ist aus der Mode gekommen. Denn wie Herr von Pradt ausruft: Wer von uns ist heutzutage nicht General — Minister — König gewesen! so möchte ich fragen: Welcher Advocat will heute nicht den Staat regieren, welcher Schuster ihm nicht dabei helfen, und wel-

cher literariſche Lampenputzer nicht die Welt mit ſeinem Licht erleuchten! Das Schlimmſte iſt — die Krankheit wirkt, noch gewiſſer als die Cholera, contagieus und epidemiſch zugleich, und Keiner, er ſträube ſich, wie er wolle, kann ſich mehr von ihrem Einfluſſe ganz frei erhalten.

Auch mir geht es nicht beſſer als allen Andern, und der Leſer verwundere ſich daher nicht zu ſehr, wenn er ſieht, daß auch dieſes Buch nicht ohne einen ſtarken Anfall des erwähnten Uebels in die Welt zu treten vermag.

Einige politiſche Gedanken bedrängten mich, und ſo viel ich deren auch von Andern höre und leſe, ſo ſchien mir, daß doch immer noch etwas zu ſagen übrig bleibe.

Um dieſe Stimmung abzulöſen, ſchrieb ich den folgenden Aufſatz. Man beurtheile ihn nicht anders, und wenn ich im Verlauf deſſelben zu ernſt, zu gravitätiſch für meine Taille werden ſollte, ſo bedenke man

eben, was ich gesagt: daß die Politik einmal die allgemeine Krankheit unſ'rer Tage iſt, und ein Kranker jedenfalls doppelte Nachſicht verdient.

Bemerken muß ich aber noch, daß dieſer Aufſatz bereits vor zwei Jahren geſchrieben wurde und jetzt nur wenig Veränderung erlitten hat. Ich theilte ihn damals unſern hochverehrten Prinzen, einigen Miniſt:rn und andern marcanten Männern des Landes mit. Unſere Prinzen widmeten demſelben, da ſie Alles, was das Vaterland betrifft, mit ſo regem Intereſſe ergreifen, von Allen die meiſte Aufmerkſamkeit, und ich verdanke ihnen manche geiſtvolle Belehrung. Auch einige der Standesherren billigten meine Anſichten, der kleine hundertköpfige Dienſtadel nur tractirte ſie, wie man leicht denken kann, als eine eben ſo abgeſchmackte als ſtrafwürdige Tollheit, und der davon Kenntniß nehmende Theil der Beamtenwelt gab mir die Schrift ſtillſchwei-

gend mit vornehmen, wenn gleich etwas bitt'rem Lächeln zurück. Viele Andere behaupteten auch, daß solche Vorschläge unausführbar seyen. Das Letzte kann ich nicht unbedingt glauben, und es würde uns wahrlich nicht allzuviel Ehre bringen, wenn dem also wäre, indessen müssen wir zuvörderst sehen, was ein größeres Publicum darüber urtheilt. Zwei im Wesentlichen mir ganz Gleichgesinnte haben sich seitdem schon vor diesem vernehmen lassen, ein unter dem Namen Baltisch aufgetret'ner Autor, und der Verfasser der Schrift über Fideicommisse *). Beide sind aus dem Bür-

*) Außerordentlich schön und wahr sagt dieser Letztere:

„Einer der größten Uebelstände unserer Zeit ist, daß für die Mehrzahl allein diejenigen Systeme faßlich und begreiflich sind, welche entweder zur Despotie oder zur Anarchie führen. Die Kenntniß der wahren Freiheit ist noch zu wenig verbreitet."

„Man wird aber stets übel fahren, wenn

gerstande, und dieß habe ich für ein gutes Zeichen gehalten. Ich wünschte mir nur gleiches Talent und gleiche Kenntnisse mit jenen geehrten Beiden, um eben so überzeugend zu dem unparteiischen Leser sprechen zu können, als sie es gethan.

Ich lasse jetzt, gleichsam als kurze Inhaltsanzeige, und damit Jeder im Voraus

---

man den Völkern nur immer weitläuftige Constitutions-Urkunden proclamirt, die das Volk an keinem Orte auch nur nothdürftig zu erfassen im Stande ist."

„Noch übler, wenn man thörichterweise vorauszusetzen wagt, das Volk werde aus den politischen Hahnengefechten der Parteien und den täglich wechselnden Meinungen der Volksredner zur klaren und richtigen Erkenntniß seiner wahren Interessen gelangen."

„Die Freiheit muß erlernt werden durch eine progressive Entwickelung der Freiheit, wie man in den Wissenschaften das Höchste nur erreicht durch Weltkenntnisse und stetes Nachdenken."

und weiter unten:

„Nunmehr ist aber dringend nothwendig,

wisse, was er finden wird, Folgendes vorangehen.

Die Gesetze der äußern Natur, wie die Erfahrungen der Geschichte, lehren uns, auf beiden Wegen menschlicher Erkenntniß, unwidersprechlich: daß das Altwerdende, sey es auch noch so sehr *seiner* Zeit entsprechend, noch so vortrefflich constituirt *gewesen*, endlich absterben, und eben so,

---

daß der adelige Stand gleichfalls geordnet werde, weil er der Monarchie um so unentbehrlicher wird, als die Democratie, mit Rechten versehen, auf den Landtagen auch mit Ansprüchen auftreten wird und muß."

„Wie ist dem Adel zu helfen? wie ihn constituiren?"

„Dem Adel ist nur dadurch zu helfen, daß man ihn abschafft; man erschrecke nicht! wir wollen damit nur sagen, daß er in seiner jetzigen Verfassung abgeschafft werde, und eine neue zeitgemäße Organisation erhalten muß."

Wie sehr bin ich hierin mit dem tiefblickenden Autor einverstanden! weniger mit den Mitteln, die er, um zum Zwecke zu gelangen, vorschlägt.

daß das jugendliche Neue in seinem frischen Wachsthum und seiner Ausbildung fortschreiten muß. Nicht anders, als durch die gewaltsamste, grausamste Ausrottung kann es ganz und erfolgreich beseitigt werden, wie z. B. der Protestantismus in Böhmen und Salzburg; partielle Reactionen verdoppeln nur seine Kräfte, und also nur homöopathisch, d. i. indem man es mit seinen eig'nen Mitteln bekämpft, kann man es wohlthätig aufhalten, wo es etwa zu schnell und zu üppig wächst. Dasselbe Gesetz aber, in der so consequenten Weltordnung, wie im Physischen, auch im Geistigen — im Reiche der Ideen.

Wir dürfen es uns nicht ableugnen, wenn wir nicht dem Strauße nachahmen wollen, der nicht sieht, weil er den Kopf im Busch verbirgt: daß Freiheit, so weit dieses Gut irdisch und vernunftgemäß zu erlangen steht, die junge Pflanze ist, welche jetzt in der Weltgeschichte treibend empor-

schießt. Zu vertilgen ist sie nicht mehr, wenn man auch wollte, weil sie bereits zu tief gewurzelt, überdem auch schon in den vereinigten Staaten von America, das man prophetisch die neue Welt nennt, den vortheilhaftesten Boden zu einem bereits in großer, wenn auch noch nicht vollendeter Fülle blühenden Exemplare gefunden hat.

Europa's Boden ist ihr dagegen, in solcher Art von Ausbildung, wegen des Ganges seiner frühern Cultur und Geschichte gewiß durchaus ungünstig, und ich bin daher vollkommen der Meinung: daß sich hier die neue Zeit mit ganz andern Modificationen entfalten muß, und daß eine zu schnelle und übereilte Entwickelung derselben, diesen europäischen Boden (um bei dem gewählten Gleichniß stehen zu bleiben) vielleicht auf Jahrhunderte aussaugen und unfruchtbar machen; folglich jenem schönen Freiheitsbaume, wäre er auch noch so

freudig aufgeschossen, doch bald ein zu frühzeitiges Alter und Absterben bereiten würde.

Es mag seyn, daß wir in der Theorie ein Ideal aufstellen können, was in seiner Vortrefflichkeit vielleicht alle jetzigen Verfassungen über den Haufen stieße. Aber die Frage kann bei dem Vernünftigen hier nicht seyn: Was ist das Beste an sich, sondern: welches Beste können wir erreichen? Würde man nicht den Schulknaben auslachen, der Zeichnen lernen soll, und schon in der ersten Unterrichtsstunde erklärte, er wolle nur Raphael'sche Gemälde malen, aber nicht mit Linien und Perspective anfangen, um, wenn er Genie genug dazu habe, gradatim ein Maler zu werden?

Also nur durch Jahrhunderte, durch viele und viele Uebergänge können wir vielleicht einst das politische Utopien erreichen, das unsere Enthusiasten so vielfach anzupreisen streben.

Ist dieß aber wahr, so darf auch der

jetzige Vorwurf der Staatsmänner in Europa nur der seyn, mit möglichster Berücksichtigung des Zeitgeistes, und in seiner eigenen, nur weise angehaltenen und gemäßigten Richtung, den herannahenden Strom so unschädlich dem Bestehenden als möglich zu machen, und ihn in vielfachen Canälen durch die Klippen zu führen, um das Land zu befeuchten, statt die Fluth sich auf einmal darüber hinstürzen zu lassen, und das Land zu verheeren.

Dazu aber scheint, meiner festen Ueberzeugung nach, am sichersten bei uns nur auf dem Wege constitutioneller Monarchieen zu gelangen zu seyn, und auch dieses Mittel kann nur wiederum mit Hoffnung auf Erfolg angewendet werden, wenn man da, wo es in Wirksamkeit treten soll, auch für die Dauer desselben sorgt, und zu diesem Behuf aus den vorhandenen Elementen eine starke und gewichtige, den Forderungen der Zeit entsprechende Ari-

ſtocratie vorher gebildet hat, eine ſolche, die dem Staate nichts koſtet, ſondern auf eig'nen Füßen ſteht, aus eig'nen Kräften ſich erhält, und aus dem Volke ſtets erneuert.

Ohne dieſe wird das Königthum immer mehr und mehr, und zu der Völker Unglück, einen ſchweren Stand erhalten, und ſchon hat Frankreich in dem ewigen Wechſel ſeiner Dynaſtieen hinlänglich gezeigt, wie unentbehrlich das ariſtocratiſche Princip für die Erhaltung einer jeden Art von Monarchie, am meiſten aber einer conſtitutionellen iſt, ein Princip, welches auch wir leider bei uns im Königreich Preußen ſo künſtlich untergraben haben, und welches wieder zu heben, und durch zweckmäßige Umgeſtaltung zeitgemäß zu machen, wir noch immer nicht die geringſte ernſtliche Anſtalt machen*).

*) Schon Baco ſagt: Eine Monarchie ohne Ariſtocratie kann nur ein abſoluter Deſpotismus

Frankreich ist nur deßhalb zu dem Unding einer republicanischen Monarchie geworden, weil es die Bourbons versäumten, sich eine mächtige, ächte Aristocratie zu schaffen, statt einer nominellen. Dazu hätten sie ihre reichen Mittel und ihre Milliarden verwenden sollen, die, einzeln an Unbedeutende versplittert, ihren Untergang nur beschleunigt hat.

Wie aber nun das democratische Element dort immer mehr unter dem Thonbilde eines nur sogenannten Königs wuchernd, die Oberhand gewann, kamen sie bald dahin, daß schon vor geraumer Zeit ein Minister in der Deputirtenkammer öffentlich zu erklären für nöthig fand: Niemand könne das Wahlsystem vernünftigerweise als aristocratisch bezeichnen, wenn

---

seyn — heute aber nicht mehr des Thrones, sondern der Beamten oder des Volks, im ersten Falle also Büreaucratie, im zweiten Anarchie.

anders man nicht entschieden geneigt sey, sich ferner eines Wortes zu bedienen, das aus der französischen Sprache ausgemerzt worden sey*)!

Mit der Ausmerzung dieses Wortes und der Anstalt, die es bezeichnet, ist aber auch, wie jetzt die Sachen in Frankreich stehen, das Wort König nur noch ein leerer Schall, und auch bei uns in dieser Hinsicht die Aeußerung eines sehr gelesenen deutschen Journals bemerkenswerth, das, frohlockend über die Vernichtung des Adels, ausruft: „Nun haben die Völker es nur mit Einem noch zu thun!“

Soll der Thron in seiner Integrität fest bestehen, und der Inhaber desselben

*) Die Geldaristocratie und Rothschild's Reich nahm er wahrscheinlich mit einer Reservatio mentalis von diesem strengen Urtheilsspruche aus.

nicht nur ein Präsident mit dem bloßen Titel König seyn — was in dem größten Theil von Europa weder gerecht, noch volksgemäß seyn würde — so muß er auf die eherne Basis einer machtvollen Aristocratie gestellt werden; worunter ich jedoch den Leser sehr bitte, nicht etwa Ultra's, noch Adel überhaupt, wie er jetzt beschaffen ist, zu verstehen, sondern ein volksthümliches Institut dieser Art, wie es zum Nutzen und Heil des Ganzen denkbar und ausführbar ist.

Diese Ansichten sind es hauptsächlich, welche ich in dem folgenden Aufsatze etwas umständlicher auszuführen versucht habe, mit besonderer Rücksicht auf unsere vaterländischen Verhältnisse und Localitäten, indem ich zugleich unvorgreifliche Andeutungen hinzugefügt, wie ich glaube, daß ein solcher Zustand der Dinge bei uns auf vernünftige und selbst populaire Weise noch realisirt werden könne, wenn man sich nur

gehörig verständigen und von allen Seiten guten Willen dazu mitbringen will.

Im Ganzen ist jedoch mein Wunsch nur, hiedurch eine Anregung zu weiterer Forschung auf demselben Wege zu geben, und gern sage ich, was meine individuellen Ansichten betrifft:

Salvo meliore.

Man lies't täglich Brochüren über die so reissend fortschreitenden Begebenheiten, und über die Bedürfnisse der neuesten Zeit, die bald mehr, bald weniger Beifall erlangen, jedoch meistens nur in theoretische Declamationen ausarten, die sich in der Luftregion verlieren, ohne irgend wo festen Boden zu fassen, und namentlich über das, was sich speciell uns Preußen aufdringen muß, nirgends recht aufrichtig mit der Sprache heraus wollen*).

Nur in diesem letztern Sinne, mit möglichster Abstrahirung von allen im Voraus

*) In Blackwood's Magazin fand ich zwar neulich einen Aufsatz über Preußen, der ziemlich in's Detail geht, aber dabei zugleich eine so unerhörte Unkenntniß seines Gegenstandes

aufgestellten allgemeinen Systemen, sey es mir erlaubt, sowohl einige Andeutungen über Das hinzuwerfen, was uns, meiner

---

verräth, daß ihn gewiß Niemand, der mit unsern Verhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, im Tadel wie im Lobe ohne Lachen lesen kann. Ich führe von jeder Art nur ein Beispiel an.

Vom unsterblichen Friedrich erfrecht sich der Autor zu sagen: „In Friedrichs Augen war der preußische Bauer nichts als ein künftiger Soldat. Hätte man ihm seine Freiheit gegeben, würde man ihm Geschmack an Unabhängigkeit und Ungehorsam gegeben haben (schöne Folgen der Freiheit!), und so hielt er es für besser, ihn leibeigen zu lassen, in der ganzen Stärke und Grausamkeit dieses Worts. In seinen Briefen scherzt unser philantropischer König manchmal über das Schicksal dieser Armen, deren Lage Voltaire's Freund nicht verbessern zu können glaubte."

Welche unwürdige, grundlose Schilderung des großen Mannes, der in steter, gewissenhaftester Uebung seiner Pflichten und strengster Unparteilichkeit gegen alle seine Unterthanen für ewige Zeiten das Muster der Könige bleiben wird. Als Lob soll Folgendes gelten:

„Die militärische Disciplin ist übrigens in ganz Preußen vorherrschend. Man bemerkt sie

Meinung nach, wohl frommen könnte, als auch über die Natur des Zustandes, in dem wir uns wirklich befinden, und wie wir in denselben gerathen sind. Mehr bezwecke ich nicht — denn zu erschöpfender, folgerechter Ausarbeitung dieser Gegenstände fehlt es mir eben so sehr an Zeit als an Lust, und höchst wahrscheinlich auch an Geschick.

---

in seinem Verwaltungssystem, und in allen von der Regierung getroffenen Maasregeln. Sie erstreckt sich auf alle Beamten. Die große Regierungsmaschine geht auf *solche* Weise gut und schnell. Ich glaube nicht, daß in Betreff der Geschwindigkeit, der Oeconomie und Genauigkeit, irgend etwas diesem System gleich gestellt werden könnte, das, wenn man will, despotisch, aber bei weitem weniger verschürzt und hinderlich, bei weitem weniger geneigt ist, sich selbst zu vernichten, als die vertretenden Regierungen."

Ich überlasse jedem Kundigen, den Commentar zu dieser Stelle selbst zu machen, deren eine Hälfte unwahr, die andere schief aufgefaßt ist. Uebrigens wäre es gewiß sehr

Ich maße mir nicht entfernt an, ein Staatsmann vom Handwerk seyn zu wollen, glaube aber, als freier Beobachter, auch über Gegenstände dieser Art wohl einmal meine bescheidene Meinung so gut als ein Anderer äußern zu dürfen, wobei ich mich zugleich bemühen werde, das Wenige, was ich eben sagen will, mindestens offen,

---

gut, wenn unsere Beamtenwelt nur wirklich etwas militairisch organisirt würde. Oeconomisches und Schnelles würde unfehlbar dabei gewinnen.

Ueber die Landwehr wird eben so einseitig geurtheilt, und zuletzt schließt der Autor (wohl kein Engländer) damit, daß er uns versichert: Preußen werde durch sein Gouvernement constitutionell gemacht, ohne daß es selbst es merke, und ehe man sich es versähe, würden sich die preußischen Staaten mit einemmale frei (das sind sie schon im wesentlichsten Theile der Freiheit), constitutionell und vertreten erblicken. Das Letztere wünsche ich zwar von Herzen, bin aber hinsichtlich der Vorbereitung dazu ganz in dem Zustande, den der Verfasser uns zuschreibt, nämlich: ich merke nichts davon.

unparteiisch und Jedermann verständlich vorzutragen, ein Verdienst, dessen sich in der That nicht alle politischen Schriften unserer Tage rühmen können.

Ich bin weder ein Anhänger der sogenannten absoluten Volks-Souverainität, noch der unbedingten Legitimität, und der zu ihr (in diesem Sinne) gehörenden, absoluten Monarchie*). Denn weder die moralische Person des Herrn von Seckendorf, so geistreich und neu ihre Auffindung auch ist, noch alle Sophismen der Jarkischen Schule können mich absolute Herrschermacht als ein wohlthätiges Princip ansehen, noch alle Phantasieen der Ultraliberalen mir die Herrschaft der Democra-

*) Der Souveram ist allerdings des Volkes wegen da, aber eben deshalb kann das Volk nicht selbst Souverain seyn.

Eben so ist die irdische Macht des Souverain's nicht mit der geistigen Gottes zu vergleichen, weil Gott nicht unsertwillen, sondern wir seinetwillen da sind.

tie als etwas wünschenswerthes erscheinen lassen. Volks-Souverainität und Herrscher-Legitimität sollten sich, meiner Meinung nach, auf eine Art im Staate verschwistern, wie im Menschen der freie Wille und die Macht des Schicksals mit einander bestehen. Es liegt hierin allerdings, wie in allen tieferen Verhältnissen, etwas Mystisches, was nicht mehr haarscharf zu definiren ist, sondern mehr vom gesunden Gefühle wahrgenommen werden muß. Aber so viel sieht ohne Mühe Jeder ein, daß einseitig anerkannte Volks-Souverainität zu fortwährender Anarchie führen muß, absolute Monarchie von Gottes Gnaden hingegen keine bleibende Garantie gegen Tyrannei gewähren kann*).

*) Sehr merkwürdig sind in dieser Hinsicht die neueren Debatten in der französischen Deputirtenkammer (über die Adresse vom Januar 1834). Hier, wo drei Deputirte sich öffentlich zu den monstreusen Grundsätzen Robespierre's

Große Republiken — doch in der Regel nur gesellschaftliche Zustände, in denen Viele statt Eines befehlen wollen — scheinen überdieß aus tausend Gründen, die ich dem Leser und mir erlasse, in Europa dermalen ein Unding, am meisten aber in Deutschland, wo man eigentlich lieber gehorcht als befiehlt — selbst die Befehlen-

---

bekennen, beweisen sie mit großem Talent doch nur folgende zwei Dinge:

1) daß sie zwar, von dem Grundsatze der Volks-Souverainität ausgehend, wirklich nur ganz consequent folgern, und gibt man ihnen das Postulat zu, ganz in ihrem Rechte sind;
2) aber, daß eben deshalb das Princip ein irriges und höchst unheilvolles seyn müsse, mit welchem kein stabiles Regieren mehr möglich ist.

Gerade solche Erörterungen müssen es also am Ende dahin bringen, daß die Franzosen der gesunden Vernunft die Ehre geben, und dem Grundsatze der Volks-Souverainität in dieser Beschränktheit und Verkehrtheit der Ansicht gänzlich entsagen.

den. — Ueberdies werden alle Regentenhäuser bei uns in Deutschland wirklich noch kindlich geliebt, wenn man auch mit ihren Handlangern nicht immer zufrieden ist.

Ich gestehe also, daß eine wohlgeordnete constitutionelle, repräsentative Monarchie, in der sich Volk und Herrscher, gleich legitim, wie Seele und Körper vereinigen, mir ungeachtet der bisher aus andern Ursachen mißglückten Versuche dieser Art, und der aus diesem Grunde allgemein kühler gewordenen Vorliebe für diese Staatsform, immer noch von allen Verfassungsarten als die wünschenswertheste, dem Geiste der Zeit und den Deutschen angemessenste erscheint. Aber eine solche kann nur dem Zwecke allgemeinen Wohls entsprechen, kann nur auf die Dauer bestehen, wenn ein Drittes, ein wesentlich erhaltendes Princip in der Mitte steht, das eben sowohl der Willkühr des Herrschers als der unruhigen Anmaßung des

Volks einen unübersteigbaren Damm entgegensetzt.

Dieses Princip ist aber einzig und allein in einer volksthümlichen mächtigen Aristocratie zu finden, und so unpopulär dieser Name, weil man immer nur einen Sauerteig aus der Feudalzeit darunter verstehen will, auch jetzt geworden ist, so wird man doch über kurz oder lang darauf zurückkommen, oder dem constitutionellen System ganz entsagen müssen.

Was lehrt denn Europa's neuere Geschichte schon jetzt einen Jeden, der mit unparteiischen Augen sehen will? Die großen Staaten, welche den constitutionellen Weg in den letzten Jahren einschlugen, haben ihn entweder zum Theil schon wieder verlassen, ja die crasseste Despotie ihm vorgezogen, wie Spanien und Portugal *),

*) In der allerneu'sten Zeit kehren zwar Spanien und Portugal sich wieder dem constitutionellen Systeme zu, und thun sehr wohl dar-

oder befinden sich, wie Frankreich, in einer Verwirrung und Auflösung, die nur eines Funkens zu neuen Umwälzungen bedarf, und künftigen Zeiten nur das tragicomische Schauspiel einer Nation aufstellt, welche ihre Dynastieen wie Hemden wechselt, ihren König täglich verhöhnt und beleidigt, in halber Anarchie sich fortwährend aufreibt, und stets wiederkehrender Revolutionen wie unentbehrlicher Aderlässe zu bedürfen scheint. Die kleinern Länder mit Constitutionen dagegen spielen eine noch traurigere Rolle, und wenn sie auch nicht bei allen so kläglich wie bei den Belgiern abläuft, so sind sie doch eigentlich weder recht Fisch noch Fleisch in dieser neuen Brühe, zehren sich in unnützen und verdoppelten Kosten auf, und würden, einige Schreier abgerechnet,

---

an, versäumen sie aber, wie früher, der Aristocratie einen gebührenden Platz darin anzuweisen, so wird das neue Gebäude bald wie das erste zerschellen.

es vielleicht von Herzen gern sehen, wenn sie die kostspielige Neuerung wieder mit guter Manier los werden könnten.

Eine solche Verfassungsart paßt wohl überhaupt nur für große Reiche, welche der Gang der Civilisation auch höchst wahrscheinlich nach und nach überall herbeiführen wird. Ich frage: ob eine Rudolstädtische oder Hechingische, Reußische oder Lippesche u. s. w. Constitution nicht an das Burleske streifen würde!

Es entsprachen also alle bisher neu etablirten constitutionellen Verfassungen ihrem Zwecke und den gehegten Erwartungen nicht. Nur England, ohngeachtet des fressenden Krebses seiner Geistlichkeit (der wohl nur durch Amputation gründlich zu heilen seyn möchte), ohngeachtet der gröbsten und lächerlichsten einzelnen Mißbräuche in seiner alten Verfassung, ohngeachtet des gemißhandelten, elend verwalteten und sich so oft drohend gegen daßelbe erhebenden Irlands, steht

dennoch immer gleich mächtig groß und fest in seiner constitutionellen Würde vor uns da, mit einer vollständigern Freiheit der Individuen, als irgendwo sich ein Staat in Europa erfreut, mit unumschränkter Freiheit der Presse, die es nicht zu fürchten braucht, mit sicherer Kraft inmitten aller Unruhe der Zeit, reformirend aber nicht umwerfend, nie plötzlich das Oberste zu unterst kehrend, drohend mächtig nach außen, mit Zuversicht im Innern, ja selbst Frankreich mit aufrecht haltend, was ohne dieses glückliche Bündniß der neu'sten Zeit (beiläufig gesagt, die größte und in ihren Folgen noch nicht zu berechnende, Defaite, welche die übrige europäische Diplomatie seit Napoleon erlitten hat) wahrscheinlich schon selbst zusammen gestürzt wäre.

Es muß also in seiner constitutionellen Verfassung doch ein Princip der Dauer liegen, welches den andern Staaten fehlt — und man zeige mir ein and're, als das

seiner Aristocratie — denn Steinkohlen, oder das Meer, oder den englischen Egoismus dafür auszugeben, ist eine wahre Albernheit.

Nun gebe ich zwar gern zu, daß eine solche Anstalt, in andern Ländern aus dem Nichts heraufzubeschwören unthunlich sey, und weiß sehr wohl, daß sie immer auf einer schon vorhand'nen Basis wurzeln müsse. Fehlt aber diese etwa in Deutschland, wie sie in den vereinigten Staaten z. B. fehlen würde? Ganz das Gegentheil. Selbst in Frankreich, trotz seiner totalen Umwälzung durch die erste Katastrophe fehlte sie noch keineswegs, und ich sagte daher schon früher: es sey meine Ueberzeugung, daß die Bourbons noch heute, und glücklich für sich und Frankreich, regieren würden, wenn Ludwig der Achtzehnte alle Mittel, die ihm damals zu Gebote standen, dazu angewendet hätte, eine ächte und kraftvolle Aristocratie wieder herzustellen,

ſtatt dieſe Mittel unter einen nichts ſagenden Adel zu verzetteln, von dem er eine Hülfe und Unterſtützung zu erlangen hoffte, die ein ſolcher haltloſer Stand doch heutzutage weder gewähren kann, noch in der Regel will.

Auch bei uns iſt der Adel im letzten Stadio der Auszehrung begriffen, aber dennoch ſind die hiſtoriſchen und nationellen Elemente einer mächtigen und angeſehenen Ariſtocratie immer noch darin hinlänglich vorhanden, um ſie in wünſchenswerther Geſtalt neu conſtruiren zu können. Hierbei will ich jedoch nicht behaupten, daß unſere Ariſtocratie auch in Allem der engliſchen gleich ſeyn könne, noch ſolle, nein, nur in den weſentlichen Puncten: der Macht zum Erhalten, und dem eig'nen lebendigen Intereſſe an dieſer Erhaltung, im angemeß'nen Reichthum und Grundbeſitz, in Popularität und Achtung bei der Nation, in eig'ner feſter Dauer und den-

noch gleicher Zugänglichkeit für Alle — darin muß sie ihr ähnlich seyn. Alles dieß aber ist zu erreichen — bei dem vernünftigen, gemäßigten, klaren, deutschen Volke am ersten zu erreichen. Doch freilich müssen Völker und Regenten sich für diesen Zweck aufrichtig entgegen kommen, müssen von der Nothwendigkeit eines solchen vermittelnden Standes überzeugt seyn; die Einen nicht mehr zwei so himmelweit verschiedene Dinge, als verhaßter Blutadel und volksthümliche Aristocratie sind, für ein und daßelbe ansehen wollen; die Andern sich überzeugen, daß absolutes Herrschen nicht mehr zeitgemäß ist, sich daher auch ohne Eifersucht Pairs gefallen lassen, die es nicht bloß, wie in Frankreich, dem Namen nach sind — jämmerliche Schatten, weder einer Volksrepräsentation, noch einem Senat entsprechend — und mit dieser Gesinnung dann (denn von oben muß bei uns die Initiative dieser Einrichtung

allerdings ausgehen) einen neu organisirten Adel aufrichtig hervor zu rufen suchen, der nicht bloß aus Hofschranzen und besoldeten Dienern besteht, sondern im Volke wurzelnd, aus ihm erwachsen, und aus ihm sich fortwährend erneuend, diesem Volke auch werth seyn könne.

Liberale! Ihr wollt unbeschränkte gesetzliche Freiheit der Person, ihr wollt unbeschränkte gesetzliche Freiheit der Presse. Es ist ein schöner, ein gerechter Wunsch! Aber Ihr werdet ihn nie erreichen, und solltet Ihr es einen Augenblick lang, doch das Erreichte nie behalten, ohne den festen Bürgen einer starken Aristocratie.

Welcher Souverain wird, ohne Schutz vor dem democratischen, oft demagogischen Elemente, das, seiner Natur nach ewig veränderlich, fort und fort einem Besseren nachstrebt, und deßhalb nie ein Gutes bewahren kann, Euch eine Freiheit gewähren mögen, die seine eig'ne Ruhe und

die seiner Völker jeden Augenblick bedroht; ja, welche Regierung, selbst wenn sie aus Eurer Mitte genommen wäre, wird im Stande seyn, sich gegen Euer eig'nes Freiheitsfeuer zu erhalten, das der Füllung eines Luftballons gleicht, womit dieser, wenn der nöthige Ballast fehlt, bis in die unendlichen Räume unaufhaltsam fliegend fortgerissen wird. Glaubt es, denn es ist wahr, der Vortheil Aller fordert Beschränkung, und was im Leben selbstgewählte Beschränkung aus freier Willkühr ist, das ist für eine Nation die Monarchie, und für diese wiederum die Aristocratie im Staate.

Ich werde weiter unten ausführlicher zu entwickeln suchen, wie ich mir die Beschaffenheit einer zeitgemäßen Aristocratie in unserm Vaterlande Preußen denke.

Vorher muß ich aber nochmals festsetzen: daß ich überhaupt unter einer rationellen Constitution nur eine solche verstehen kann, wo die nöthigen Gewalten in einer so wohl

abgemessenen Wechselwirkung stehen, daß durch eine Deputirtenkammer der Gemeinen (aus zweckmäßig constituirten Wahlen hervorgehend) dem Principe des Strebens nach ewiger Vervollkommnung freier Spielraum gegeben sey; durch eine mächtige und geehrte Aristocratie aber diesem, seiner Natur nach stets gährendem Principe, ein hinlänglich erhaltender Damm entgegen gesetzt werde, und endlich der executiven Gewalt des Thrones; mit dem Recht des Veto, Machtmittel genug verliehen sind, um jedesmal nach der Seite hin den Ausschlag geben zu können, wo sie es dem wahren Interesse des Ganzen — was unter solchen Umständen immer nur das ihrige seyn kann — angemessen findet. Die Initiative der Gesetzgebung kann dann gewiß ohne Gefahr dem Souverain wie den Volksvertretern gleichmäßig zustehen.

Unter diesen Bedingungen also nur scheint mir jedem großen Reiche eine constitutio-

nelle Verfassung wünschenswerth; es kömmt nur darauf an, ob sie ausführbar ist. Fehlt aber in dieser nothwendig harmonischen Dreieinigkeit der Gewalten irgend eine derselben, so ist selbst die absolute Monarchie, durch allgemeine Bildung ohnehin heutzutage schon gemildert, einem solchen constitutionellen Zwitter hundertmal vorzuziehen *).

Diese Ansicht, einmal aufgestellt, wird nun, unserm Zweck gemäß, zuvörderst zu untersuchen seyn, ob in Preußen eine repräsentative constitutionelle Verfassung über-

*) Die Gegner des constitutionellen Princips haben es lächerlich zu machen gesucht, daß man drei so heterogene Dinge, wie Democratismus, Aristocratismus und Monarchismus, in einen Topf werfen, und daraus die beste aller Staatsverfassungen brauen wolle.

Demohngeachtet ist nichts den ewigen Gesetzen der Natur entsprechender, die alles Bestehende aus Polarisation und Antagonismus zusammengesetzt hat. Geist, Seele und Leib haben auch sehr verschied'ne Tendenzen, und machen doch erst zusammen den ganzen Menschen aus.

haupt schon gehörig vorbereitet sey, welche Elemente dazu vorhanden sind, und was ohne sie jetzt unser factischer Zustand ist.

Es ist wohl Jedem offenbar, daß Preußens ganze Stellung peremtorisch verlange, ja, daß es sein eigentlicher Beruf sey, bei dem Marsche europäischer Civilisation stets mit seinem Motto: „Vorwärts!“ wo nicht Allen voranzuschreiten, doch wenigstens in den vordersten Reihen seinen Platz einzunehmen. Jede andere Politik möchte für Preußen einst gefährlich werden.

Schon seit der Reformation, deren Lehren es ganz mit dem Geiste des Volkes, und selbst wider die Gesinnung seines damaligen Fürsten auffaßte, scheint die preußische Monarchie berufen: Deutschland vorzuleuchten, und zwar auf die edelste Weise, ohne alle gewaltsame Umwälzung nur mit dem eben so gewaltigen aber zugleich besonnenen, rechtmäßigen

Fortschreiten der Vernunft. Sehr richtig ist in dieser Hinsicht bemerkt worden: „daß der siebenjährige Krieg ebenfalls nur eine Fortsetzung des dreißigjährigen war. Wäre Friedrich besiegt worden, so ergriff der Katholicismus und mit ihm der Obscurantismus wieder die Macht auf mehrere Jahrhunderte.“

Hier aber können nun selbst die Feinde Preußens nicht leugnen, daß in diesem Reiche seit dem großen Churfürsten fortwährend, durch einen wahrhaft erhaben zu nennenden Regentenstamm, der, abgerechnet, daß aus ihm einer der größten Männer aller Jahrhunderte hervorging, rastlos Intelligenz zu verbreiten und zu erhalten gesucht hat — daß, sage ich, durch eine so selten und glücklich fortdauernde Persönlichkeit in diesem Regentenstamm, ohngeachtet er absolut über uns herrschte, nach und nach eine Liberalität im Gouvernement einheimisch geworden, und eine Frei-

heit des Volkes herbeigeführt worden ist, die jetzt so stark in der öffentlichen Meinung Wurzel geschlagen hat, daß sie schon nicht mehr precair, und bloß von der Person des Herrschers abhängig, genannt werden kann — sondern es wirklich in unserm Lande jetzt schon fast unmöglich geworden ist, in der Hauptsache anders als liberal zu regieren. Wir leben daher auch bereits freier in Bezug auf die vom Throne ausgehende Willkühr, als in sämmtlichen schlecht construirten constitutionellen Staaten, obgleich unter einem absoluten Herrscher, der, der Verfassung gemäß, mit uns jeden Tag so ziemlich wie mit Sclaven verfahren dürfte. Bloß die Gewalt der Intelligenz hat es also schon dahin gebracht, daß ein Monarch Preußens, selbst den Gedanken kaum mehr fassen kann, wirklich absolut, d. h. nach bloßer Willkühr regieren zu wollen. Aechte Liberalität in der Gesinnung Aller hat so bereits,

gleich einer aufgegangenen Sonne, den Thron wie die Hütte erleuchtet, hauptsächlich vielleicht deßhalb, weil wir durch die Weisheit unſ'rer Fürſten ſchon längſt von einem der größten Hemmſchuhe der Civiliſation befreit worden ſind, ich meine von einer dominirenden Kirche, jenem Staate im Staate, der nur verzehrt ohne zu erwerben, mit keinem lebendigen irdiſchen Intereſſe der Nation wahrhaft verwachſen iſt, und auf den Himmel ſich ſtützend, da, wo er die Macht einmal an ſich geriſſen, dem Weltlichen nur gebieten, nicht ihm gehorchen will. Dieß aber gewährt uns eben zu jedem Schritte nach vorwärts einen unermeßlichen Vortheil, deſſen Mangel England ſelbſt erſchüttert, Frankreich verwirren hilft, und Oeſterreich zum Stillſtehen zwingt. Haben wir nun ſo Großes den Vorfahren unſ'res Herrſcherſtammes zu danken, ſo ſind wir jetzt Lebende noch beſonders geſegnet, denn wo fänden wir ein

allgemein geliebteres, ein würdigeres Haupt, als unsern König, in welcher heutigen Fürstenfamilie auch einen blühenderen Stamm rüstiger, wohlwollenderer und besser gebildeter Prinzen? Nunquam libertas gratior exstat, quam sub rege pio, ist ein altes Wort, das aber für unsern verehrten Monarchen eigends erfunden zu seyn scheint, und ich glaube nicht, daß es einen einzigen Preußen gibt, der hierin nicht mit mir übereinstimmte, und diesen theuren Fürsten nicht mit religiöser Liebe und Treue anhänge. Der wohlwollende Sinn, die Mäßigung, die unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, der so richtige und scharfe Blick bei allen großen Gelegenheiten, der Haß aller Willkühr, die unsern König auszeichnen, sind ja Alles g'rade die schönsten Zierden für einen constitutionellen Monarchen. Sie verbürgen uns auch jetzt unendlich viel — und ist eine freimüthige Aeußerung erlaubt, so könnte in Bezug auf unsern theuern

Herrscher, bei den dermaligen Verhältnissen, vielleicht nur der einzige Wunsch noch übrig bleiben, daß Seine Erlauchte Person zugänglicher wäre, daß es leichter sey, den König selbst zu sprechen, um Seiner hohen Einsicht persönlich vortragen zu dürfen, was so oft durch das Interesse Anderer entstellt, ihm nur einseitig bekannt werden kann — denn ein König, sey er auch noch so groß, gut und weise, kann doch nicht immer Mißbräuchen wehren, nicht immer unglückliche Maßregeln verhüten, nicht immer Irrthum vermeiden und schädliche Institutionen entkräften oder aufhalten, wenn er nur die Stimme seiner Diener hört, und keine freie unabhängige Organe da sind, welche ohne Dienstabhängigkeit auch die Stimme der Nation unverfälscht und öffentlich zu seinem Throne zu bringen befugt sind; auch keine Anstalten die, wie Freiheit der Presse und allgemeine Volksrepräsentation, das

Volk selbst über sein wirkliches Wohl aufklären, und durch vielfache, wohlthätige Reibung und Austausch der Ideen das Wahre und Beste endlich an's Tageslicht bringen müssen.

Wo dieß fehlt, mögen auch bei dem besten Monarchen feste Stützen wankend werden, und leicht sich ein langsames Gift einschleichen, das bei eintretenden ungünstigen äußern Umständen selbst den sonst gesundesten Körper gefährden kann.

So ist es nicht in Abrede zu stellen, daß bereits bei uns eine früher sehr feste Stütze nicht bloß wankt, sondern schon so gut als vernichtet ist, ohne durch eine andere ersetzt worden zu seyn, und als ein schleichendes Gift möchte wohl die statt ihrer erwachsene, aber keineswegs denselben Beruf zu erfüllen fähige Bureaucratie, die immer mehr zum System werdende Herrschaft der Beamtenwelt bezeichnet werden können, die sich auf den Trümmern eines

bedeutungslos gewordnen Adels empor gehoben hat, und jetzt die eigentliche Einheit und Kraft des Staates vielleicht mehr als übermächtige Barone oder eine unruhige Deputirtenkammer untergräbt; die Energie des Volkes schwächt; in die, durch einige geniale Köpfe hervorgerufene Industrie und den freien Verkehr noch immer allzuhäufig kleinlich hemmend eingreift; allen großartigen Gemeinsinn und heilsame Verbrüderung der Nation aber absichtlich zerstört, weil sie im rivalen Conflict der verschiednen Stände ihren besten Vortheil findet, und daher Stadt und Land, Bürger, Bauer und Adel gern feindlich einander gegenüber stellt, während sie selbst nur alle gleichermaßen unter die eisernen Daumschrauben amtlicher Autorität, und einer Unzahl sich zum Theil widersprechender, zum Theil unzweckmäßiger Gesetze zu beugen sucht, die in ihren gewandten Händen

beliebig zu einer Geißel, oder einer wächsernen Nase werden.

So liegt sie wie ein Alp, wie eine tiefe Gewitterschwüle auf dem Lande, und es ist die höchste Zeit, daß diese moderne Hyder mit tausend Köpfen gelähmt, diese in's Unzählige gehende Vereinzelung individueller Thätigkeiten für ein einseitiges Interesse, in eine Bahn des der ganzen Nation gemeinsamen Interesses geleitet werde, und so einem regern, constitutionellen Leben der Monarchie Platz machen. *)

*) Es ist authentisch, daß wir im Staat von 60 Jahren nicht mehr denn 17 Assessoren (die damals glaub' ich Assistenten hießen) hatten. Heute sind deren 400! und doch werden durchschnittlich nur 12 Rathsstellen offen. Ferner sind gegen 2400 Referendairen und wahrscheinlich gegen 4000 Auscultatoren! Dieser Zudrang vermehrt sich wie eine Lavine, und auch ohne Besoldung drücken doch alle diese Menschen auf dem Volke.

*

Ihr, die ihr regiert werdet, verlangt überall wohlfeile Regierung, denn das ist ja der Ruf aller Völker von England bis America, wo sie freilich dermalen am wenigsten kostet. Ist es nun der Adel, oder das Heer der Beamten, die Euch soviel mehr zu erhalten kosten als nöthig wäre? Also feindet Euch doch nicht, Ihr Kinder einer Mutter, selbst untereinander an, Ihr gemeinschaftlichen Bürger, nur mit einem verschiedenen Namen! sondern erkennt den wahren Feind beider, der sich noch obendrein fortwährend aus Euch selbst recrutirt. Nur das Interesse oder der Enthusiasmus bewegen die Massen, sagt Jemand; die Masse der Beamten aber wird so zu sagen von beiden zugleich belebt, nämlich vom Enthusiasmus des Interesses. Dieses Interesse der Beamtenwelt bleibt aber, mit geringer Ausnahme Einzelner, ewig nur das: so viel Macht und so viel Gehalt als nur immer möglich zu bekommen, und Jeder, der

aus unſern Reihen zu ihnen übertritt, theilt dieſe Anſicht ſehr bald, denn ſie iſt leider ganz menſchlich. Unſer Intereſſe dagegen iſt g'rade das Entgegengeſetzte, nämlich: auf der einen Seite die Macht der Beamten durch eine Euch und ſich ſelbſt vertheidigende ſtarke Ariſtocratie, die Euch nichts koſtet, im Zaum zu halten; auf der andern aber des Staates Diener, die ſich jetzt als Eure Herren anſehen, ſo wohlfeil zu haben als möglich. Dieß Letztere aber geſchieht nicht dadurch, daß ſie ſchlecht bezahlt werden, denn dem Ochſen, der driſcht, ſoll man das Maul nicht verbinden, ſagt die Bibel: ſondern dadurch, daß ihre unnütze Anzahl, ihr überwiegender Einfluß beſchränkt werde — und das iſt es, was Euch unendlich mehr Noth thut, als die Anfeindung eines ſchon ſo gut als verſcholl'nen, armen Adels; oder gar die Oppoſition gegen eine volksthümliche Ari-

ſtocratie, die Euch am ſicherſten eine glückliche Zukunft verbürgen wird.

Viele höchſt würdige, uneigennützige und edle Staatsdiener ſelbſt ſind mit mir hierüber einer Meinung. Sie und Alle, die ihnen gleichen, und deren Zahl iſt Gott Lob noch groß, wiſſen ſich ſehr wohl von dem, was in Maſſe hier unter Bureaucratie zu verſtehen iſt zu unterſcheiden *).

Jene ſind des Staates Stütze und Palladium, dieſe werden ſeine furchtbarſte Zuchtruthe, weßhalb auch ſchon Jemand ſehr bitter, aber nicht ganz unwahr geſagt

*) Ein ſehr geiſtreicher Mann dieſer Claſſe ſchrieb mir vor Kurzem dieſe mir merkwürdigen Worte: „Es würde oft ſchwer ſeyn, den Patriotismus, der von ſo vielen unſerer Behörden wie vorſätzlich ertödtet wird, zu bewahren, wenn er nicht aus einer reineren Quelle flöße. Solche ächte Behördenmänner ſind ganz abnorme Menſchen, Leute wie heraldiſche Thiere! Man kann den Unterdrückten kaum das Recht abſprechen, über das empört zu ſeyn, was ſie ein ganzes Leben hindurch raffinirt plagt.“

hat: Preußen ist kein militairischer Staat mehr, sondern ein Beamtenstaat (s. Briefe aus Berlin).

Es ist übrigens hiermit durchaus nichts Persönliches gemeint, sondern nur das Resultat einer fehlerhaften Stellung der Beamtenwelt im Allgemeinen hervorgehoben, die ihr, als einer wesentlich eben so democratischen, als herrschsüchtigen Körperschaft, immer beiwohnen wird, wo sie wie bei uns (nur die allerhöchste Gewalt des Herrschers ausgenommen), alle übrige des Staates in sich vereinigt, außerdem so gut wie unabsetzbar ist, und dabei noch zuletzt eine wahre Allmacht im Detail erlangt, welche, wie wir jetzt constituirt sind, durch nichts mehr im Staate contrebalancirt wird. Dieß ist es, was sie so gefährlich, so vernichtend für die Freiheit und Sicherheit der Individuen sowohl, als für die Freiheit der Nation im Allgemeinen macht, und machen muß — denn jede Kraft, die man in Be-

wegung setzt, und der man Raum gibt, wird ihn auszufüllen streben. Dieß kann der Kraft nicht einmal verdacht werden, sie folgt nur der innern Nothwendigkeit. So erwarb sich früher der Kriegs- oder Ritterstand, dann die Priesterschaft ihre Universalmonarchie, die der Staatsdiener und Advocaten scheint unserer Zeit vorbehalten. Die Dinge sind stärker als alle Personen. Wollte man bloß von Persönlichkeit bei uns sprechen, so könnte man im Gegentheil mit Wahrheit sagen: daß die größere Rechtlichkeit und Einsicht, welche bei den meisten unserer Beamten ohne Zweifel, wie bei unserm ganzen Volke vorherrschen, die grundfalsche Richtung und Stellung des büreaucratischen Instituts noch weit weniger fühlbar machen, als es in ähnlicher Lage, und mit gleich mangelhafter Einrichtung in dieser Hinsicht an andern Orten der Fall seyn würde. Dieß ist mir auch oft als Argument für unsere

Beamtenherrschaft eingewandt worden und, weder die Sache noch meine Meinung verstehend, hinzugesetzt: daß es doch nirgends so viele ausgezeichnete Beamte als gerade bei uns gäbe; der Vernunft gemäß aber nur das Talent und Verdienst im Staate hoch und mächtig stehen müßten. Dieß Letztere halte ich nun überhaupt für irrig (da Talent und Verdienst nur in festen Schranken dem Ganzen wahren Nutzen bringen), aber in einer Monarchie ist es vollends ganz widersinnig — denn ist das persönliche Verdienst der einzige und höchste Maßstab für zu ertheilende Macht und Größe, so muß vor Allen der König jedesmal als der Verdienstvollste der ganzen Nation gewählt werden, und es thäte sogar Noth, ihn wieder abzusetzen, wenn sich während seiner Regierung ein noch Verdienstvollerer fände. Da aber Verdienst selbst relativ ist, so frägt sich, wer soll darüber unfehlbar belehren, und zuletzt müßte

ein Gottesurtheil entſcheiden. Verdienſt und Talent müſſen hervorgehoben, benützt, ſo wirkſam als möglich gemacht, geehrt und belohnt werden, aber allein und unumſchränkt im Staate herrſchen, die einzige Gewalt darin ſeyn, dürfen ſie nicht. Das Verdienſt-Princip in dieſer Hinſicht führt, eben weil es ſo beweglich und relativ iſt, nothwendig zu fortdauernder Unruhe und Umwälzung. Dieß fühlend, erfand man die Legitimität, das Recht der Geburt, welches nicht relativ iſt, obgleich es in ſeiner Anwendung auch wieder nachtheilig ausarten kann, und daher ebenfalls ſeines Gegengewichtes bedarf. Aber doch hat eben dieſe Legitimität ſchon hinlänglich bewieſen: daß zur Ruhe und zum Glücke der Völker zweckmäßige Inſtitutionen, die das Princip der Dauer in ſich ſelbſt tragen, mehr Verdienſt um das Glück der Völker haben, als alle Perſönlichkeiten, eben weil die Letztern ungewiß und momentan, die Erſtern

bleibend, fest und erhaltend wirken. Nur wo die Legitimität auch precair, d. h. personell oder eigenmächtig wirken will und kann, taugt sie nichts, aber in ihre richtige Schranken gebannt, wird sie eben so anwendbar für den Thron als für eine wahre Aristocratie. Wir kommen daher immer wieder auf das in unserer Zeit einzig vollständig Befriedigende, auf die eben so legitime als beschränkte, auf die richtig organisirte constitutionelle Monarchie zurück.

Wer die Verdienst- und Talent-Theorie in dem angegebenen Sinne vertheidigt: daß nämlich durch alle Stufen nur immer dem höchsten gegenwärtigen Talent alle Gewalt und aller Einfluß eingeräumt werden müsse — der bezweckt entweder eine sultanische Verfassung, wo die Gewalt des Stärkern (immer das am sichersten sich zu jeder Zeit geltend machende Verdienst) von oben bis unten unumschränkt herrscht, oder eine ameri-

canische, in der die Volks-Souverainität regiert, und über das Talent, wenn nicht richtig, doch wenigstens nach dem Glauben der Mehrheit entscheidet, wo dann freilich keine Aristocratie mehr, aber auch kein König vonnöthen sind. Im ersten Falle ist der Verfechter einer solchen Theorie ein Sclave, und es gibt deren in allen Ständen — im zweiten (in Europa wenigstens) ein Schwärmer und Thor, der auf Steinen einen Saamen aussäen will, welcher dort nimmermehr aufgehen kann.

Die Amts- und Justiz-Hierarchie, von der ich vorher sprach, ist bei uns dadurch entstanden, daß in Folge der politischen Umwälzungen, als Napoleon die Welt in ihren Fugen erschütterte, unser Gouvernement selbst sein Heil nur in einer langsamen Revolution finden zu können glaubte. Es hatte darin in jener gefahrvollen Crise auch nicht Unrecht, und wir müssen es heute noch den damaligen Ministern Stein, und

besonders Hardenberg, danken, daß in der jetzigen gährenden Epoche wir schon deßhalb auf die längste Ruhe rechnen können, weil jene Staatsmänner bereits nach und nach Manches zum großen Theil vorbereitet und in's Leben geführt haben, was jetzt an andern Orten gewaltsam gefordert wird. Es blieb aber gegen das Ende seines Lebens der alte Staatscanzler nicht mehr Herr seiner Mittel. Sie wuchsen ihm selbst über den Kopf, und das, was weise angefangen war und segensreich gewirkt, nahm nun eine einseitige und schädliche Richtung. Nur den Zweck im Auge, eine möglichst bewegliche Masse, durch eine neue Freiheit exaltirt, dem großen Feinde entgegensetzen zu können, stieß damals das Gouvernement, vielleicht mit zu wenig Schonung, und zum Theil mit Gefährdung aller Eigenthumsrechte kühn das Bestehende um, damit aus dem alten Schutt ein neues, luftigeres Gebäude entstehe. Zu dessen Auf-

führung schuf es sich die Büreaucratie, und bekleidete sie von nun an allein, mit aller Macht und Ehre, Rang und Einfluß im Staate, die fortan nur vom Throne ausgingen, denn ohne Amt war man nichts mehr, wie in der Türkei und in Rußland. Im Anfang entsprach das Mittel vortrefflich dem Zweck — als sich aber diese Beamtenwelt erst recht festgesetzt hatte, und rund umher nur Untergebene sah, so fing sie bald an sich zu fühlen, ja ihre Aemter fast wie ein Eigenthum anzusehen *), den Obern

*) Es ist interessant, hier eine Stelle aus der Botschaft des Präsidenten Jackson vom Jahre 1831 über diesen Gegenstand zu vergleichen. Er sagt:

„Es dünkt mir rathsam, die Amtsperiode der höhern Beamten auf sechs Jahre zu beschränken. So dürfte die Reinheit unserer Regierung am besten befördert werden: doch möchte die Natur des richterlichen Amtes, und die Nothwendigkeit, sich die höchsten Talente und die erfahrensten Politiker für das Cabinet und die wichtig-

ungern duldend, den Untergebenen despotisch niederhaltend. Und da ward die lei-

---

sten diplomatischen Posten vorzubehalten, allenfalls eine Ausnahme von jenem Ausschließungs-Princip bilden. Unter denen, die sich lange im Besitze von Macht und Aemtern befinden, sind wohl nur Wenige, die nicht mehr oder minder unter dem Einflusse von Gefühlen stehen, welche der getreuen Erfüllung ihrer öffentlichen Pflichten hinderlich sind. Sollte auch ihre Redlichkeit keine unmittelbare Anfechtung erfahren, so gewöhnt man sich doch daran, das Amt als eine Art von Eigenthum und die Regierung mehr als ein Mittel zur Beförderung individueller Interessen, denn als ein bloß zum Besten des Volks erfundenes Werkzeug zu betrachten. Bestechung bei Einigen, Entartung richtiger Gefühle und Grundsätze bei Andern, wenden die Regierung von ihren gesetzmäßigen Zwecken ab, und schaffen sie zu einem Werkzeuge für die Erhaltung Weniger auf Kosten Vieler um. Die Pflichten aller öffentlichen Beamten sind so klar und einfach, oder lassen sich doch so aufstellen, daß fähige Männer sich leicht zur Erfüllung derselben geschickt machen: und ich kann nicht umhin,

tende Hand des Ministers nach und nach zu schwach, die Zügel wieder straffer anzuziehen.

---

zu glauben, daß durch das lange Bleiben im Amte mehr verloren geht, als sich im Allgemeinen durch die Erfahrung gewinnen läßt. Ich schlage demnach der Erwägung des Congresses die Ausdehnung des Gesetzes, welches die Amtsdauer auf vier Jahre beschränkt, auf alle Aemter vor. Niemand hat das Recht, sich zu beklagen, wenn das öffentliche Wohl seine Absetzung erfordert, nur das Volk hat dieses Recht, wenn ein schlechter Beamter an die Stelle eines guten tritt. Der Abgesetzte hat die nämlichen Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen, wie die Millionen Menschen, die nie im Amte gestanden. Durch die vorgeschlagene Beschränkung würde der Begriff von Eigenthum, der jetzt so allgemein mit dem Amte verknüpft wird, wegfallen; und sollte auch daraus zuweilen Nachtheil für Einzelne erwachsen, so würde sie doch, durch Beförderung jener Circulation, die ein leitendes Princip in dem republicanischen Glaubensbekenntnisse bildet,

Man wurde es auch bald von mehreren Seiten gewahr, daß man sich auf falschem und gefährlichem Wege befinde, aber es war nicht mehr möglich, die Direction zu ändern. Ein zweifelhafter Halt (und Stehenbleiben ist schon Rückschreiten) war Alles, was man bewerkstelligen konnte. Auf dieser Station befinden wir uns eigentlich noch jetzt. Sie ist einer Epoche bei'm Bauen zu vergleichen, wo man einen guten Theil des alten Hauses abgetragen, und alle Materialien zum neuen angefahren hat, mit einem Mal aber über den Plan des neuen Baues wieder ungewiß und uneinig wird, und ihn von Neuem in Ueberlegung nimmt. Aber die Zeit vergeht, man muß eilen. Manche, die sich einbilden, es sey noch 10 Uhr früh, wenn es wirklich schon 3 Uhr

---

dem ganzen System eine gesunde Thatkraft verleihen."

So denkt man über Stellung der Beamten in dem frei'sten Staat der Welt.

Nachmittag ist — glauben, sie könnten immer so halten bleiben; Andere wollen die neuen Materialien lieber wieder abfahren, und dazu die Pferde gleich rückwärts an den Wagen spannen — aber Beides: Stehenbleiben und Rückwärtsfahren könnte heute nur zum sichern, dereinstigen Verderben führen. Das Alte ist dahin — es ist vom Gouvernement selbst gewaltsam eingerissen worden, ohne Schonung festbegründeten Besitzthums der Einzelnen, und einmal vernichtet, oder in der Agonie liegend, kann es nicht wieder auferweckt werden. Es würde im günstigen Falle nur ein scheinbares Leben behalten. Es kann jetzt nur noch davon die Rede seyn, wie das Neue, schon Bestehende und Bevorstehende, so motivirt werden möge, daß das Endresultat wieder die Vortheile des Alten bringe, ohne seine Nachtheile, und wie hierauf ein solcher Zustand auch fest zu begründen sey. — In dem absichtlich

halbeingerissenen Hause können wir so schwerlich wohnen bleiben, wenn es auch noch so sicher nach Außen mit Vertheidigungsmitteln und Bollwerken versehen wäre, worauf Viele bisher Alles allein berechneten, wir brauchen auch einen sichern Bau im Innern, damit uns bei eintretendem Sturm nicht die Balken auf den Kopf fallen, und ein warmes Obdach für jede Witterung da sey.

Schon der Fürst Hardenberg glaubte, bis zum Ende seiner Laufbahn, daß dieß nur auf constitutionellem Wege zu erlangen sey, und that zu solchem Zwecke mehrere vorbereitende Hauptschritte.

Andere ausgezeichnete Männer unterstützten ihn darin, und bildeten mit unermüdetem Fleiß und Eifer ein noch weit stärker darauf hinweisendes Institut aus. Nach dem, was so geschaffen und organisirt wurde, scheint es mir weniger die Frage zu seyn,

ob man noch eine Constitution oder allgemeine Volksrepräsentation geben solle, als: ob man noch eine für immer vermeiden könne?

Mit der Freigebung der Bauern, mit ihrer Ablösung von allen früher über sie ausgeübten Gerechtsamen der Gutsbesitzer, mit der Aufhebung ihrer Abhängigkeit von denselben als früherer Ortsobrigkeit, mit ihrer Constituirung als freie Grundbesitzer, mit der neuen bevorstehenden Communal-Ordnung, mit dem großen Gewicht, welches man den Städten gegeben, mit der unbeschränkten Gewerbefreiheit, mit der Unabsetzbarkeit der Staatsbeamten ꝛc. hat man schon, beinahe mehr als nöthig und vielleicht gut war, dem Princip der absoluten Monarchie stillschweigend entsagt, und es ist in diesem Sinne nicht ganz unpassend die Ablösung eine Auflösung genannt worden.

Mit dem, das ganze Volk zu Soldaten

machenden Syſteme der Landwehr aber, hat man einen wahren Rieſenſchritt zu einer freien Verfaſſung zurückgelegt, der kaum mehr ein vorbereitender, ſondern ein in medias res führender zu nennen iſt. Dadurch hat man, man muß es dankbar bekennen, wahrhaft unpopuläre Maßregeln, die das Ganze betreffen, für die Zukunft faſt unmöglich gemacht, zugleich aber dem Volke eine Gewalt in die Hände gegeben, die, unter allen Umſtänden, nur in einer regulirten, allgemeinen Volksrepräſentation ihr hinlängliches Gleichgewicht finden möchte. Die Organiſation dieſes Syſtems, wie es jetzt exiſtirt, bringt überdem, ungeachtet vielfacher Vortrefflichkeit, doch auch außerordentliche Störungen im bürgerlichen Leben und Verkehr hervor, entzieht der Induſtrie eine ungeheure Summe, weit weniger durch das, was ſie koſtet, als durch das, was ſie zu erwerben verhindert,

gibt außerdem manche Gelegenheit zu drückenden Chicanen für die bürgerlichen Verhältniſſe, ſelbſt im tiefſten Frieden, noch unendlich mehr im Fall eines Krieges, vielleicht gar eines unglücklichen Krieges. Für ſeine Meinung ſtreitend, würde indeß alles dieß überſehen werden, im entgegengeſetzten Falle dürfte, mit Grund, bei einer ſo militairiſch und mobil gemachten Nation, ein ungünſtigeres Reſultat befürchtet werden können; ja wenn man nicht von oben die völlige Entwickelung dieſer ſo begonnenen Emancipation ſelbſtgewährend und dirigirend zu Stande bringt, ſo mag man leicht bei unruhigen Zeiten, die doch keineswegs für immer unmöglich ſind, einem neuen Tugendbunde oder einer andern unregelmäßigen Kraftäußerung des Zeitgeiſtes die günſtigſte Gelegenheit vorbereiten. Auch iſt gar nicht in Abrede zu ſtellen, daß das Landwehrſyſtem um ſo gefährlicher werden kann, da es jetzt nur, als vom abſoluten

obern Willen allein ausgehend, betrachtet werden muß, und dadurch nothwendig ein sehr arbitraires Ansehen erhält.

Eine stehende Armee, wie sie früher existirte, übt weit weniger Drückendes auf alle tägliche Verhältnisse des Lebens aus, und gar oft hört man den heutigen gezwungenen Dienst Aller vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre, mit fortwährenden Uebungen und Lasten, dem öftern Herausreissen aus den gewählten und nöthigen Erwerbsverhältnissen, und der freien Disposition des Gouvernements über diese Masse zur Vertheidigung wie zum Angriff — von den eben unangenehm davon Getroffenen nicht anders tituliren, als: eine ganz neue Art von allgemeiner militairischer Leibeigenschaft.

Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn eine Repräsentation der Nation selbst, zur Vertheidigung des eig'nen Heerdes, ein solches Institut verlangt oder bestätigt. Das

Selbſtauferlegte trägt man überdieß, auch wenn es drückt, immer leicht, das Aufgezwungene ſchwerer, ſey auch die Laſt wirklich geringer. Ohne eine ſichernde Garantie, welche nur aus einem repräſentativen Syſteme und dem darin kund gewordenen Nationalwillen für beide Theile hinlänglich hervorgehen kann, dürfte alſo, meiner Ueberzeugung nach, das Inſtitut der Landwehr eben ſo leicht verwundend für das Volk, als in Colliſionsfällen und bei ganz andern Conjuncturen als die jetzigen ſind, bedenklich für den Souverain ſelbſt werden können. Im Uebrigen bin ich weit entfernt zu bezweifeln, daß dieſes Syſtem nicht die heilſamſte, zeitgemäßeſte und glücklichſte Idee ſey, welche für Preußen's Wohl je erdacht werden konnte, und einer der ſchönſten Ruhmeskränze genannt zu werden verdient, die, aus unſ'res allgeliebten Monarchen ſpeciellen, liberalen Willen entſprungen,

einst seine so vielfach segensreiche Regierung für alle Zeiten zieren wird.

Denn außer ihren rein militairischen Vortheilen, und daß sie die ganze Nation kriegerisch macht (ein Glück im Krieg wie im Frieden), erreicht sie zwei andere wohlthätige Zwecke, deren Nutzen unberechbar ist, und jeden pecuniairen Nachtheil weit übertrifft. Es sind folgende: *)

1) daß sie bei der vortrefflichen Organisation, man kann sagen, Erziehung unsers Militairs, ganz besonders auch in moralischer Hinsicht, eine bisher nie statt gefundene, solide und wesentliche Bildung des Volks allgemein durch alle Classen desselben verbreitet, welche unſ'rer (ohngeachtet Herrn Cou-

*) Man findet im zweiten Theil dieses Buchs schon etwas Aehnliches angeführt, des bessern Zusammenhanges wegen verstatte man indeß hier eine theilweise Wiederholung.

sin's Lobpreisungen) noch vielfach mangelhaften bürgerlichen Erziehung gründlich nachhilft, eine Wahrheit, die sich Jedem, der mit den gemeinen Classen viel zu verkehren hat, unabweisbar aufdringen muß.

2) Daß eben durch eine militairische Bildung dieser Art allein dasjenige, was uns Allen durch ganz Europa am meisten Noth thut, und im bürgerlichen Leben fast ganz verschwindet — Gehorsam und Disciplin — noch in der preußischen Nation erhalten worden ist, und unter solchen Umständen auch in einer constitutionellen Zukunft eher zunehmen als abnehmen würde. Die Zeit hat dieß bereits bewiesen, denn kein Land hat dem Schwindel eben dieser Zeit bis jetzt so ehrenvoll widerstanden, in keinem herrscht mehr Anhänglichkeit an unser angestammtes Fürstenhaus, und kein's

ist daher Unruhen und Umwälzungen, wie wir sie rund um uns erlebt, weniger ausgesetzt.

Man hat also, durch die erwähnten Maßregeln, sich fortan der bloßen Willkühr schon so gut wie begeben. Ist aber dieß einmal geschehen, so kann der Herrscher bei einer einzuführenden freieren Verfassung nichts mehr einbüßen, sondern im Gegentheil dadurch seine, im unwillkührlichen Uebergange vielleicht möglicherweise Gefahr laufende, Autorität nur auf die Basis der dauerndsten, vernunftgemäßesten Macht, nämlich einer solchen, die nur zu seinem und des Volkes Glücke beschränkt ist, befestigen, und für alle Folge sichern. Ist nun diesemnach ersichtlich, daß weder Volk noch Fürst bei einer constitutionell repräsentativen Verfassung etwas zu verlieren haben, wohl aber Vieles gewinnen können, so dürfen wir mit großer Genugthuung auch anerkennen, daß zur Aufführung eines sol-

chen Gebäudes g'rade unsere Lage noch viel Günstiges darbietet. Auf der einen Seite haben wir, wie schon bemerkt, keine Kirche mit politischer Macht ausgerüstet, die uns am Baue hindern könnte, auf der andern aber finden wir schon zwei Hauptelemente dazu, von kräftiger Qualität, bei uns vorhanden — nämlich eine bereits herangebildete, weit ausgebreitete Intelligenz im Volke, zur Formirung einer tüchtigen Deputirtenkammer, und eine, mit allen wünschenswerthesten Attributen reichlich versehene, populaire Legitimität in der regierenden Familie. — Aber vergebens sehen wir uns leider nach der nothwendigen Mitte, dem unerläßlichen Zusammenhalte des Ganzen um, nach einer mächtigen Aristocratie, deren Daseyn, wie wir sehen, England so groß gemacht, deren Mangel Frankreich so verderblich geworden ist, und höchst wahrscheinlich noch mehr werden wird. Denn die französische Pairskammer

iſt nichts als höchſtens ein Senat von ſehr geringem Einfluß, bildet aber in gar nichts mehr eine wahre Ariſtocratie, wozu ihr ſchon das Hauptingredienz fehlt: großer Landbeſitz und Popularität, gleichwie eine feſte Vereinigung ihres eig'nen Privatintereſſes mit dem der Nation. Bildet ſich die Ariſtocratie in Frankreich nicht noch auf andere Weiſe aus, ſo geht dieſes Land gewiß mit ſtarken Schritten einer völlig republikaniſchen Verfaſſung entgegen, und kann es dann dieſe ſich auch nicht erhalten, wieder vollſtändiger Anarchie und dem Untergang, oder einer neuen Militairdeſpotie. Jedenfalls wird ſein König bis dahin die Würde der Majeſtät entbehren, und eine fortwährende Entſagungsrolle zu ſpielen haben.

In frühern Zeiten war es ſtets das Beſtreben der Monarchen, ihre mächtigen Ariſtocratieen zu ſchwächen oder zu vernichten, und ſie hatten damals viele Urſach' dazu

— ihr heutiger Vortheil erheischt g'rade das Gegentheil.

Die preußische Monarchie hatte zwar nie einen dem Regenten formidablen Adel. Er war ganz and'rer Art wie z. B. der englische und französische, mit sehr wenigen einzelnen Ausnahmen; immer glich er, wenn ich es so nennen darf, nur einem in Silbergeld gewechselten Goldstück, die einzelnen Colossen and'rer Länder waren hier überall durch viele kleinere, aber doch stets von übergewöhnlichem Maße und Geltung repräsentirt. Er bestand aus einer eben nicht reichen, aber doch großentheils wohlhabenden, durch Stifter, Pfründen, und Hofgunst überdem unterstützten Classe, und wurde auf seinen Rittergütern als die natürliche Obrigkeit, der Herr seiner Bauern, als wirklicher, nicht bloß titulairer Gerichts- und Grundherr, als die sichtliche Mittelsperson zwischen König und Unterthan angesehen. Die Gewohnheit hatte durch Jahr-

hunderte dieses Verhältniß geheiligt, und eine Art von Nimbus darüber gebreitet. Die ausgeübte Autorität war aber auch reell, und es wäre vielleicht ungerecht zu behaupten, daß sie damals ganz nutzlos gewesen sey. So viel ist gewiß, daß die Gewohnheit daran ziemlich tief im Volke eingewurzelt war, so daß bei diesem der Stand der Beamten, der in weit geringerer Zahl als jetzt dazwischen stand, zwar auch Gehorsam und Achtung, aber bei Weitem nicht dasselbe Ansehen genoß. Geburt stand damals über dem Amte, gewissermaßen das Ideelle über dem Realen, wiewohl in einem Sinne, der auch nicht der richtige, nur dem Vorurtheile der Zeit angemessen, und eine Folge früherer Begebenheiten war. Heute hat sich dagegen das Blatt gänzlich gewendet.

Derselbe kriechende Respect, dieselbe Menschenfurcht, existiren leider immer noch, und zuweilen sogar in noch größerem Maß-

stabe, bei dem gemeinen Manne auf dem Lande, aber es ist nicht mehr der Gutsherr, der sie einflößt. Dieser geht sehr unbeachtet an ihnen vorüber, ja ein königlicher Prinz, der König selbst, wenn er öfter wiederkehrt, erregt nur noch wenig Sensation — kömmt aber der Gerichtshalter, der Steuereinnehmer, der Oberlandesgerichts-, der Regierungs-Rath ꝛc., da fliegen schnell die Hüte herunter vor den immediaten nächsten Herren, und in schuldiger Devotion rangirt sich der Bauer *).

*) Ein junger Regierungs-Assessor, von dem ich übrigens wünsche, daß recht Viele ihm glichen, erzählte mir neulich selbst, wie er, mit der Einführung der neuen Städteordnung in R..... beauftragt, kaum seine Fassung habe bewahren können, als er sah, wie man ihm mitten in der Kirche, dem Prediger gegenüber, eine förmliche Art Thron bereitet hatte, wo er Platz nehmen und sich vom Prediger mit den übertriebensten Lobsprüchen haranguiren lassen mußte.

Dieß ist freilich sehr lächerlich, aber es characterisirt die Zeit.

Dieß Gefühl im Volke hat auch seinen guten Grund, und ist der Zeit gemäß ganz practisch, während sich früher in das Verhältniß zum Gutsherrn viel patriarchalische und sogar einige romantische, poetische Elemente einmischten. Das Volk sieht sehr wohl ein, daß die Beamtenwelt, wenn sie die einzige Macht im Staate geworden ist, ohne Adel und Volksrepräsentanten, die sie im Zaume halten könnten, auch eine unwiderstehliche wird, eben so mächtig als jene alte, priesterliche, da sie sich auch gleich jener täglich frisch erneut, überall in das gewöhnliche Leben eingreift, unabsetzbar und in Collegien vereint, jeden Angriff erfolglos macht, und in allen Beziehungen daher den geringsten Versuch zum Widerstande auf das Bitterste entgelten lassen kann. Ihr eig'ner Vortheil lehrt sie bald, fast unwillkührlich zusammenhalten, schon nach dem gemeinen, aber wahren Sprüchwort: „daß eine Krähe der andern

nicht gern die Augen aushackt," und hat sich dieser Grundsatz erst geordnet, so ist sie weder im Einzelnen, noch im Allgemeinen mehr verwundbar — es sey denn durch ganz neue Institutionen. Ja, jeder momentane Autoritätseffort des Souverains selbst muß am Ende fruchtlos bleiben, und je liberaler die Gesinnung bei Herrscher und Volk, je schwerer muß jede energische Maßregel gegen eine so fest angewachsene Büreaucratie werden. Die katholische Priesterhierarchie hat uns früher ein sinnfes Beispiel ähnlicher Macht gezeigt, und doch hatte sie nur den fernen Himmel zum Machtgeben, während die Beamtenhierarchie unmittelbar über die stets gegenwärtige irdische Gewalt im Staate gebietet, sie erst nach unten kehrt, erheischt es aber ihr Vortheil, sie eben so leicht auch einmal nach oben richten kann. Zuletzt würde sie dann indirect so gut den Thron als direct den geringsten Unterthan beherrschen.

Der ehemalige preußische Adel, wie gesagt, damals als eine solide Mittelstufe zwischen König und Volk begründet, mit genügender Autorität über seine Unterthanen versehen, und dennoch gleich diesen der absoluten Macht des Königs unterworfen, gab zu seiner Zeit, und bei den damals noch herrschenden Ansichten, gewiß dem Ganzen einen bessern und weniger drückenden Halt, als seitdem eine democratische Büreaucratie, indem er gewissermaßen nach beiden Seiten Front machte, die Unterthanen gegen das Gouvernement vertrat, und diesem gegen jenem als Bollwerk diente, wozu die Beispiele häufig beigebracht werden könnten. Es war unter solchen Umständen, auch nur weise von dem großen Friedrich, ihm im Militair ebenfalls immer eine, seinen Civilverhältnissen entsprechende Stellung anzuweisen *).

*) Mutatis mutandis wäre es gewiß nicht übel, wenn man dieß auch jetzt noch in der

Er blieb so, in allen Lagen, der mit väterlicher Autorität ausgestattete Herr und Vormund der Landbewohner, während er zugleich in Masse die große Leibwache des Thrones bildete. Schwerlich würde dieser so constituirte Staud bei uns, selbst durch die französische Revolution und den ganz neuen Schwung, welchen seitdem der Menschen Geist genommen, gänzlich umgestoßen, sondern nur anders und zeitgemäßer, langsam umgestaltet worden seyn, wenn nicht einerseits er selbst den Keim des Verderbens, durch eine thörichte Isolirung und Einbildung eines bessern Blutes, noch mehr aber

---

Landwehr einigermaßen berücksichtigte, wo es doch unmöglich gut thun kann, wenn der Officiant seines Gutsherrn diesen im Militärverhältnisse befehligt, der Provisor in der Apotheke die erste Militärperson im Orte ist, der ausübende Schneidermeister eine Compagnie commandirt, oder der Gastwirth zugleich der Officier und der Schnapslieferant seiner Soldaten ist.

durch eine der widersinnigsten Institutionen, die es gibt, in sich gelegt hätte — ich meine die Vererbung der Güter zu gleichen Theilen an sämmtliche Kinder, mit gleicher Beibehaltung der Titel für Alle, eine Anomalie, die ihn unter solchen Zeitumständen, wie sie nun eintraten, bald arm, ohnmächtig, lächerlich und verhaßt zugleich machen mußte. — And'rerseits suchte aber, als sey das Erste noch nicht genug, nun auch das Gouvernement, ebenfalls zur neuen, schon angedeuteten Richtung übergehend, mit dem instinctartigen Naturhaß der Kraft gegen das Schwache, ihn durch Entziehung fast aller früher besessenen Rechte und Autorität, seiner inne habenden Stifter, Pfründen und sonstigen Prärogativen, so null und nichtig zu machen, so alles ehemaligen Ansehens zu berauben, daß er, im Allgemeinen betrachtet, jetzt nur noch ein wahres Phantom seiner früheren Existenz darbietet, drückend für den Verständigen, der es noch an sich tra-

gen muß, und halb lächerlich, halb nichts sagend in den Augen des Bürgers, der sich, nicht mit Unrecht, im Wesentlichen weit mehr dünkt, da er wenigstens das ist, was er scheint.

Es gibt aber demohngeachtet noch einige Umstände mehr, die den Bürger gegen den heutigen Adel auch noch jetzt fortwährend erbittern. Dahin gehört vorzüglich, daß durch mancherlei Einfluß (mehr der alten als der neuen Zeit angehörig) und auch aus dem Wunsche ganz rechtlich gesinnter Personen: so weit es geht, gleichsam wieder gut zu machen, was früher gegen den Stand des Adels, in seiner damaligen Stellung wirklich verschuldet worden ist — jetzt von Neuem angefangen wird, die heutigen adligen Individuen, die nunmehr gar keine, auf irgend etwas Volksthümliches begründete Ansprüche an Begünstigung mehr machen können, dennoch bei dieser oder jener Besetzung von Stellen, dem Bürger, ohne

alles vorwagende Talent, und bloß aus dem Adelsgrunde vorzuziehen. Dieß muß, als eine Inconsequenz, die jetzt zur Ungerechtigkeit geworden ist, übles Blut machen, und gestattet leicht Böswilligen, den so herabgesunkenen Adel immer noch theilweise als Knecht Ruprecht den Kindern zum Fürchten hinzustellen, und so dem höchst unpolitischen, schädlichen Haß zwischen Adeligen und Bürgerlichen neue Nahrung zu geben, während auf der andern Seite der Büreaucratie wahrlich durch den in sie tretenden kleinen Adel auch kein besseres Blut beigemischt wird.

Wunderbarerweise haben sich indessen in dem zusammengeworfenen, unförmlichen Schlackenhaufen dieses Adels, dennoch hie und da einzeln stehende Felsen erhalten, die, in Verbindung mit dem, was die neueren Provinzen, die Rheinlande und Sachsen bieten, noch hinlänglichen Stoff enthalten,

um daraus mit einigem frischen, unumgänglich nothwendigen Zuflusse aus den andern Classen, eine neue volksthümliche und zeitgemäße Aristocratie zu bilden, die schnell das Nothdürftige, und bald das Nöthige zu leisten im Stande seyn würde.

Sie hervorzurufen, bedürfte es nur des festen und thätigen Willens der Regierung, so wie der Einsicht des unendlichen Nutzens einer solchen Maßregel bei der Nation, welche letztere ganz gewiß nicht ausbleiben würde, wenn auch im Anfange noch manches Vorurtheil dagegen streiten sollte.

Unmöglich kann man annehmen, daß der kleine, dürftige, überall mißgeachtete Adel so unvernünftig seyn sollte, das geringe Opfer gehaltloser und höchst unbequemer Titel, das man allerdings, wenigstens für seine Nachkommenschaft, von ihm fordern müßte, zu verweigern. In diesem Falle bliebe freilich kein anderer Ausweg übrig,

als ein Machtſpruch, oder der: die ganze Nation zu adeln — und wie in Oeſterreich, Alle mit dem abgeſchmackten, jetzt ſo ſinnlos gewordenen „von“ zu bekleiden, um die nöthige Gleichheit wieder auf anderem Wege hervorzubringen. Denn unumgänglich nothwendig iſt es, für einen neuen und vernunftgemäßern Zuſtand der Dinge, daß die neue Ariſtocratie, als aus dem allgemeinen gleichen Volkswillen hervorgegangen, betrachtet werde, und daß ſie daher auch der einzige künftige Adel im Staate, und zu dieſem Behuf hauptſächlich auf Grundbeſitz baſirt ſey, alſo nur der wirkliche Beſitzer den Titel führe, ſeine übrigen Kinder und Verwandte aber in den Bürgerſtand zurücktreten müßten, um auf dieſe Weiſe beide Stände ſich von Neuem wieder verbrüdern zu laſſen, und alle Rivalität unter ihnen aufzuheben, ſo daß der Adel künftig die Spitze der Nation ſelbſt und aller ihrer Claſſen

repräsentive, ihr gemeinsamer Stolz werde, statt wie in frühern Zeiten, eine unterdrückende, außer dem Volke stehende Kaste, von angeblich anderem und besserem Blute seyn zu wollen. Es muß daher der neue Adel, wenn er auf der einen Seite durch Geburt sich fortvererbt, auf der andern auch für Jedermann durch Verdienst und Vorzüge aller Art zugänglich seyn, dem Regenten natürlich die Ernennung dazu nach wie vor zustehen, jedoch mit der Bedingung, daß, wo der Monarch auf seinen oder der Nation Wunsch irgend Einen dazu erheben will, er ihm auch die Ausstattung mit einem seiner neuen Würde angemess'nen Grundbesitz gewähren muß, wenn dieser nicht schon anderweit statt findet; denn ein Adliger ohne Grundbesitz kann kein Mitglied einer Aristocratie seyn, und als bloße individuelle Auszeichnung passen dann Orden, Geld und andere Titelarten ungleich besser.

Unter unsern Standesherren, nebst noch vielen andern großen Gutsbesitzern, die sich dazu qualificiren, einigen ehrenwerthen Capitalisten, die ihr Vermögen in Gütern anzulegen Willens wären, so wie Staatsmännern und Kriegern von großem Verdienst die zu dotiren wären, würden jeden Augenblick in dem Bereich der Monarchie noch eine mehr als hinlängliche Anzahl Männer zu versammeln seyn, um mit ihnen eine imposante Aristocratie zu bilden, in der man dann eben sowohl alte, historische Namen, die ihr Ansehen bei'm Volke, vorzüglich in den Provinzen, noch nicht verloren haben, als neuere Verdienste, die Jeder anerkennt, und auch die eben so reelle Macht des Reichthums finden würde, so daß Alle sich zugleich geltend machen könnten.

Viele der großen Gutsbesitzer sind zwar verschuldet, die Wenigsten durch Verschwendung, sondern fast Alle nur durch die ge-

rügte, für jede Aristocratie so sinnlose, gleichtheilige Vererbung ihres Gutsvermögens, und den Mangel an Majoratsstiftungen. Das Argument der Unbilligkeit, welches man gegen dieses ungleiche Erbrecht der Kinder vorbringt, ist höchst einseitig. Wir sind Alle Gottes Kinder, und erben doch von ihm sehr verschieden. Sobald es einmal als eine gesetzliche und sich von selbst verstehende Sache feststeht, daß dem ältesten Sohne eines Ad'ligen als Majoratsherrn das ganze in liegenden Gründen bestehende Familienvermögen gebührt, so kann es den jüngeren Söhnen eben so wenig einfallen, sich darüber zu beklagen, als es königlichen Prinzen einfällt darüber in Verzweiflung zu gerathen, daß sie nicht alle Könige werden, oder dem armen Krämer in seinem Laden, daß er nicht so reich ist, als der Banquier, welcher den Palast neben ihm bewohnt. Dieß zeigt England zur Genüge, und kein jüngerer Sohn des Adels würde

dort nur wünschen, die Erblichkeit zu gleichen Theilen zu seinen Gunsten dort eingeführt, und damit die Aristocratie über den Haufen geworfen zu sehen. Auch ist für das Wohl der aristocratischen Familien selbst zu berücksichtigen, daß ein mächtiger und angesehener Familienchef stets allen seinen Kindern wenigstens eine ausgezeichnete Erziehung zu geben im Stande ist, das beste Erbtheil! und außerdem jedem Verdienstvollen seiner Familie leicht eine bedeutende Unterstützung durch sein eig'nes Ansehen und nothwendig daraus folgenden Credit gewähren kann. Bei uns in Deutschland werden wir am besten gewahr, was das Gegentheil bewirkt, wo wir numerirte und nicht numerirte Fürsten, Grafen und Herren zu Hunderten, alle mit denselben Namen und Titeln herumlaufen sehen, von denen Viele kaum wissen, wo sie das tägliche Brod hernehmen sollen, ohne doch,

einmal mit ihren Titeln belaſtet, als nütz-liche Bürger ſich welches erwerben zu kön-nen. Aus dieſer gleichtheiligen Vererbung kömmt es alſo hauptſächlich, daß die noch vorhandenen großen Beſitzungen alle ver-ſchuldet ſind, weil die Inhaber derſelben, bei jeder neuen Generation, mit ihren Ge-ſchwiſtern theilen und ihnen große Summen baar auszahlen müſſen, die nach und nach die größte Beſitzung paralyſiren.

Iſt aber die hieraus hervorgegangene, jetzige allgemeine Verſchuldung der großen Gutsbeſitzer auch drückend, ſo würde ſie doch für alle diejenigen, welche immer noch nicht die Hälfte ihres Gutswerths ver-ſchulden, nicht ſo verderblich haben werden können, daß jene Beſitzer in vielen Fällen ſchon die anſehnlichſten Güter ganz einbü-ßen und mit dem Rücken anſehen mußten; wenn dieſer völlige Ruin nicht durch unſ're höchſt mangelhaften Hypothekengeſetze noch nachträglich künſtlich herbeigeführt würde,

Gesetze, die in Pedanterie und Form wahrhaft untergegangen sind, und verbunden mit der bisherigen Theilnahmlosigkeit und Unthätigkeit der höchsten Behörden in dieser Hinsicht, den untern gestattet hätten, Alles aufzubieten, um sie so nachtheilig als möglich für den Adel und Gutsbesitzer anzuwenden, der, wie sie wohl wissen, in seinen unabhängigen Mitgliedern noch der einzige schwache Damm ist, der ihrer Universalherrschaft entgegen steht.

Der Staat würde nur dieß Versehene gut machen, und sich selbst helfen, wenn er hier energisch eingriffe, und radicale Hülfe leistete, die er überdem, wie mir scheint, ganz ohne Opfer gewähren kann. Es wäre hierzu nur nöthig, daß das Gouvernement, bei eintretender Verlegenheit angesehener Gutsbesitzer, durch eine Commission untersuchen ließe; ob die auf dem Besitz haftenden, so oft aus vielfachen Privatrücksichten und Bedürfnissen ge-

kündigten, und im Augenblick nicht wieder zu negozirenden Capitalien im überwiegenden Gutswerthe jedenfalls hinlängliche Sicherheit fänden — und in solchem Falle die Directoren disponibler Staatsfonds und and'rer Depositalfonds, die im preußischen Staate höchst ansehnlich sind, unter seiner Garantie autorisirte, diese Schulden für den Augenblick zu tilgen oder zu übernehmen, und selbst dafür in die Rechte der Gläubiger einzutreten — dabei aber die Bedingung machte, daß die also belasteten Güter sofort in ein Majorat verwandelt werden müßten, mit Festsetzung eines bestimmten Fonds zu jährlicher Amortisation des schuldigen Capitals. Wo nach Bericht der Commission diese Sicherheit nicht vorhanden wäre, würde dagegen, wenn nicht besondere persönliche Rücksichten und also Zuschuß aus Staatsgeldern fänden, weder eine Hülfe des Staats, noch eine Majo-

ratsstiftung als zulässig betrachtet werden können*).

Es gibt aber auch noch eine große Menge angesehener Gutsbesitzer, die sich, ohne Unterstützung des Staats, selbst Hülfe zu verschaffen im Stande sind, oder gar keiner bedürfen, und die, wenn sie wüßten, daß sie nicht anders, als durch Majoratsstiftungen, des neuen Adels und aller seiner Vorrechte theilhaftig werden könnten, sich natürlich aus freiem Willen dazu sehr gern verstehen würden. Auf diesem Wege aber müßte schon in wenigen Jahren, und mit immer steigender Progression, sich wieder ein wahrer Ehrfurcht gebietender und der Nation auch Ehre machender Landesadel bilden, und mit ihm das so nöthige, in allen Ständen immer mehr dem flüchtigen Speculationsgeist weichende, Interesse

*) Daßelbe könnte vielleicht auch durch eine Finanzoperation, ein vom Staate garantirtes Papiergeld, erreicht werden.

an Erhaltung des Bestehenden! — denn man sage, was man wolle, verschuldete kleine Gutsbesitzer, Handwerker, die reichsten Kaufleute, Beamte, selbst Bauern mit ihrem jetzt überall möglichst parcellirten kleinen Eigenthume, können nie dasselbe gewaltige Interesse, eben so wenig wie die gewaltigen Mittel für die Erhaltung der Integrität ihres Vaterlandes haben. Die Kleinen haben für's Erste nur kleine Mittel, sind aber außerdem auch ihrer Natur nach zu beweglich, und hoffen daher gar leicht in Veränderung — Verbesserung zu finden, Kaufleute aber haben ein zu schnell disponibles Vermögen, und sind zu sehr Cosmopoliten, um in der Regel große Opfer von ihnen erwarten zu dürfen. So lange die Großen so groß waren, daß sie den Thron selbst in ihren Horizont mit aufnehmen konnten, wurden auch sie unstät, aber eine große Aristocratie in einer constitutionellen Monar-

chie ist auf nichts als auf Erhaltung des Bestehenden angewiesen, und ihre Ambition weit weniger auf vermehrte Reichthümer, deren sie hinlänglich besitzt, noch weniger auf Hofgunst, deren sie nicht mehr bedarf — als auf ein weit edleres Ziel gerichtet, nämlich das: Ehre, Ansehn und Einfluß bei der ganzen Nation, durch den Nutzen, den sie ihr zu gewähren sich fähig fühlt, als Dank dafür von ihr zu erhalten. Populär zu seyn, ist der natürlichste Stolz eines constitutionellen Edelmanns, so weit es sich nur mit seinen Pflichten gegen den Staat zu vertragen im Stande ist.

Auf diese Weise kann also wirkliches Verdienst und zwar nachhaltiges, auch in ganzen Ständen, so gut wie in Individuen, durch zweckmäßige Institutionen hervorgerufen werden, denn es ist wohl gar keine Frage, daß ein auf diese Weise hingestellter Adel sehr bald sich selbst schätzen lernt, und statt, wie bisher,

in erbärmlichen Fütilitäten sich zu gefallen, großentheils eine bloße Pflanzschule für Höflinge und Staats-Dienstjäger abzugeben, seine größere, wichtigere Bestimmung: ein geborner Repräsentant der Nation zu seyn, bald einzusehen und zu lieben anfängt, und sich mit feurigem Eifer dafür auszubilden bemüht. Daß er dann zugleich von Kindheit an in einer gewissermaßen höhern Sphäre lebt, wird ihm gewiß nicht zum Nachtheil gereichen. Oder will man etwa die würdevolle Stellung eines Menschen für nichts rechnen, der, schon von der Geburt zu großem politischen Einfluß bestimmt, und dabei zugleich auf seines Volkes Beifall, als höchsten Ruhm angewiesen, dem Mangel und allen seinen degradirenden Einflüssen von jeher fremd, von Reichthum und edlem Besitz umgeben, fast nothwendigerweise auch einen veredelteren Character annehmen muß?

Würde man nicht, wenn man allen Men-

schen eine solche Existenz vom Hause aus geben könnte, dieß eine wahre Erhöhung des ganzen menschlichen Zustandes nennen müssen! Da sie aber Allen nicht gegeben werden kann, so ist dem Volk schon Glück zu wünschen, wo sie *Viele* besitzen, und Allen wenigstens die Bahn offen steht, einen solchen Zustand erwerben *zu können* und zwar nicht für den Erwerber selbst allein, sondern auch bleibend für seine Nachkommen auf ewige Zeiten.

Für diese Behauptung gibt England ebenfalls einen Beleg, wo, einige Ultra's und viele Modewaaren abgerechnet, der Adel ohne allen Zweifel verhältnißmäßig am zahlreichsten zu dem *gebildetesten* Theile der Nation, *und zu dem patriotischesten* gehört. Ja, denkt man darüber nach, warum den Engländern fast überall in Europa ein gewisses größeres Ansehn als den Individuen and'rer Nationen gezollt wird, so findet man wirklich, daß dieß hauptsäch-

lich dem unwillkührlich Imponirenden ihrer mächtigen Aristocratie, vor deren überwiegenden Reichthum und Größe wir uns beugen, zugeschrieben werden muß.

Auch darf man nicht vergessen, daß alle die weisen Reformen, die wir in England seit Jahren vorschreiten sehen, und die, wenn es dabei bleibt, diesem Lande eine ihm schon nahe Revolution ersparen werden, ja ihm noch für lange Jahre eine neue Bürgschaft der Macht und glücklicher Zeiten geben müssen, zuerst von einer Opposition, und dann von einem Ministerium ausgingen, dessen einflußreichste Mitglieder fast alle zum höchsten Adel gehören. Und so war es schon früher: ja selbst seine magna charta dank England seinem Adel.

Aber das Unglück in Norddeutschland ist, daß dergleichen Vorbilder dort bisher nie vereinigt waren, und daß daher die zwei Begriffe: einer volksthümlichen Aristocratie auf der einen Seite, und eines mit Recht

höchſt unpopulären und abgeſchmackten Adels auf der andern, ſelbſt von vielen Gebildeten fortwährend ganz mit einander verwechſelt werden, und daher Leute gegen die Ariſtocratie wie gegen die Hölle eifern, ohne darunter etwas and'res, als die alte Adelstyrannei vergangener Jahrhunderte zu verſtehen. Und bei'm Lichte beſehen, Ihr geſchwor'nen Feinde der Ariſtocratie, könnt Ihr ja dennoch irgend einer Art derſelben nie und nirgends entgehen, das liegt in Gründen, die Ihr nicht abändern könnt, weil ſie aus der Natur des Menſchen ſich herſchreiben. Vernachläßigt Ihr aber, eine ſolche zu bilden, die auf Poeſie, Ehre, altem und neuem Ruhm, mächtigem Grundbeſitz und daraus nothwendig herfließendem Intereſſe am Wohle des Ganzen baſirt iſt, ſo fallt Ihr ohnfehlbar in die Hände, entweder der Beamten- oder der Geld- oder der Prieſter-Ariſtocratieen. — Beantwortet Euch nun ſelbſt die Frage: bei welcher von

dieſen allen Ihr beſſer fahren werdet, und vergeßt nicht, daß die größten Schreier gegen einen vernunftgemäßen und repräſentativen Volksadel, die Euch zu bethören ſuchen, dieß eben nur aus der Hoffnung thun, einer der genannten Pſeudo-Ariſtocratieen, nach Zerſtörung der ächten, ſelbſt anzugehören zu können; da das Motto ſolcher Leute von jeher kein and'res geweſen iſt, als: „Fort von Deinem Platze, damit ich ihn einnehme.“

Auf dieſem Wege ſind die Franzoſen zu jener wahren contradictio in adjecto, ihrer republicaniſchen Monarchie gekommen, ein Unding, welches die Erfahrung der Geſchichte ſo gut als jede geſunde Ueberlegung verwerfen muß.

Ich wiederhole es alſo mit der feſteſten Ueberzeugung: in unſerer bewegten, an allen Banden der Vergangenheit ſtark rüttelnden Zeit; einer Zeit, wo jede Macht ſich heimlich rüſtend ihre Streitmittel ver-

mehrt und dennoch jede Macht nichts mehr als einen Krieg fürchtet; einer Zeit, wo Armeen nichts mehr, und die Nationen Alles sind — in solcher Zeit, sage ich, ist eine starke Aristocratie, welche die Nation zusammenhält, die einzige Garantie des Glückes und der Ruhe für König und Volk, die einzige Garantie für unerschütterliche Einheit und Beständigkeit eines monarchischen Staates. Es kann daher auch an keine Constitution bei uns zu denken seyn, so lange wir keine Aristocratie dieser Art gründen; ohne Constitution ist aber auch auf keine Freiheit der Presse, auf keinen weitern bedeutenden Fortschritt liberaler Institutionen zu hoffen — und dennoch könnte kein rechtlicher Minister, meines Dafürhaltens, dem Monarchen zu einer Constitution und Volksrepräsentation ohne die nöthigste Bedingniß ihrer Freiheit und Dauer rathen. Eine schnelle allgemeine Verwirrung, ein noch jammervollerer Zustand als

in Frankreich, Unsicherheit des Besitzes, Schwanken aller Ansichten, fortwährende Besorgniß, ein ewiges Schwert über dem Haupte, würde die unmittelbare und unausbleibliche Folge davon seyn.

Es ist merkwürdig zu betrachten, wie selbst da, wo die Aristocratie mit hundert andern Mängeln nur höchst einseitig auftritt, sie dennoch in unsern Zeiten Wunder für Erhaltung und Ruhe gewirkt hat! Man werfe einen Blick auf Oesterreich. Bei allem Obscurantismus, bei allem absichtlichen Zurückhalten der Civilisation, bei Pfaffenthum, Bigotterie und Unwissenheit des Volks, Mängel, über die alle wir längst hinaus sind (denn die albernen Versuche der Frömmler bei uns sind nur ein partieller Wahn- oder Stumpfsinn und nothwendige Folge einer früheren eben so abgeschmackten Freigeisterei), sehen wir dennoch g'rade dort ein schlagendes Beispiel, was eine wenigstens mächtige und reiche,

wenn auch sonst keineswegs gut organisirte, Aristocratie leisten kann.

Zehnmal am Rande des Abgrundes, erhob sich Oesterreich aus eigenen Kräften immer wieder gleich einem Phönix aus der Asche! Beamte und Volk blieben ziemlich gleichgültig unter dem Joche des fremden Eroberers, nur das Selbstgefühl, das Interesse der Aristocratie brachte jedes Opfer, und belebte dadurch den Geist in der ganzen Nation hinlänglich, um durch die großartigsten Anstrengungen die ausländische Herrschaft glücklich abzuschütteln*).

*) Man muß übrigens gestehen, daß das österreichische Gouvernement seine Aristocratie auch zu schätzen weiß. Es hat einen sehr einfachen Grundsatz, den es seit Jahrhunderten befolgt. Keine große Familie gibt es in den österreichischen Staaten, von der nicht einige Mitglieder in dieser oder jener Zeit ihm historische Dienste geleistet hätten, weil es sich eben zur Regel macht, die Ausgezeichnetsten derselben vor allen Andern mit Vertrauen zu beehren und an hohe Posten zu stellen.

Der ganze Rheinbund hatte sich schon mehr oder weniger in sich selbst umgewälzt, und dem Napoleon'schen Interesse angeschlossen, Preußen aber, gestehen wir es, fiel bei'm ersten Streich; und verdankte vielleicht in Tilsit nur Rußland und Napoleon's (für ihn selbst so irrigen) weitern Pläne seine Erhaltung.

Später hat es zwar durch einen der glor-

Für absolute Monarchieen kann kein Princip wohlthätiger seyn. Bei uns findet, in der Praxis wenigstens, g'rade das Gegentheil statt. Große, durch ihre Lage unabhängige Familien werden als solche, mit wenigen Ausnahmen, nicht nur nicht mehr als Andere berücksichtigt, sondern im Gegentheil dem kleinen, ganz von seinem Gehalt und Posten abhängigen Adel, wie der ganzen Büreaucratie überhaupt, nachgesetzt, und vom Dienst, ja selbst von der Hauptstadt eher fern gehalten als angezogen und gesucht; gleichsam als sey man eifersüchtig auf ihre größere Selbstständigkeit, und rechne sie nur halb zur unterthänigen Volksfamilie. Daher hat es sich denn auch nach und nach so gestaltet, daß wir jetzt in unserem

reichſten Ausnahmsfälle, durch eine Art politiſchen Wunders, ſich ebenfalls zu einem allgemeinen, hohen Enthuſiasmus erhoben, aber doch erſt, nachdem es durch einen rußiſchen Winter, der aus dieſem hervorgehenden unerhörten Niederlage Frankreichs, und durch eine rußiſche Hülfsarmee wieder, ſo zu ſagen, lebendig gemacht worden war. Und dennoch mußten ihm dabei noch drei Dinge zu Hülfe kommen, welche

---

Staate die abſolute Monarchie mit einer republikaniſchen Adminiſtration vereinigt ſehen, eine Anomalie, die ſich nur im conſtitutionellen Princip wieder zum wahrhaft harmoniſchen Accord auflöſen dürfte. Schon der junge Mirabeau ſchrieb die prophetiſchen Worte, als noch an keine Revolution in Frankreich gedacht wurde: „Déja les services à rendre à la patrie n'ont presques plus rien de ce que j'ose appeler filial et pieux. Le vice des monarchies trop despotiquement constituées est de ne point aimer les autorités naturelles. Bientôt les notables n'ont plus rien à faire dans les gouvernemens absolus, qu'à porter les armes ou à valeter à la cour.“

man durchaus nur äußere und momentane nennen muß, weil sie nicht immer und zu jeder Zeit wirken können — ich meine, die persönliche Liebe zu unserm König, die Schmach einer unerträglichen fremden Arroganz und Bedrückung vieler Jahre, und endlich der mächtige Magnetismus, der von Friedrich's Leiche noch einmal aus seinem Grabe über Preußen ausströmte! Es ist die Natur eines solchen nachträglichen Enthusiasmus, daß er nur höchst selten eintritt, und daher nie mit Gewißheit auf ihn zu rechnen ist. Eine wahre, bleibende innere Kraft kann auf ihn nicht begründet werden.

Man müßte also, wenn man in Preußen eine constitutionelle Verfassung beabsichtigte, zuerst daran denken: eine neue Aristocratie, in der Art, wie ich sie zu schildern versucht, durch thätiges Eingreifen der Regierung in's Leben zu rufen; wozu es vielleicht keine zweckmäßigere und popu-

lärere Initiative geben möchte, als, die Prinzen des königlichen Hauses, als Militair- und Civil-Gouverneure, den Provinzen vorzusetzen, und mit einem Rath der erfahrensten Männer aus allen Ständen versehen, speciell mit dieser Organisirung des neuen Adels zu beauftragen. — Wäre dieß geschehen, so würde es auch wünschenswerth seyn, diejenigen, welche künftig zu Pairs des Reichs bestimmt sind, zu ihrem wichtigen Berufe schon vorher möglichst heranzubilden. Dazu eignet sich aber die halbe Maßregel der Provinzial-Landtage mit so vielen timiden Beschränkungen, wie uns die Theorie schon hätte lehren können, und die Praxis genugsam zeigt, nicht hinlänglich — denn auf dem Trock'nen kann Niemand schwimmen lernen. Dagegen würden, so wie man mit großem Erfolg Militairschulen eingerichtet hat, auch dergleichen für gebor'ne Volksrepräsentanten sowohl, als alle Solche, die für diesen ruhm-

vollen Beruf sich im Voraus auszubilden wünschen, gewiß die ersprießlichsten Dienste thun. Auch könnte man wohl schon jetzt die abwechselnde Zulassung eines Theils der Standesherren in den Staatsrath, so lange wir noch keine Pairskammer haben, als eine angemessene und dem Gouvernement wie den Standesherren, nützliche Einrichtung einführen, wenn auch nicht, um dort schon Gesetze zu geben, doch um zu lernen, wie man sie gibt. Das Gouvernement würde dadurch nebenbei etwas specieller und weniger einseitig über manche Bedürfnisse des Landes aufgeklärt werden, der bloße Geschäftsschlendrian der Büreaux würde sogar von Leuten, die im Treiben der Welt und gegen so viele künstliche Schwierigkeiten ankämpfend, lange einen großen Besitz zu dirigiren gewohnt sind, vielleicht einen sehr wohlthätigen Impuls erhalten können, da wirklich sechzigjähriges Actenlesen und Namenunterschreiben nicht immer g'rade

zu den oberſten Stellen ſo gut qualificirt, als ein heller practiſcher Kopf, ein im Drange der eig'nen Noth geſtählter und feſt gewordner Character, und eine noch mehr auf Menſchen- als Geſchäftskenntniß gegründete großartige Anſicht der Dinge. Solche Leute können freilich nicht von früh bis Abends im Büreau „büffeln," ſondern ſie ſind der Meinung des Fürſten Kaunitz, der ſagte: „daß er lieber wolle, man werfe ihm vor, den ganzen Tag Papierſchnitzel gemacht, als einen Brief nur geſchrieben zu haben, den ein Anderer hätte ſchreiben können" — aber wo es gilt, da wiſſen ſie eine ſchnelle und feſte Partie zu ergreifen. Sie regieren nicht nach dem letzten Poſttage, heute rechts und morgen links, wie wir es in unſern Zeiten ſo oft geſehen, ſie legen auch nicht die Hände in den Schooß, und überlaſſen es dem lieben Gott, was er in ſeiner Weisheit ſchicken will, oder der Jungfrau, wie Jules Polignac — ſon-

dern, indem sie Alle, die in ihrem Bereich sind, nach ihren Fähigkeiten zu brauchen wissen, folgen sie jedoch, nach reiflicher Prüfung, fest und stark nur dem einen, für heilsam und nöthig erkannten Princip, ohne Furcht und ohne Schwanken, sich durch nichts irre machen lassend, und auch Keinen für unentbehrlich haltend, der nicht in ihren Sinn eingehen will; zwar zaudernd und geduldig, wo es Noth thut, aber auch wie der Blitz einschlagend, wo Schnelle und Energie erfordert wird. Gern werden sie den Rath der Verständigen hören, die Auskunft der Erfahr'nen verlangen, aber immer selbstständig und allein entscheiden, dabei aber es so einzurichten wissen, daß sie nur selten ihr Schiff dem Strome entgegen zu lenken haben, sondern es in seiner Hauptbahn mit der Strömung steuern. Nur wer einen Zweck klar eingesehen und ihn dann will, fest und unabänderlich, und nichts halbes daneben —

ohne jedoch mit kurzsichtiger Pedanterie Alles über einen Leisten schlagen zu wollen, wird vorwärts kommen, jeder Andere macht eben nur Papierschnitzel, indem er glaubt, Geschäfte zu machen. Ein solcher Character ist also unendlich wichtiger zum Dirigiren, als alle Geschäftsroutine der Welt, und in den constitutionellen Staaten bewährte sich oft diese Lehre, wo sich so mancher Minister zeigte, der gleich gewappnet aus Jupiters Haupte sprang, ohne vorher je den Staub der Acten gekostet zu haben.

Ich sagte, es würde dem Schlendrian wohl thun, im Staatsrathe durch ein neues Element erfrischt zu werden, und sich sogar in diesem Elemente vielleicht Talente für den nähern Dienst des Staates zeiger. Alle der Neuaufgenommenen aber würden in dieser Versammlung wenigstens, indem sie sich für's erste schweigend unterrichteten,

selbst Verständniß, Antheil und endlich Fähigkeit zu dem ihnen bestimmten Wirkungskreise erlangen; Eigenschaften, die ihnen bei dem dermaligen Stande der Dinge in der Regel für immer fremd bleiben müssen, und also auch jetzt noch abgehen, so wie alles Talent der Rede, welches später hier ebenfalls Gelegenheit successiver Uebung finden würde.

Störend kann aber die Zulassung der qualificirtesten Standesherren in den Staatsrath der guten Sache in keiner Art werden, wenn gleich hie und da unbequem für Einige, gewiß nicht für die, welche daselbst die ersten Stellen einnehmen, und unter denen wir so manche höchst würdige Männer zählen. Ein sich zeigender Mangel an Intelligenz würde dort ohne Zweifel augenblicklich zum Schweigen gebracht, ein Zufluß von Talent und Genie aber, wenn er sich finden sollte, doch wohl nicht

als schädliche Contrebande angesehen werden können.

Ich glaube jetzt meine politischen Ansichten, insofern sie uns betreffen, deutlich, wenn auch nur kurz und in den Hauptpuncten entwickelt zu haben. Sehr wohl weiß ich indessen, daß von Theorieen zur Praxis überzugehen ein ganz anderes, tausendmal schwierigeres Capitel ist. Es gehören dazu mancherlei große Eigenschaften, und dieser und jener alte Practiker (heißt oft auch nur Actenschreiber), wird daher alles bisher Gesagte vielleicht nur für eine Vision ansehen. Ich will dieß dahin gestellt seyn lassen. Mir war es darum zu thun, ich leugne es gar nicht, auch einmal meine individuelle Ansicht frei auszusprechen. Der Leser mag sie prüfen — un-

möglich scheint mir die Ausführung eben so wenig, als unzeitgemäß.

In diesem Sinne nun sey es mir jetzt erlaubt, noch einen Schritt in meiner Vision weiter zu gehen. Man hat oft, und ich glaube mit vollkommenem Recht gesagt, daß wir Preußen factisch einer größern Freiheit als die Franzosen genießen. Ist dieß also wahr, so wird es mir wohl eben so gut, als dem gemäßigten Lamartine in der französischen Deputirtenkammer, auch hier erlaubt seyn, ein erreichbares Utopien für unsere jetzige Lage aufzustellen, wobei ich auch darin seiner Meinung beistimme, daß alle großartigen Neuerungen, ehe sie in's Leben treten können, immer ein utopisches Ansehen haben müssen.

Indem ich also hier besonders auf mein gewähltes Motto an der Spitze dieses Aufsatzes hinweise, werde ich herzhaft aussprechen, was ich, wäre ich dazu berufen, zu

der Ausführung meiner Pläne vorschlagen würde.

Meiner Meinung nach würde man damit anfangen müssen, successive Verordnungen, ungefähr folgenden Inhalts, ergehen zu lassen:

Der König, könnte man mit vollkommenem Rechte sagen, hat seinem Volke eine Constitution versprochen, und wenn dieses Versprechen bis jetzt noch nicht realisirt wurde, so geschah dieß bloß aus dem Grunde, weil die Zeit der dazu wesentlich nöthigen Vorbereitungen noch nicht abgelaufen, und hier nichts schädlicher als Uebereilung sey.

Vieles sey unterdessen aber schon gereift, die völlige Emancipation des Bauernstandes ihrem Ende nahe, und mehrere, dieß Geschäft erleichternde, weniger kostspielig machende, und zugleich in der Ausführung beschleunigende Modificationen würden eben berathen.

Die definitive Feststellung der Communalordnung (bei welcher letztern auf die zu ihrer Erhaltung unerläßliche Autorität der Grundbesitzer wohl Rücksicht zu nehmen seyn möchte), schreite ebenfalls, wie auch die so dringende Revision des Landrechts und der Hypothekengesetze, rüstig vor.

Die bisher angeordneten landständischen Versammlungen hätten ihrem provisorischen Zweck entsprochen, und bei allen Ständen den Sinn für repräsentative Verfassung geschärft, die Theilnahme eines Jeden am Wohle des Allgemeinen immer mehr erweckt, und zu dem dereinstigen hohen Wirkungskreise besser vorbereitet.

So viel sey gethan, aber höchst Wichtiges bleibe noch zu thun übrig. Dahin gehöre vor Allem die Bildung einer kräftigen, auf großen Grundbesitz basirten, so viel als möglich unabhängig gestellten, und Jedem im Volke zugänglichen Aristocratie, ohne welche keine constitutionelle

Monarchie auf die Dauer zu bestehen im Stande sey. Deren Hervorrufung aus der Nation könne aber nicht ohne einige Meinungsopfer der Privaten, namentlich des (sogenannten) Adels, wie er jetzt bestünde, statt finden, indem der künftige Adel des Landes ganz anders als der bisherige organisirt werden müsse, um, was er eben jetzt leider nicht mehr hinlänglich sey, volksthümlich, hochgeachtet und nützlich zu werden.

Nur die Pairs oder Standesherren würden in Zukunft diesen Adel, die neue Aristocratie bilden, alle übrige jetzt bestehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern zwar bis an ihren Tod beibehalten werden können, jedoch nach wie vor nur Titel bleiben, und keine Rechte verleihen, sich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig seyn. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzusetzen) werde es fortan jedem preußischen

Unterthan gestattet seyn, sich wie in Oesterreich, wo man Jedermann Ew. Gnaden titulire, das Wörtchen „von“ beliebig bei- oder abzulegen, wenn er sich ohne daßelbe nicht beruhigen könne.

Von allen Mitgliedern einer Familie, die ein Majorat besitzt, könne aber nur der Majorats- und Standesherr den an seinem Besitze haftenden Titel allein führen, und seine Söhne oder nächsten Anverwandten nur dann einen ähnlichen, wenn mehrere Majorate in derselben Familie von verschiedenen Graden bestünden. Alle übrigen Kinder und Verwandte der Majoratsbesitzer müßten in den Bürgerstand zurücktreten, aus dem sie früher auch alle ausgegangen wären.

Als Norm für die zu stiftenden Majorate werde festgesetzt: daß ein Fürst, dessen Gütercomplex man den Namen „Fürstenthum“ beilege, daraus wenigstens einen reinen Ertrag von 50,000 Thlr. beziehe,

ein Graf aus seiner Grafschaft 15,000, ein Baron aus seiner Baronie 10,000 Thlr. Jedoch werde nachgegeben, daß um nicht zu viel kostbare Zeit zu verlieren, ein solcher Grundbesitz, wenn er auch jetzt verschuldet sey, und daher für den Augenblick die stipulirte reine Revenüe dem Inhaber nicht mehr gewähre, dennoch zu einem Majorate erhoben werden dürfe, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1) daß die Schulden nach landschaftlichen (zum Theil vielleicht etwas nach der Localität besser motivirten) Taxprincipien nicht die Hälfte des Werths überstiegen,
2) sogleich bei Stiftung des Majorats eine jährliche gesicherte successive Abzahlung der Schulden eintrete, so daß in einer vorher genau zu bestimmenden Zeit der ganze Besitz jedenfalls schuldenfrei seyn müsse.

Die Standesherren, bloß aus den genannten drei Classen bestehend, deren ersten ohne Ausnahme die Benennung Durchlaucht, der zweiten Erlaucht, und der der dritten Standesherrlichkeit oder Herrlichkeit ertheilt werde, sollten unter sich den respectiven Rang ihres Standes, nach dem Datum ihrer Ernennung einnehmen*).

*) Hierbei möchte man aber wohl von dem alten, sich noch aus der kurfürstlichen Zeit herschreibenden, und in der damaligen Abhängigkeit vom Reiche begründeten Principe abgehen, das dem deutschen reichsunmittelbaren Adel einen höhern Rang als dem preußischen zutheilt.

Seit Preußen selbst eine große und mächtige Monarchie geworden ist, steht es ihren Beherrschern wohl an, ihren eigenen Adel, besonders bei Schaffung einer neuen Aristocratie, nicht im eigenen Lande geringer zu schätzen, als den fremden, wie dieß ohnehin längst alle andern selbstständigen Nationen thun.

Die Ansicht, welche man dem entgegen gesetzten Verfahren bei uns zum Grunde legt, ist wirklich seltsam. Man sagt, sie sey historisch. Abgerechnet, daß, wie Gans sehr richtig bemerkt,

Im Uebrigen würden die Standesherren, welche für die höchsten Repräsentanten der

---

es lächerlich sey, auf das Historische im preußischen Staat etwas zu gründen, da im Grunde seine ganze Historie von Friedrich dem Großen ausgehe, und es sich seine eigentliche Historie erst in der Zukunft suchen müsse — kann auch am Ende historisch handeln nur heißen: zeitgemäß, in Folge des Vergangenen handeln, aber nicht, sich von ehemaligen Zuständen und Motiven, die nicht mehr passen, auch heute noch ohne Noth fesseln zu lassen. Wird sich etwa der König von Preußen geringer schätzen, als die Könige von Schweden und Dänemark, weil diese Jahrhunderte lang schon als unumschränkte Könige in Europa herrschten, während die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg noch vom Reiche und Kaiser abhängige Fürsten waren? Eben so verhält es sich im kleineren Maßstabe zum Theil mit dem hohen Adel der jetzigen Monarchie, der zwar nicht deutsch-reichs-unmittelbar war, so lange deutscher Kaiser und deutsches Reich existirte, aber im Wesentlichen oft fast gleiche und noch ausgezeichnetere Rechte im Vaterlande besaß, jetzt aber, wo die Herrscher des Landes selbst eine der ersten unabhängigen Hauptmächte Euro-

Nation gelten, als solche auch den Vorrang über alle Nichtadelige haben, es möch-

---

pa's repräsentiren, zur eigenen Gloire dieser, nicht mehr dem Schatten eines fremden Adels, deren Prärogativen längst de facto aufgehört haben, nachstehen sollte. Ist es nicht seltsam, daß z. B. einigen Fürsten in Preußen, deßwegen, weil sie von Friedrich dem Großen, oder dem jetzigen König dazu ernannt sind, der Titel Durchlaucht im Vaterlande von den Behörden nicht gegeben werden soll, während man ihn doch allen denen, die früher zu sogenannten reichsunmittelbaren Familien auch mit geringeren Titeln gehörten, gewährt, ja ihn auch selbst den von fremden Ländern erst acquirirten Fürsten, wie schwedischen und polnischen, beide überdieß von sehr neuer Creation, zugestanden hat, die Fürsten preußischer Creirung dagegen mit dem ganz außer Gebrauch gekommenen Titel Fürstliche Gnaden gewissermaßen unter jene rangirt. Es hat überdem Klüber und Andere auch sattsam nachgewiesen, daß die meisten großen Adelsfamilien Deutschlands vollkommen der Sache nach dieselben Ansprüche haben, als die, welche sich allein im Besitz solcher Güter befanden, die ihnen einen Sitz auf der Fürsten-, Grafen- oder Ritterbank ertheilten.

ten dieſelben auch ein noch ſo wichtiges Amt oder Militairrang bekleiden; denn

---

Friedrich der Große betrachtete die Sache ganz verſchieden. Er gab oft den von ihm creirten Fürſten, ſelbſt in der Aufſchrift ſeiner Briefe, den Titel Durchlaucht oder Liebden, und nannte ſie immer Vetter, wohl wiſſend, daß der Geber einer Gunſt ſich nur ſelbſt dadurch hoch ſtellt, wenn er ſeiner eigenen Gabe auch hohen Werth beilegt.

In der That iſt es ſchwer, irgend einen hinreichenden Grund aufzufinden, warum Preußen ſeinen eigenen Adel um ſo viel geringer ſchätzen ſollte, als fremden, es müßte denn der ſeyn, daß Leute von großem Credit daſelbſt zu einer früher reichsunmittelbaren Familie gehört und deßhalb ihren Einfluß geltend gemacht haben, Familien dieſer Art ein höheres Vorzugsrecht einräumen zu laſſen, als ſie bei uns billig haben ſollten. Patriotiſch und preußiſch iſt dieß aber ganz gewiß nicht, und folglich auch nicht hiſtoriſch, im ächten Sinne des Worts, denn ich wiederhole es: nicht am Alten zu kleben, ſondern von der Geſchichte Lehre für die laufende Zeit anzunehmen, iſt hiſtoriſch.

Ich glaube, die Sache wurde im Staatsminiſterio discutirt, und einige Einwendungen

wolle der König Verdienst belohnen, so stehe es ihm immer frei, wen er für gut finde, zum Pair zu erheben, und ihn nach Maßgabe des ertheilten Titels wo nöthig zu dotiren. Das Amt allein aber könne nur Wirkungskreis und Macht geben, nicht aber ein Diener der Nation, als solcher den Vorrang über die höchsten Repräsentanten dieser Nation selbst einnehmen.

---

in dem von mir angegebenen Sinne gemacht. Die „historische" Ansicht aber prävalirte, und es blieb dabei: daß die Fürsten preußischer Creation, die früher weder reichsunmittelbar noch Schweden oder Polen gewesen, sich mit dem geringeren Prädicat begnügen müßten.

Nun glaube ich zwar, daß jeder vernünftige Mann auf Titel überhaupt heutzutage nicht allzuviel mehr gibt, und ihre fast lächerlich gewordene Seite in unsern Zeiten sehr wohl einsieht, man läßt sich aber in nichts, auch im Geringfügigsten nicht, gern gegen Andere seinesgleichen willkührlich zurücksetzen, und ist auch, um bei dem gewählten Beispiel stehen zu bleiben, die Benennung Durchlaucht eigentlich für alle Fürsten zu viel, die nicht Souveraine sind

(Es ist gewiß eine sehr weise Einrichtung, daß in England nur die Pairschaft Rang gibt, denn die Pairschaft stammt aus der Nation, ist ihr erster Repräsentant, die Beamtschaft ist eine bloße königliche Gnade und Charge. Manches Amt bringt es mit sich, daß es die größte temporaire Macht im Staate haben muß, aber sie sey noch

(sonst hatten ihn ja nicht einmal die Kurfürsten), so muß man doch bedenken, daß auch sämmtliche andere Titel dermaßen herauf geschraubt worden sind, daß selbst in den gewöhnlichsten bürgerlichen Verhältnissen man unter andern schon jetzt Jedermann, der nicht betteln geht, Hochwohlgeboren titulirt. Ueberdem hat das Prädicat Fürstliche Gnaden etwas so Serviles und Unzeitgemäßes, daß im gemeinen Leben dennoch Jeder, wäre es auch nur um den Mund weniger voll nehmen zu müssen, jeden deutschen Fürsten Durchlaucht titulirt, die Neupreußischen aber dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sind, entweder fortwährend rechts und links zu erklären, dieß gebühre ihnen nicht, oder ungefähr das zu werden, was man eine Bedientenexcellenz nennt.

so umfassend, der Wille des Königs kann sie jeden Augenblick aufhören lassen. Nicht so die Pairschaft, welche nur das Gesetz oder der Tod dem Individuo rauben kann. Es gebührt ihm also in jeder Hinsicht ein höherer Rang, als irgend einem Beamten, weshalb in England auch der letzte Baron und Pairs dem allmächtigen Premier-Minister wie dem ruhmvollsten Feldmarschall voraus geht. Es ist aber dieß nicht allein in der Natur der Sache so analog als billig, sondern auch höchst zweckmäßig, weil dadurch der Mächtige, der so gern sich zu überheben geneigt ist, täglich daran erinnert wird, daß es auch außer dem König noch etwas über ihm gibt, nämlich, die Nation, repräsentirt durch die Pairs, denen er in ihrer nationellen keineswegs persönlichen Würde nachstehen muß, wenn er auch in allen andern Verhältnissen sie zu regieren, ja im Namen des Königs ihnen zu befehlen befugt ist. Dieß wirkt als ein

vortreffliches Correctionsmittel gegen Beamtenstolz, den unerträglichsten und gefährlichsten von allen, weil er eben stets mit der Macht vereint einherschreitet.)

Alle Standesherren würden, bis zum Eintritt der Constitution, und mit ihr einer Pairskammer, sobald sie ihre Volljährigkeit erreicht, in einer gewissen Zahl, abwechselnd den Sitzungen des Staatsrathes beizuwohnen das Recht haben.

Ueber alle Befugnisse der Pairs unter constitutioneller Verfassung werde später bei Ertheilung dieser Constitution bestimmt, bei der Communalordnung aber schon früher ihre Verhältnisse zu den Einwohnern ihrer Besitzungen festgesetzt werden.

Alle bisherige Adelsprärogativen, in sofern sie nicht in die neue Aristocratie übergingen, hörten auf, dagegen würde bei Einführung und Regulirung der Communalordnung darauf Rücksicht genommen werden, den Gutsbesitzern diejenigen localen Auto-

ritätsrechte zu sichern, ohne welche sie nicht bestehen könnten, welche jedoch nur an dem Gutsbesitze, nie an der Person haften könnte. Gewöhnliche Gutsbesitzer, die nicht zur Aristocratie gehörten, könnten nach wie vor ganz frei über ihr Eigenthum den bestehenden Gesetzen gemäß verfügen, weil, sobald dem Staate einmal das nöthige Erhaltungsprincip durch die neue Aristocratie gegeben sey, es weder als politisch noch zweckmäßig angesehen werden könne, allen Grundbesitz durch kleine unnütze Majoratsstiftungen eisern zu machen.

Die Inhaber von Ordenszeichen würden, nach des Königs Bestimmung, auch in Zukunft nach wie vor Ritter heißen, jedoch ohne weitere als Ehrenrechte damit zu verbinden.

Um diese neuen Maßregeln zu beschleunigen, und die nöthigen Organisirungen unverzüglich vorzunehmen, werde der König (könnte man in meinem Traume fortfahren),

in sämmtlichen Hauptprovinzen des Reichs, Prinzen seines Hauses als seine Lieutenants mit der höchsten Civil- und Militair-Autorität bekleidet senden, deren Instruction im Sinne des Vorhergehenden ausgefertigt worden sey, welche unmittelbar an Seine Majestät berichten würden, und welche die Nation als die besten Bürgen von des Königs väterlicher Fürsorge, und als das würdigste und parteiloseste Organ zwischen ihm und ihr ansehen könne.

Eine solche, allerdings außergewöhnliche Maßregel müßte, so kühn sie scheint, dennoch meiner Ueberzeugung nach, in Kurzem zu dem erwünschtesten Ziele führen, würde sich höchst wahrscheinlich des Beifalls der allgemeinen Meinung sehr bald zu erfreuen haben, und statt des jetzt verhaßten Adels

eine populaire Aristocratie schaffen; dabei aber ohne gewaltsame Mittel mit einem Schlage die Büreaucratie, den gefährlichsten Feind aller Classen, gleich einem electrischen Aal, dem man die Electricität abgezogen hat, ihrer schädlichen Kräfte berauben, und sie in die ihr angemessenen Schranken auf immer zurückweisen — ein Zustand, den die Bessern und Klügsten aus ihrer Mitte selbst wünschen, da Extreme doch zuletzt immer untergehen müssen, dieser Untergang aber dann oft tragisch wird *).

Auch die Vernünftigen unter dem Adel würden wohl entgegen kommen, da ihr wahrer Vortheil es erheischt, denn nur auf dem angegebenen Wege können Familien von historischen Namen, die jetzt verzettelt

*) Ich erinnere hier an die Worte Steins: „Eine Maschinerie sah ich fallen den 14. October „1806, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie „ihren 14. October haben!"

und gering geschätzt umher vegetiren, und um das liebe Brod dienen müssen — im Fall sie zusammen noch Vermögen genug dazu besäßen, oder hoch verdienstvolle Mitglieder unter sich zählen, die auf eine besondere Berücksichtigung des Staates Anwartschaft hätten — wieder ein neues, fester begründetes Ansehen erhalten, wenn sie freiwillig zusammentreten, um Einen aus ihrer Mitte zum standesherrlichen Repräsentanten zu dotiren. Hier würden auch Fälle eintreten, wo, um solche geehrte Namen nicht untergehen zu lassen, der König in seiner Gnade durch Verleihung einiger Domainen, die ohnehin bei den jetzigen Zeiten so wenig einbringen, und durch ihre zweckwidrige, schon der Natur der Sache nach ungünstige Administration, den Gutsnachbarn oft zum Gespötte dienen, dem Lande eine Wohlthat erzeigen könnte, die unendlich mehr Nutzen schaffen würde, als die einzelnen baaren Geldunterstützungen an

so viele banquerotte Gutsbesitzer, deren Quelle die edle Großmuth unsers Königs ist, die aber dennoch Keinen solid wieder hergestellt haben. Aehnliches würde auch auf Kosten der Nation für hochverdiente Männer bürgerlicher oder adliger Abkunft später statt finden können.

Die ganz armen Titelinhaber, die es nicht möglich zu machen wüßten, weder durch Besitz noch Verdienst, im neuen Adel wieder aufzuleben, würden freilich gutwillig ein so leichtes Opfer bringen müssen, und könnten nur fälschlich über Zurücksetzung und Ungerechtigkeit klagen, wo ihnen im Gegentheil eine wahre Erleichterung gegeben, und es ihnen allein möglich gemacht würde, für sich und ihre Kinder in die Classe der nützlichen und geachteten Staatsbürger, auf jeder Stufe derselben eintreten zu können, ja selbst des Handwerks gold'nen Boden suchen zu dürfen, wenn ihnen nichts anders mehr übrig

bliebe; ſtatt jetzt als pauvres honteux, und nur zu oft als Speichellecker der reichen Bürger, ein elendes Leben zwiſchen nicht reſpectirten Anſprüchen und reellem Mangel zu friſten.

Man könnte mir noch entgegnen, daß durch die Ausführung ſolcher Pläne Privatrechten zu nahe getreten würde. Darauf erwiedere ich bloß, daß, wo dieſes ohnehin ſchon ſo vielfach geſchehen iſt, wo, wie bei uns, z. B. durch die Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe, durch die vorhergegangene Freigebung des Bauernſtandes ohne alle Entſchädigung der Betheiligten, durch die Aufhebung der Adelsſtifte, Klöſter ꝛc. ꝛc. mit höchſt geringer und nur lebenslänglicher Entſchädigung, Alles aber immer mit Rückſicht auf das allgemeine Beſte und ſogar mit Billigung der Mehrheit — man ſich nun auch nicht ſcheuen dürfe, noch einen Schritt weiter zu gehen, und auch einen leeren Titel zu caſſiren, um das Ganze zu

vollenden, und für lange Zeiten zu consoli-diren.

Die Furchtsamen und Peinlichen werden freilich alle davor erschrecken, aber Furcht-same und Peinliche sind jetzt eben nicht mehr zeitgemäß, und der rasche kühne Gang einer solchen Zeit fordert auch kühne und rasche, obgleich keineswegs übereilte Schrei-ter, um ihr nicht nur nachzukommen, son-dern ihr selbst vorzugehen, wo es seyn muß.

Wer also mit dem hier Verhandelten in der Hauptsache einverstanden ist, d. h. wer sich mit mir für überzeugt hält, daß wir uns mit ganz Europa in einer bedenklichen Lage befinden, und daß nur eine constitu-tionelle Verfassung mit einer starken Aristo-cratie den Thron und uns in der Zukunft gegen alle Greuel und Zerstörungen der Anar-chie völlig sichern könne, der sollte auch durch Wort und That die Hand an's Werk legen, einen so wohlthätigen Zweck zu för-

dern, so weit nur das Gesetz und sein Wirkungskreis es ihm gestattet. Der Adel biete gern, und von selbst, die verlangten unbedeutenden Opfer an, um aus dem jetzigen Chaos wenigstens in einigen seiner Mitglieder künftig größer, reicher und volksthümlicher wieder hervorzugehen, und der verständige Bürger, der friedliche Eigenthümer bedenke, daß auch ihm Ruhe und Sicherheit nur auf diesem Wege verbürgt werden können; daß aber ein Adel, dessen Mitglieder täglich in den Schooß des Bürgerthums zurücktreten, und zu dessen Höhe wiederum auch jeder Bürger durch Verdienst emporzusteigen fähig ist, kein Gegenstand seiner Eifersucht mehr, sondern nur seines gerechtesten und vernunftgemäßesten Stolzes, wie in jeder Hinsicht seines wohlverstandensten Interesses seyn könne. Denn eine solche Aristocratie, wie ich sie aufgestellt, wird noch außer ihrem speciell politischen Nutzen, auch

von höchster Wichtigkeit für die große Mehrzahl des Volks, für die gewerbtreibenden, arbeitenden Classen werden. Sie verbürgt ihnen einen sicherern, andauernderen, größeren Erwerb durch einen sich immer gleich bleibenden Luxus, den der ewig wechselnde Reichthum der Banquiers und Geldspeculanten, wie die Anwendung ihrer Capitalien auf immer neuen Erwerb in Papierform sehr ungewiß und precair machen. Man mag über ein solches Motiv zur Anpreisung der Aristocratie spotten so viel man will, es ist dennoch sehr reell, und ein veredelter Luxus nichts weniger als ein Uebel im Staate. Durch nichts aber wird er sicherer hervorgerufen, und wohlthätiger geordnet, als durch eine glücklich geordnete Aristocratie. Dieß wissen die arbeitenden Classen in England sehr gut, und sind daher dem dortigen Adel mehr als in irgend einem andern Lande ergeben, bloß aus dem natürlichen Grunde, weil sie von ihm mehr reel-

len Nutzen ziehen, und vermöge seiner Stellung ziehen müssen, als ihres Gleichen in andern Ländern, wo keine so fest begründete mächtige Classe existirt.

Kunst und Wissenschaft, um die sich bekanntlich die Geldleute wenig bekümmern, außer wo ihnen die letzte etwa g'rade zu bess'rem Erwerbe nützt, und mit der ersten sich Ansehen zu verschaffen ist, werden sich ebenfalls eines sich stets gleich bleibenden Schutzes von einer reichen Aristocratie zu erfreuen haben, wäre es auch nur, weil der edelste und höchste Luxus eben nur durch ihre Hülfe erreicht werden kann. Wo aber hohes Ansehen und großer Reichthum lange in einer Familie einheimisch sind, und das gewöhnliche Wohlleben eine Alltäglichkeit ist, nimmt der Luxus immer nach und nach jenen edleren und höheren Character von selbst an, und geht, als Beispiel wirkend, auf die übrigen mehr wechselnden Reichen,

wenigſtens als Nachäffung über, die den Künſten immer wieder Vortheil bringt — denn auch der dümmſte Reiche kann dem größten Künſtler Gelegenheit zu Entwickelung und Ruhm geben — da aber, wo keine Tonangebende Ariſtocratie das Vorbild gibt, findet gewöhnlich eine viel gemeinere, veränderliche und ungewiſſere Geldanwendung ſtatt. Obgleich das engliſche Volk ſeiner Nationalität nach, im Grunde wenig ächten Kunſtſinn beſitzt, ſieht man doch daſelbſt faſt keinen Edelmann, der nicht die bedeutendſten Künſtler beſchäftigte, und keinen Palaſt der Großen, der nicht Schätze der Kunſt, zuweilen von unſchätzbarem Werth und außerordentlicher Anzahl beherbergte.

Was ſehen wir dagegen bei uns? Entweder Mangel aller Kunſt aus Armuth, oder eine Geldverſchwendung, die nur auf Dinge gerichtet iſt, welche kein Andenken zurück laſſen. Der Hof, die Prinzen allein, ſonſt äußerſt Wenige, thun etwas Bedeu-

tendes für Kunst und Wissenschaft. Man bereise die Schlösser der jetzigen Vornehmen und emporgekommenen Reichen, man sehe ihre Hôtels in der Stadt — das Aesthetische ist dort ein unbekanntes Element, sie haben sich nicht einmal zum Geschmackvollen und zum Comfort erhoben.

Eine große Vertheilung des Vermögens ist einer Nation auf der einen Seite sehr wünschenswerth, sobald nur dafür gesorgt ist, daß auf der andern Seite auch große Massen desselben für immer compact bleiben. Dann nur entsteht ein wohlthätiges Gleichgewicht. Wo Alles beweglich und veränderlich ist, gibt es keine Ruhe noch Halt. Wo Alles feststeht, erfolgt Erstarrung. Ein Zustand, der beide Uebel auflöst und verschmilzt, ist also der glückliche, und findet sich vollständig da, wo eine freie bewegliche Mehrzahl mit dem festen Kern einer großen Aristocratie verbunden ist.

Diese aber nur in Gelde oder Verdienst zu suchen, ist hauptsächlich deßhalb eine Thorheit, weil sie dann eben der Hauptsache, der Stetigkeit ermangelt.

Ich wiederhole dieß fortwährend, denn gewisse Wahrheiten können nicht oft genug ausgesprochen, nicht genug von allen Seiten beleuchtet werden, besonders, wenn so allgemein durch Wort und Sachverwechselung ein hartnäckiges ungerechtes Vorurtheil gegen sie besteht.

Endlich wird jeder Unbefangene einsehen, daß ich durch mein System auch keineswegs das Talent unterdrücken, und Geld- und Güterbesitz darüber stellen wolle, obgleich zu meiner größten Verwunderung Einige, die diesen Aufsatz lasen, meine Meinung sehr irrig so ausgelegt haben. Mit geringem Nachdenken wird man im Gegentheil daraus abnehmen können: daß ich durch eine Verfassung, wie die hier vorgeschlagene, g'rade dem persönlichen Talent noch eine größere

Belohnung und einen, wenn auch begränzten, doch eben deßhalb edleren, und vor Allem *sicherern* Wirkungskreis verschafft wissen will, als es, mit wenigen Ausnahmen, je bei uns gehabt hat.

Sobald die Constitution in's Leben träte, müßte die bei weitem größere Masse des vorhandenen Talents sich nothwendigerweise in der Deputirtenkammer zusammen finden, und viel weniger davon würde, wie die Sachen jetzt stehen, wahrscheinlich in die Pairskammer gelangen, welche auch dessen, wenn sie nur gehörig auf den noch *fester stehenden Halt* des großen Grundbesitzes und des daraus entspringenden natürlichen Interesses basirt ist, weniger bedarf; denn von ihr wird das *Auffinden* des Fehlerhaften und das *Ausdenken* des Neuen, wozu der meiste Geist gehört, nicht verlangt, sondern nur der gesunde aufgeklärte Sinn, der das ausführbare Gute vom chimärischen, das practisch Anwendbare vom bloß theore-

tisch Glänzenden zu unterscheiden weiß, und daher auch sogleich für die Regierung in allen den Fällen eine höchst nöthige Stütze abgeben wird, wo das debordirende, democratische Princip der Deputirtenkammer, wie wohl zu vermuthen steht, ihr von vorn herein Gewalt anzuthun geneigt seyn möchte.

Es ist nun ganz natürlich, daß ausgezeichnete Männer, die sich als solche in der Deputirtenkammer zeigen und bewähren, eben durch dieses ihr Genie sicher seyn können, sich bald damit einen Weg in's Ministerium des Landes (wo große Gunst oder Anciennität allein, dann kaum mehr hinführen kann) und endlich in die Mitte der Aristocratie selbst zu bahnen; bei welcher Letztern Elemente dieser Art immer sehr willkommen seyn werden, wenn ihre große Menge auch dort, wie gesagt, nicht so unumgänglich nöthig ist. Eine solche Erhöhung muß aber in einem constitutionellen Staate, wo der Adel als festeste Stütze der

Nation organisirt, und als die höchste Staffel ihres eig'nen Glanzes und Ruhmes angesehen wird, auch die schönste Perspective für Jeden, wie zugleich die solideste Belohnung für Talent und Verdienst seyn. Gibt es hingegen keine Pairskammer, oder nur eine sogenannte mit leerem Titel, so ist die Aufnahme in dieselbe weder mehr ein reizendes Ziel noch eine Belohnung, und das Talent, welches seine Kräfte fühlt, und sie, koste es was es wolle, üben will, macht den, welcher es besitzt, wie wir es in Frankreich so oft gesehen, zum bloßen Volkstribun und Revolutionair, welcher, wenn es gut geht, eine kurze Zeit der Volks- und Pöbelmann bleibt, dann vielleicht, wie Benjamin Constant vor Kummer darüber stirbt, daß ihm alle seine Popularität doch nicht nach Verdienst geholfen, und zuletzt ein schönes Begräbniß erhält — geht es aber schlecht, wohl früher schon auf dem Schaffot endet.

*

Nur eine todte Aristocratie also, die einerseits ohne gehörige Dotationen und Nachdruck, oder and'rerseits nicht Jedem aus der Nation zugänglich wäre, würde eine Ungerechtigkeit gegen das Talent, eine Hinderung desselben, folglich auch hemmend für wahre Civilisation seyn, wie es jetzt auch unser Adel wirklich ist — eine mit allen Lebenskeimen ausgestattete constitutionelle Aristocratie ist aber nur ein Bürger-Institut wie jedes andere, und eben so sehr würdiges Ziel und Belohnung des Genies, als das unerschütterlichste Fundament des Staates, auf dessen sicherem Boden allein dem Beweglichen zu jeder Zeit der wünschenswerthe freie Spielraum gegeben werden kann, der ohne dieses Fundament nie gefahrlos zu gestatten ist.

Es wäre wohl eine würdige Aufgabe für unsere Stände, einer so ernsten und wichtigen Materie ihre Aufmerksamkeit zu leihen,

und wenn sie zu einer gleichen Ansicht darüber gelangen könnten, sie rastlos auszusprechen, ja zu den Füßen des Throns niederzulegen, um das Gouvernement zu überzeugen, daß eine Adelsreform, eins der größten Bedürfnisse Preußens! eben so ausführbar als wünschenswerth sey, und daß es nicht zu befürchten habe, dabei auf Schwierigkeiten zu stoßen, die nur ohne die Hülfe eines bedeutenden Uebergewichts in der öffentlichen Meinung als unbesiegbar erscheinen dürften.

Es würde schon eine große Belohnung meines schwachen Bestrebens, die höchste Freude für mein, vom innigsten Patriotismus durchdrungenes Herz seyn, wenn die vorliegenden Zeilen nur talentvolleren und erfahreneren Männern, als ich bin, Anlaß gäben, dasselbe Thema gehaltvoller und gründlicher, aber auch eben so offen, zu entwickeln, und ihm dadurch ein allgemeines Interesse bei

allen Ständen zu verschaffen, was es mir in hohem Grade zu verdienen scheint.

Geschähe dieß aber auch nicht, so ist es dennoch unter den heutigen Conjuncturen, welche den früheren nicht mehr gleichen, die Pflicht eines jeden Staatsbürgers, das wenigstens nicht zu verhehlen, was ihm für das Wohl des Ganzen dringend nöthig erscheint, sobald es, wenn auch vielleicht irrig, denn Irren ist menschlich — nur in Treue und Liebe für seinen König, wie für seine Mitbürger begründet ist. Aber auch die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt ihn dazu, namentlich den Stand des Adels, der nach einer andern Stellung ringen, oder seine Existenz aufgeben muß, noch mehr den großen Grundbesitzer, dessen Lage die unsicherste von allen ist, der am wenigsten zu verlieren hat, und der ohne Halt von oben, und mit künstlich und absichtlich untergrab'ner Popularität bei'm Volke, den Druck der Büreaucratie von allen Unter-

thanen des Königs am empfindlichsten fühlt, und die unerschwinglichsten Lasten trägt, während er dennoch, in seiner jetzigen unsichern und beklagenswerthen Stellung, fast unglaublicherweise immer noch dem Neide der Beamten, wie dem Groll der übrigen Stände am meisten ausgesetzt ist.

Als Solcher habe ich für mich selbst gesprochen, als Bürger für Alle, und feierlich betheure ich, daß, wenn ich durch das Opfer meines Ranges und meines sämmtlichen Güterbesitzes dem Vaterlande diejenigen Institutionen verschaffen könnte, die es nach meiner Ueberzeugung auf eine hohe Stufe dauernder Macht und Größe heben müßten, ich mit Freuden dieses Opfer bringen, mich fortan mit dem mäßigsten Lebensunterhalt begnügen, und dieß für gar keine Entbehrung ansehen würde. Habe ich zuviel gehofft, wenn ich einer großen Anzahl unsres Adels eine ähnliche Gesinnung zutraue? Ich glaube es nicht. Jedes persönliche

Opfer wird gern vom wahrhaft Edlen verschmerzt werden, sobald er nur sicher seyn kann, daß es dem Ganzen zu Gute komme, unser Adel kann es aber noch weit wohlfeiler haben, er braucht nichts Reelles, nur eine Chimäre zu opfern, um noch obendrein einen wirklichen und sehr soliden Gewinn dafür einzutauschen.

II.

Aus meinen Zettelköpfen.

Dritte Ziehung.

Nro. 64.

Letztes Gespräch mit meinem Denker.

Mein Freund S...., dem ich den obigen Aufsatz eben vorgelesen hatte, schüttelte den Kopf.

„Damit werden Sie nicht weit kommen," sagte er, „und so gern ich Ihnen zugebe, daß Sie, namentlich hinsichtlich der elenden Stellung des jetzigen Adels, recht haben, so wette ich doch, daß auch nicht ein einziger Landjunker, und nagte er auch am Hungertuche mit einem Dutzend Söhnen, weder für sich noch für diese ein Jota von seinen eingebildeten Privilegien freiwillig aufgeben wollen wird. Früher war ein Zeitpunct in Preußen, wo so etwas hätte gelingen können, als das ganze Land ge-

gen Frankreich im Enthusiasmus anfstand. Damals hätten sich Alle jede neue Organisation gefallen lassen. Doch dieser günstige Zeitpunct zu Umgestaltung des Adels ist versäumt worden, und wir wollen aus andern Gründen nicht wünschen, daß je ein ähnlicher wiederkehre.

Manche glauben, nach und nach werde man vernünftiger werden. Der Meinung bin ich aber noch weniger. Solche Reformen können nur plötzlich, entweder durch Revolutionen, oder durch die zwingende Macht eines unumschränkten Monarchen in's Werk gestellt werden. Die ersten betreffend, wäre das Remedium schlimmer, wie die Krankheit, das andere aber hat seine Schwierigkeiten."

„Die mir doch keineswegs als unübersteiglich erscheinen," fiel ich ein, „wenn die Sache auf dem Wege angefangen wird, den ich angedeutet. Auch irren Sie sich gewiß über den Geist unseres kleinen Adels. Er ist

nicht so blind, seinen eigenen Vortheil nicht einzusehen, und hängt viel weniger an einem leer gewordenen, und deßhalb auch unbequem gewordenen Titel, als Sie voraussetzen."

„Gut," sagte S...., „gesetzt es geschähe, glauben Sie wirklich, dann etwas aufgestellt zu haben, was zur Dauer bestimmt sey?"

„Was nennen Sie Dauer? alles Ding hat seine Zeit, nur das nächste mögliche Gute ist zu ergreifen, unsere Nachkommen mögen immer noch Besseres auffinden. Ich selbst kann mir allerdings noch einen Zustand weit höherer, humanerer, menschlicher Staatsbildung denken, aber der liegt gänzlich außer den Gränzen der Gegenwart. Wie viel Jahrhunderte müssen da erst vorüber rauschen! Wie viel Vorurtheile, wie viel geheiligte Sitten erst ihre Popularität verlieren — und das ist ja eben der ewige Fehler der Idealisten oder Ideologen, diese ungeheure Gewalt des Bestehenden

bei ihren Projecten ganz aus den Augen zu setzen. Sie sagen, dergleichen Revolutionen könnten nur plötzlich eintreten! Ein Thurm fällt allerdings plötzlich ein, aber erst, nachdem er lange Jahre hindurch nach und nach baufällig geworden ist, und wäre er schon eingefallen, so ist der gesunkene Coloß dennoch manchmal noch nicht wegzuschaffen.

Wie lange ist z. B. das Papstthum schon in der Idee vernichtet, und doch gibt es nach wie vor Päpste, wird deren auch noch lange geben. Welcher Gebildete sieht heutzutage nicht die Nichtigkeit leerer Titel, Orden u. s. w. ein. Kann man sie deßhalb abschaffen? Unmöglich!"

„Nun! und spricht das nicht eben gegen Sie?"

„Keineswegs, denn ich will den Adel nicht abgeschafft, sondern nur reformirt sehen, eben so gut wie Papstthum und Katholicismus reformirt worden sind. Der Ueber-

gang zu einer constitutionellen Regierungsverfassung ist aber der einzige mögliche Weg dazu, wenn anders die Macht ihn einschlagen will, in deren Händen bei uns freilich allein diese Möglichkeit ruht, und von der also die Initiative dazu ausgehen muß."

„Ich begreife gar nicht," fuhr S.... abspringend fort, „warum man sich so sehr über dergleichen politische Formen den Kopf zerbrechen will. Ich behaupte geradezu: daß jede Regierungsform hinlänglich ist, wo das Individuum nicht gehindert wird, moralisch gut, und als ein ehrlicher Mann zu leben. Das ist doch die eigentliche Hauptsache, und wo also nur die Gesetze respectirt werden, und religieuse Duldung herrscht, finden wir einen solchen Zustand jetzt in Europa überall. Die verworrenen Begriffe unserer Tage von Freiheit, und die daraus folgenden übertriebenen Ansprüche, die jeder an das Leben macht, sind

der Hauptgrund unseres unruhigen und unseligen Zustandes. Es kann seyn, daß etwas weit Besseres daraus geboren wird. Wer kann soweit sehen! Fasse ich aber nur die Unheimlichkeit und Unbequemlichkeit der Gegenwart in's Auge, so dürfte eine Erziehung der Jugend, wie der Erwachsenen, die ausschließlich auf Gehorsam, Demuth und Beschränkung gerichtet wäre, vielleicht, so bitter die Medizin auch schmecken möchte, doch das beste Heil- und Beglückungsmittel für uns seyn. Darüber habe ich manchmal ganz eigene Gedanken! z. B. wie furchtbar schreit man nicht überall über Kasten und Kastengeist!

Es kömmt aber doch sehr darauf an, welcher Art beide sind. Kasten, wenn sie nicht gerade eine versteinerte Natur angenommen haben, wie in Indien, sind nichts als Classen. Wollt Ihr, Liberale, aber keine verschiedene Classen in der Gesellschaft dulden, warum hebt Ihr diese nicht

auch in den Schulen auf, und vergönnt Quinta und Prima sich ebenfalls zusammen zu emancipiren? Das ist unerzogene Jugend, sagt Ihr — aber die Menschen sind auch nur große Kinder, die ebenfalls fortwährend erzogen und gezügelt werden müssen. Die sich als zweckmäßig bewährenden Einrichtungen der Schule werden auch im Staate, mutatis mutandis, ganz gut thun. Warum also nicht auch dort verschiedene Classen, warum nicht Vorrechte der ersten, sobald nur die in den letzten sitzen, auch ohne Schwierigkeit in die ersten gelangen können, wenn sie sich gehörig dazu qualificiren? Hierdurch wird ja eben das Streben nach Fortschritt befördert, und die Vorrechte der Höhern nur von denen angefeindet werden, die sich unfähig fühlen, sie durch eigenes Verdienst zu erreichen.

Freilich, Ihr wollt keine gebor'ne Primaner, und darin scheint ihr in der Schule allerdings recht zu haben, aber alle Gleich-

nisse hinken. In der Schule sind die gebor'nen Primaner diejenigen, welchen der liebe Gott größere Talente als den Andern gegeben; im Staate gleichfalls die, welche mit größeren materiellen Mitteln geboren werden. Ihre Schule müssen aber doch beide erst durchmachen, ehe sie zur Ausübung ihrer Vorrechte gelangen. Nur keine gebor'nen Lehrer können gestattet werden, weil diese zugleich die Herren sind. Also erbliche Aristocratie wird Euch keinen Abbruch thun, aber erbliche Beamte, die wären schon schwerer zu ertragen, und doch scheint's bald, als wenn es auch dazu kommen könnte!"

„Bravo, lieber S...., das heiße ich doch einmal ordentlich in's Blaue hinein raisonnirt! Aber so unhaltbar und sich selbst widersprechend Ihr Schulgleichniß ist, so bin ich doch, weil wir einmal à tort et à travers schwärmen wollen, ebenfalls nicht recht mir mir einig: ob

Kasten, und zwar ziemlich abgeschlossene sogar, nicht in vieler Beziehung eine sehr zweckmäßige Einrichtung seyn könnten, und ob überhaupt zum ruhigen Glück der Gesellschaft die Freiheit der Individuen: Alles unternehmen zu können, was sie wollen — nicht nur in Hinsicht der Moral und der Sitte, sondern selbst im Lebensverkehr zweckmäßig zu beschränken wäre?

Nie hat z. B. ein Volk, und dieß in den Zeiten großer Rohheit und kindischen Aberglaubens, dennoch eine längere und größere Prosperität genossen, sich mehr in Künsten, Ackerbau, Gewerben und Krieg ausgezeichnet, als die alten Aegypter. So sehr Sie nun über die folgende Meinung spotten werden, und so wenig ich auch behaupten will, dergleichen sey jetzt wieder zu realisiren möglich, so möchte ich jenes von mir angeführte und nicht zu bestreitende Factum doch hauptsächlich der In-

ſtitution zuſchreiben, nach welcher zwar alle Einwohner Aegypten's ſich für gleich edel geboren hielten, dennoch aber das Volk ſtreng in die vier verſchiedenen Claſſen: der Prieſter und Gelehrten; der Landbauer und Hirten; der Krieger, und der Gewerbtreibenden erblich getrennt war. Der Staat iſt eine Maſchine, eine große Manufactur, und wie bei ſolchen dadurch, daß beſtimmte Leute immer nur das Eine und Daſſelbe von dem bezweckten Ganzen anfertigen, die größte Vollkommenheit im Allgemeinen erreicht, und die Induſtrie auf's Höchſte gebracht wird — eben ſo wird auch im Staate Kraft und Ruhe vielleicht am ſicherſten erlangt werden, wenn Jedem darin ſein (in der Begränzung immer noch ungemein weiter) Wirkungskreis, ſo zu ſagen, angeboren wird. Hierbei könnte überdieß — jedoch nicht als Regel, ſondern als Ausnahme — es dem Individuo nicht ganz verſchloſſen zu ſeyn brauchen, mit ge-

wissen Bedingungen von einem Stande zum andern überzugehen. Daß jetzt Jeder Alles ergreifen und verlassen darf, wie es ihm nur gelüstet, bringt wohl größtentheils jene Verwirrung hervor, welche der bei'm Bau des Thurms zu Babel gleicht, und deren einzelne Züge jene englische Carricatur des Zeitgeistes so gut darstellt, wo der Kutscher auf dem Bock, Mathematik studirend, umwirft; der Bauer, statt zu pflügen, auf dem Unkraute Jurisprudenz erlernt; der Bierbrauer als Senator fungirt; der Priester sich duellirt und Füchse jagt, und der Soldat ein Betbruder wird. Wir werden wohl noch Tolleres erleben, ehe es besser wird!

Man denke sich dagegen ein Volk in solche voraus bestimmte Classen geschieden; die nothwendige Vervollkommnung, welche sich, ihrem stets gleichen Wirkungskreise gemäß, in ihnen ausbilden muß; dieses

Reich ferner in Provinzen abgetheilt, die durch Nomarchen (heutzutage Präfecten oder Präsidenten genannt) regiert werden, welche nur dem König und seinem Rath verantwortlich sind (denn die für alle Administrationsangelegenheiten so verderbliche Centralisation und alles collegialische Wesen dabei wollen wir gern weglassen); dazu gute Communaleinrichtungen, und endlich eine aus jedem der verschiedenen Stände, und von ihnen gewählte Repräsentantenzahl, welche die königliche Gewalt moderirend, ihr zur Seite steht — und ich glaube wirklich, daß ein solcher Staat, selbst in unserer Zeit, alle Elemente der Macht und des Fortschrittes besser zur Hand, und in größerer Thätigkeit entwickelt, aufzuweisen haben würde, als gar viele heutige Reiche in ihrer beklagenswerthen und precairen Existenz. Beiläufig gesagt, möchte das einflußreiche Todtengericht, dessen wohlthätige Folgen für die allgemeine Mo-

ral Diodor so schön schildert *), und manche jener Beschränkungen, die in Aegypten

*) Ich kann mir nicht versagen, diese Stelle hier abzuschreiben, da sie auch auf uns noch heute vollkommen eben so gut, als auf die Griechen paßt:

„Wenn der Todte bestattet werden soll, so sagen dessen Angehörige den Begräbnißtag den Richtern an, und den Verwandten und Freunden desselben; sie melden Das mit den Worten: „es will .... (hier wird der Name des Verstorbenen genannt) über den See gehen.“ Da kommen dann mehr als vierzig Richter, die sich in einen Halbkreis setzen, auf einem Gerüste jenseits des See's, und nun wird der Kahn hinabgelassen, der für diesen Zweck von eigenen hierzu bestimmten Leuten gebaut ist. Es steht darin ein Fährmann, welchen die Aegypter in ihrer Sprache Charon nennen. Ist der Kahn in den See hinabgelassen, so steht es indessen nach dem Gesetze Jedem frei, den Todten anzuklagen, ehe der Sarg, in welchem er liegt, in den Kahn gebracht wird. Tritt nun ein Kläger auf, und beweist, daß der Verstorbene lasterhaft gelebt, so sprechen die Richter ihr Urtheil,

den Königen auferlegt wurden, und die viel ſtrenger waren, als es conſtitutionellen

---

und das feierliche Begräbniß wird der Leiche verweigert. Findet man aber die Beſchuldigung ungegründet, ſo verfällt der Ankläger in ſchwere Strafen. Wenn ſich gar kein Kläger zeigt, oder wenn Der, welcher auftritt, als Verläumder erkannt wird, ſo legen die Verwandten die Trauer ab, und lobpreiſen den Verſtorbenen. Von ſeiner Herkunft ſprechen ſie nicht, wie es bei den Griechen gewöhnlich iſt; denn die Aegypter glauben Alle von gleich edler Abkunft zu ſeyn. Aber die Geſchichte ſeiner Erziehung und Bildung von Kindheit auf erzählen ſie, und beſchreiben dann die Frömmigkeit und Gerechtigkeit, die Mäßigung und die andern Tugenden, die er im Mannesalter geübt; zuletzt rufen ſie die Götter der Unterwelt an, ſie mögen ihn in die Wohnungen der Frommen aufnehmen. Die Volksmenge ſtimmt in die Lobſprüche ein, und hilft den Todten verherrlichen, der nun in der Unterwelt mit den Frommen fortleben ſoll.“

In dieſer Sitte ſpricht ſich ein gewiſſes Zartgefühl aus, und zugleich das Beſtreben, das

Monarchen bisher zugemuthet wurde, nicht übel einzuführen seyn; wenn auch selbst der wüthendste Republikaner dieser Tage nicht so weit gehen würde, der Könige Diät nur auf Kalb- und Gänsefleisch beschränken zu wollen."

„Hole der Teufel alle Politik," sagte S... schaudernd, „wenn sie uns zu einer solchen

---

wirkliche Bewunderung verdient, ein freundliches und edles Betragen durch die Erinnerung an die Verhältnisse der Lebenden nicht nur, sondern sogar an die Ehre, welche dem Todten durch das Begräbniß wiederfährt, also durch alle möglichen Beweggründe zu empfehlen. Bei den Griechen beruht der Glaube an das Zukünftige, an den Lohn der Frommen, wie an die Strafe der Bösen, auf willkührlichen Dichtungen und entstellten Sagen. Daher können diese Vorstellungen unmöglich die Menschen auf den besten Weg leiten; sie werden vielmehr den Lasterhaften zum Gespötte, und man legt darauf einen sehr geringen Werth. Die Aegypter dagegen lernen nicht aus einer Fabel, sondern durch den

Diät führen sollte. Diese verrückten Aegypter müssen eine Ahnung von der Homöopathie gehabt haben. Uebrigens erinnere ich mich aus dem von Ihnen angeführten Diodor, daß sie vortreffliche Gesetze über die Aerzte hatten. Diese durften nämlich — wie auch später in Oesterreich den Feldherren nur nach den Dispositionen des Hofkriegsraths Schlachten zu liefern erlaubt

---

Augenschein die Strafe für die Bösen, und den Lohn für die Guten kennen; so werden denn diese sowohl als Jene täglich an ihre Pflichten erinnert, und darin liegt das kräftigste und sicherste Mittel zur sittlichen Veredelung.

Für die besten Gesetze aber können nicht diejenigen gelten, welche die Einwohner am reichsten machen, sondern welche die verträglichsten und die brauchbarsten Bürger bilden.

Leopold Schefer hat in seinen Gedichten ein „Todtengericht," worin die Verweigerung des Begräbnisses ergreifend dargestellt ist, und zeigt, wie schwer es seyn möchte, und doch wie nützlich, die Probe zu machen.

war — nur nach den festgestellten Vorschriften der Facultäten curiren. Starb der Kranke hiernach gesetzmäßig, so waren sie außer Schuld, heilten sie ihn aber auf illegitime Weise, gegen die gegebene Vorschrift, so verfielen sie in harte Strafe. Die Bevölkerung scheint übrigens eben so wenig dabei gelitten zu haben, als bei den verschiedenen Systemen, und dem unbeschränkten Monopol unserer heutigen Aerzte: nach jeder beliebigen Theorie tödten zu dürfen.

Diese Erinnerung an den Tod bringt mich aber jetzt mit einemmale auf etwas ganz Anderes, nämlich auf Geistererscheinungen, und da muß ich Ihnen denn sagen, daß mir diejenige, welche Sie im dritten Theile Ihrer Tutti Frutti zum Besten gegeben haben, obgleich etwas langweilig, dennoch viel Nachdenken verursacht hat.

Es ist mir nämlich in vergangenen Ta-

gen selbst etwas Aehnliches geschehen, auch mich hat eine Geistererscheinung von einem abgeschmackten Fehler gebessert, und auch ich weiß nicht, ob die Geister wirkliche, oder nur von mir selbst gemachte waren."

„Sie hatten eine Geistererscheinung?" frug ich verwundert, „nun, das muß etwas ganz Besonderes gewesen seyn! Bitte, erzählen Sie, darauf bin ich wirklich begierig."

„Ich versichere Ihnen, daß mir diese Vision gar lange Zeit nicht wenig Angst verursacht hat, obgleich sie allerdings keineswegs so sentimaler Natur als die Ihrige war. Also hören Sie:

Ich hatte in meiner frühern Jugend die Schwäche, sehr eitel zu seyn, wandte eine in's Lächerliche übertriebene Sorgfalt auf meinen Anzug, schminkte und schnürte mich, jagte stets nach neuen Moden, kurz beging alle Thorheiten, deren ein Narr dieser Art nur fähig ist. Einmal hatte ich mich auf einem Ball so knapp in meine Uniform

gepreßt, und um recht blühend auszusehen, mein Halstuch so eng gebunden, daß ich mitten im Tanze plötzlich bewußtlos niederstürzte, für todt weggebracht wurde, zu Hause zwar wieder zu mir selbst kam, aber in Folge dieses Zufalls in eine sehr schwere hitzige Krankheit verfiel.

Gegen das Ende derselben, als ich eines Abends ohne Schlaf mich auf meinem Schmerzenslager umherwarf, fiel mir sehr lebhaft ein Gespräch meiner verstorbenen Eltern ein, das mich zu jener Zeit besonders frappirt haben mußte.

Meine Mutter nämlich, die vor ihrer Verheirathung Hofdame gewesen war, erzählte, daß sie, so oft sie bei der Kaiserin früh den Dienst gehabt, des damaligen Costümes wegen, stets genöthigt gewesen wäre, die ganze Nacht vorher, fertig frisirt und angezogen, aufzusitzen.

„O," sagte mein Vater lachend, „das ist noch gar nichts, viel schlimmer waren wir

jungen Officiere bei'm Regiment Seydlitz d'ran, denn an den Paradetagen mußten wir die ganze Nacht vorher hängen."

„Wie, hängen, lieber Mann?" fragte meine Mutter verwundert.

„Allerdings, denn auf andere Weise war es völlig unmöglich, in die nassen und engen ledernen Beinkleider hinein zu kommen. Wir waren zufrieden, wenn wir nur in jeder halben Stunde einen Zoll tiefer eindrangen, bis es uns endlich gelang, auf Neptunischem Wege von außen und Vulkanischem von innen Fleisch und Bein und Leder zu einem untheilbaren Ganzen zusammenzuschmelzen."

Diese Geschichte also beschäftigte von Neuem lebhaft meine Einbildungskraft, ehe ich einschlief. Denken Sie sich nun meinen Schreck, liebster Freund, als ich mit dem Schlag Zwölf plötzlich aufwache, und in der Stubenecke meinen Vater in dem alten Seydlitz'schen Collet, gerade wie er

es beschrieben, in seinen Lederhosen hängen sehe, und dann, sich grinsend hin und her schaukelnd, mir zurufen höre: „Lieber Sohn, dieß sind die traurigen Folgen der Eitelkeit!“ Entsetzt drehe ich mich um, da sitzt auf der andern Seite des Betts meine Mutter, im breiten Reifrock, mit einer ungeheuren Frisur auf dem Kopfe, und sagt: „Lieber Sohn, sieh', was wir leiden aus Eitelkeit!“ Ich fuhr mehr todt als lebendig unter die Decke, so wie ich aber wieder hervor zu blinzeln wagte, sah ich auch wieder die beiden Gestalten respective hängen und sitzen, und dieselben, widerlich geplärrten Worte tönten von Neuem an mein Ohr. Dabei war es mir, ganz wie Sie es bei Ihrem Herzoge anführen, eben so unmöglich den geringsten Laut herauszubringen, um nach Hülfe zu rufen, und nicht eher, als bis der Hahn krähte, wo mein Vater eben den letzten Zoll seiner Hosen erreicht hatte, und meine Mutter sich zum

Lever der Kaiserin erhob, verschwand der entsetzliche Spuk.

Bald nach dieser Erscheinung half sich meine Natur. Ich genaß von meiner Krankheit, und war zugleich von aller Stutzerhaftigkeit für mein ganzes übriges Leben geheilt."

„Man sieht wohl," sagte ich lächelnd, „daß die Geister sich immer sehr gut nach der Individualität ihrer Kunden zu richten wissen. Nun will ich aber sogleich Ihre Erzählung mit einer andern, etwas ernster ausgehenden, Ahnung erwiedern, und dann, wenn Sie die Geduld noch nicht verloren haben, mit einer Wagner'schen Gespenstergeschichte, d. h. einer solchen, die natürlich erklärt wird, schließen."

S.... nickte beifällig mit dem Kopfe, und ich fuhr fort:

„Die Gräfin P. war eine höchst liebenswürdige und lebenslustige Dame. Ganz nach ihres Herzens Wünschen verheirathet,

aber lange kinderlos, hatte ihr Glück seit einem Jahre durch die Geburt zweier Knaben, Zwillinge, die selbst ihre Amme kaum von einander unterscheiden konnte, den höchsten Grad erreicht; und man kann denken, daß sie diese Kinder mit wahrer Leidenschaft anbetete.

Die Familie war eben aus der Residenz, mit einer kleinen gewählten Gesellschaft, wieder auf ihre Herrschaften zurückgekehrt, und residirte in einem alten Schlosse, von dem die Sage schon in früherer Zeit allerlei Gespensterisches verbreitet hatte.

Die Gräfin, welche durchaus an dergleichen nicht glaubte, bediente sich dieses Umstandes oft zu kleinen Neckereien, obgleich in Kurzem ein eben so unerklärliches als widersinniges Ereigniß sie selbst in ihren Zweifeln etwas wankend machte.

Die ganze Gesellschaft saß nämlich noch spät Abends am Camin versammelt, und wie es manchmal zu gehen pflegt, so trat

nach lebhafter Unterhaltung plötzlich eine schwüle Stille ein. In diesem Moment war es Allen, als ob Jemand ganz leise mit Filzschuhen bei ihnen vorbei durch die Stube gehe, und gleich darauf sah man einen Pfeilertisch, der am andern Ende des Zimmers stand, sich von selbst von der Wand ablösen, und wie durch die Luft einige Schritte weit auf die Gesellschaft zurücken. Alles sprang auf, doch ehe noch einer sich dem Tische zu nahen gewagt, ging dieser wieder, eben so ruhig wie er gekommen war, an seinen alten Platz zurück.

Dieser unbegreifliche Vorfall hatte jedoch durchaus weiter keine Folgen, und man vergaß ihn endlich, ohne sich ihn erklären zu können.

Unter mancherlei ländlichen Vergnügungen und Festen, bei denen der gastfreie Graf stets abwechselnde Gäste in seinem Hause bewirthete, verging der Sommer nebst ei-

nem Theil des Herbstes, und man hatte schon wieder die Vorbereitungen zur Abreise gemacht, als eines Abends die Gräfin eines neuen interessanten Buchs erwähnte, und begierig etwas daraus mitzutheilen, auf ihr Zimmer ging, um es selbst zu holen. Es dämmerte bereits, doch hatte man noch kein Licht angesteckt, als sie in den Saal trat, der zu ihrer Wohnstube führte. Heftig erschrocken blieb sie in der Thüre stehen, denn sie glaubte mitten im Saal zwei kleine mit schwarzem Tuch behangene Särge stehen zu sehen. Erschüttert eilte sie zur Gesellschaft zurück, theilte mit, was sie erblickt und bat ihren Mann nebst den andern Herren sie zu begleiten, um sich selbst von dem sonderbaren Umstande zu überzeugen.

Als die Herren an der Thüre ankamen, gestand Jeder, er sähe das Nämliche, doch müsse es Täuschung seyn — und als man nun nach Licht rief und die Sache näher

untersuchte, fand sich auch in der That, daß die Erscheinung, welche so vollständig Särgen geglichen, in Wahrheit nichts and're war, als einige dunkle Kleider der Gräfin, die ihre Kammerfrauen auf zusammengestellte Stühle hier zum Einpacken ausgebreitet hatten. Man lachte nun allgemein über den ausgestand'nen Schreck, und zwei Tage darauf ward die projectirte Gebürgsreise angetreten, die man der Rückkehr in die Residenz vorangehen lassen wollte.

Nie war die Gräfin heiterer gewesen, als auf dieser Reise, die sie bald zu Wagen, bald zu Pferde, bald zu Fuße machte, und deren romantische Abwechslung ihrem Character so sehr zusagte. Da ward ihr Vergnügen auf die schmerzhafteste Weise durch einen Expressen unterbrochen, der einen Brief brachte, worin die Gouvernante der kleinen Grafen meldete, daß eine gefährliche Epidemie im Orte ausgebrochen sey, und ihre Pflegbefohl'nen gleichfalls davon er-

griffen schienen; doch, setzte sie hinzu, seyen alle Symptome höchst leicht, und hoffentlich die Gefahr schon wieder vorüber, wenn der Herr Graf und die Frau Gräfin zurückkommen würden. Sie habe es jedoch für ihre Schuldigkeit gehalten, bei Zeiten Anzeige von dem unangenehmen Vorfall zu machen.

Unglücklicherweise hatte der Bote, die Reiseroute der Gesellschaft nicht kennend, zuerst eine falsche Direction eingeschlagen, und war bereits sechs Tage unterwegs, ehe er sie antraf. Man beeilte sich nun um so mehr auf der Stelle aufzubrechen, die Gräfin natürlich in der schrecklichsten Unruhe über ihre heißgeliebten Kinder. Als wenn indeß Alles zur Verzögerung ihrer Reise beitragen sollte, brachen sie unterwegs noch den Wagen, und konnten, trotz aller Bemühung, nicht eher, als am Abend des folgenden Tages das Schloß erreichen. Es war wieder in der Stunde der Dämme-

rung, als die Gräfin aus dem Wagen sprang, und sich heftig vor den verstörten Blicken der Dienerschaft entsetzte? „Wo sind meine Kinder?“ schrie sie, und stürzte, ehe ihr noch Jemand folgen konnte, die Treppe hinauf. Der Graf, der ihr am nächsten war, hörte jetzt eine Thür gewaltsam aufreissen, ein herzdurchbrechenden Schrei, und gleich darauf einen dumpfen Fall. Als er hinzukam, lag die Gräfin ohnmächtig in der Saalthüre, und im Saale selbst standen, genau an derselben Stelle, wo er sie früher gesehen, zwei kleine Särge, dießmal aber — nur in zu fürchterlicher Wirklichkeit — das Liebste bergend, was er auf der Welt sein nannte!

Die Wahrheit dieser traurigen Geschichte kann ich mit jedem kleinsten Nebenumstande verbürgen. Dennoch gebe ich gern zu, daß der Zufall dabei, so gut wie irgend eine andere Macht, sein Spiel gehabt haben kann. Solche Zufälle bleiben indeß

immer faſt eben ſo wunderbar, als jede andere Auslegung.“

„Dergleichen Ahnungen beſtreite ich durchaus nicht,“ ſagte S...., „obgleich ich ſie nur einer beſondern phyſiſchen Dispoſition zuſchreibe, von der wir zwar eben ſo wenig genaue Rechenſchaft geben können, als davon, wie der Baum wächſ't, wie wir überhaupt leben, mit einem Wort, wie Alles zugeht, was wir täglich mit Händen greifen — die aber eben deßhalb auch um nichts wunderbarer iſt.

Solcher innern, aus uns ſelbſt hervorgehenden Art ſind, meiner Ueberzeugung nach, alle Ahnungs- und Geiſtergeſchichten, ſie haben Namen, wie ſie wollen. Man hat zwar oft wegen der allgemein bei den Menſchen verbreiteten Geſpenſterfurcht auch auf das wirkliche Daſeyn der Geſpenſter ſchließen wollen. Mir ſcheint jedoch ganz mit Unrecht. Jeder Menſch fühlt ſeine Schwäche immittten einer räthſelhaften, ihm ganz ver-

schleierten Natur, seine Ohnmacht gegen ihre positiven und negativen Kräfte. Dieß ist der Ursprung aller Art von Furcht, und die Personificirung dieser Agentien in Geister sehr erklärbar. Dazu kömmt noch, daß von jeher die scharfsinnigern und stärkern Menschen diese Disposition der Menge gemißbraucht haben, um sie durch solche mystische, unbestimmte Schrecken besser in ihre Gewalt zu bekommen. Die Priester aller Völker haben namentlich dieses große Mittel überall, bei den rohen Wilden wie bei den civilisirtesten Nationen, am besten auszubeuten verstanden. Sie und ihres Gleichen sind daher zum Theil die ächten Väter, mindestens Stiefväter, der Gespenster, und welche glänzende erfolgreiche Versuche dieser Art bietet ja gerade wieder die neuste Zeit!

Da Ihnen auf jedem Fall bei dieser Bemerkung die Seherin von Prevorst einfällt, und dieses Buch noch immer fortfährt, sich

einer großen Menge Anhänger zu erfreuen ich auch weiß, daß Sie selbst kein geringes Interesse daran nehmen, so verschmähen Sie es vielleicht nicht, mit anzuhören, was ich neulich in einer Anwandlung von Langerweile darüber niederschrieb?“

„Gewiß nicht,“ erwiederte ich, „obgleich das Thema allerdings zu den abgedroschensten gehört. Es freut mich aber schon, daß ein solches Buch doch so viel Eindruck auf Sie gemacht hat, um Sie zum Schreiben zu bewegen. Man darf, sehe ich wohl, an Ihrer Besserung noch nicht ganz verzweifeln.“

S.... kramte ein wenig in seinen Papieren und nachdem er einige Blätter hervorgezogen, begann er folgendermaßen:

Veraltetes, aber noch nicht Unnützes.

Schon seit der Zeit, als ich zuerst Fragmente aus der Seherin von Prevorst gele-

sen hatte, beschloß ich, mich fortan alles Unglaubens zu begeben. Es verwunderte mich seitdem weder, wenn eine alte Frau, in Ermang'lung der Kuh, aus einem Stricke sehr schmackhafte Sahne melkte; noch fand ich es befremdend, wenn ein Amulet so hartnäckig in der Stube herumlief, daß es wie eine Maus eingefangen werden mußte; oder silberne Löffel gleichfalls eine eigenmächtige Promenade in der Luft unternahmen; oder Jemand sich zur Veränderung einmal das Essen ganz abgewöhnte; oder auch, wenn er wegen zu vielen Essen einer Laxanz bedürftig wurde, diese schon dadurch erreichte, daß er einen Saphir an den Finger steckte — vollends so ganz geringer Dinge als Umherfliegen und Leuchten, oder sich mit fünfzig Pfund schweren Eisenstangen schlagen zu lassen, um der wollüstigsten Empfindungen theilhaftig zu werden — gar nicht einmal zu gedenken."

„Seitdem ich nun aber so gläubig

geworden bin, ist auch über mich selbst eine Art von Inspiration gekommen, und zwar eine sehr wichtige. Es erschien mir nämlich Niemand Geringeres als der Goldgeist in eig'ner Person, dessen übernatürliche Pracht zu beschreiben vergebens seyn würde. Er überreichte mir Herrn Professor Schmieder's Werk über Alchymie, und fügte einen höchst beherzenswerthen Wink hinzu: wie künstliches Gold annoch zu erzielen sey. — Das Mittel scheint überdem, gleich allen großen Erfindungen, über alle Maße einfach. Es beruht nur darauf: gewisse Metalle mit einem gewissen vegetabilischen Stoff in Verbindung zu bringen, wodurch sie ohne Weiteres Gold werden sollen, wie man auch bekanntlich bereits Indigo und Quecksilber schon zu einem wahren Amalgama vereinigt hat. Die bekannte rothe Tinctur der Goldmacher war nichts and'res. Es wird daher, nachdem man diesen Haupt-

punct kennt, jetzt nur noch die Kleinigkeit aufzufinden seyn: welches Metall, und besonders welche Pflanzen dazu nöthig sind?“

„Zu diesem Zweck verfehle ich nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß auf den Abhängen des Libanon sich eine besondere Ziegenart aufhält, mit schönem, seidenartigen Haar und sehr langen Ohren, deren Zähne durch eines der Kräuter, von denen sie sich nähren, vergoldet werden. Sapienti sat! Leute, die nun noch mehr von der Sache wissen wollen, oder vielleicht schon mehr davon verstehen, als ich, mögen also diese Offenbarung gehörig würdigen, und sollten sie bei weiterer Forschung dann wirklich so glücklich seyn, auf dem angegebnen Wege den Stein der Weisen zu entdecken — so bitte ich mir nur halb Part aus, und verspreche auch Alles auf's Beste anzuwenden, was man mir von dem leidigen nervus rerum zufließen lassen wird.

Ja, ich bin sogar der Meinung, daß die hieraus für mich entspringende Thätigkeit meinem innern Menschen immer noch zuträglicher seyn wird, als alle Verzückungen, die ich mir bei frommem Müßiggange auf mystischem Wege zu verschaffen suchen könnte; sintemalen dergleichen doch wohl hier in der Regel keineswegs unsere Bestimmung, sondern nur die Folge gewaltsamer und unglücklicher Ausnahmen, durch geistige oder körperliche Krankheit herbeigeführt seyn möchten. Wer jedoch — z. B. gemartert wird, und dann in eine Verzückung gerathen kann, die ihm Vergnügen statt Schmerzen verursacht, dem gönne ich sie natürlich von ganzem Herzen; nur in gewöhnlichen Verhältnissen scheint es mir eher sündlich als lobenswerth zu seyn, einem Zustande dieser Art nachzujagen, der niemals eintreten kann, so lange ein gesundes Gleichgewicht unsrer Kräfte statt findet. Hier

zeigt sich nun leider, daß ich noch nicht ganz bekehrt bin. So kann ich unter andern bei aller gläubigen Disposition doch solche Dinge immer noch nicht glauben, die mir den liebenden Vater im Himmel wie einen grausamen Tyrannen hinstellen. Z. B. wenn Herr Kerner in der Vorrede zu seiner Seherin sagt: „Aber gingst Du im Gewühle „des äußern Lebens verloren, so wird doch „einmal eine Stunde kommen, wo Dir das „innere Leben aufgeht, und gebe Gott, „daß es nicht die letzte sey!“

Solche drohende Aeußerung riecht stark nach Inquisition und Pharisäismus, und könnte fast an der ehrlichen Meinung dessen irre machen, der sie auszusprechen wagt.

Ich glaube zwar gern, daß der menschliche Geist sich sein eig'nes Geschick bildet, ja Gott selbst, ohne der Seele eig'nen Willen, sie vielleicht nicht selig machen kann, aber anzunehmen: daß Gott nur diese kurze

irdiſche Lebensfriſt, und nicht die Ewigkeit, zur immer noch möglichen Beſſerung oder Fortbildung gegeben, ja in einem andern Zuſtand uns dieſe Beſſerung ſogar erſchweren werde — ſcheint mir die größte Gotteslästerung; abgerechnet, daß jede Bemühung, durch ſolche Fictionen eine heilſame Furcht einzuflößen, keinen Segen bringt, indem eine aus Furcht hervorgehende Beſſerung ganz gewiß nur eine ſcheinbare, die aus Liebe entſpringende aber allein die ächte ſeyn kann.

Auch jene oft wiederkehrende Anſicht: „daß der Menſch immer mehr von der Natur abgekommen ſey,“ iſt zum mindeſten höchſt einſeitig aufgefaßt. Von der Natur kommen wir wohl nie ab, aber die Menſchheit altert, ſo gut wie alles and're in der Natur, und kann daher jetzt nicht mehr dieſelbe ſeyn, die ſie in ihrer Kindheit war. In dieſer und der vorher bemerkten Hinſicht nun wird es ziemlich problematiſch,

ob ein Buch, in der Tendenz der Seherin von Prevorst geschrieben, eben weil es Furcht einflößen und durch diesen Hebel in einen dunklen und blinden Aberglauben zurückführen will (wenn auch in guter Absicht), nicht für exaltirte und schwache Menschen zu den gefährlichsten zu rechnen sey? obgleich es keineswegs zu den gehaltlosen gehört. Was mich betrifft, der sich nur an das Moralische desselben gehalten, so habe ich es von Anfang bis zu Ende nicht ohne Nutzen, ja oft mit wahrer Erbauung gelesen, und ich will daher gern ein Bekenntniß thun, das man schwerlich von mir erwartet, und zu dem ich selbst erst nach und nach, in ernster Prüfung des viel angefocht'nen Werks gekommen bin. Ich gestehe nämlich dankbar und offen: das Buch hat mich in mancher Hinsicht gebessert, ja überhaupt recht wohlthätig erweckt. Wenn auch weit entfernt davon, in Allem mit den Verfassern gleicher Meinung zu seyn,

wenn auch nicht selten auf starke Widersprüche stoßend, wenn auch überzeugt, daß Vieles, was in dem Buche zu beweisen gesucht wird, nur wohlgemeinte Sophismen sind, als unter andern die Stellen, Seite 242 und 283 und andere, wo man vermöge eines unpassendes Bildes darthun will: die Nacht stehe höher als der Tag, der blinde Glaube höher als das Wissen, die niedrigste Function der Seele sey das Denken u. s. w.*); obgleich endlich durch noch andere Aeußerungen sogar widrig afficirt, wie z. B. jene schon gerügte Stelle und das eben so strenge unberufene Richten Eschenmayer's (Seite 266 2te Ausgabe der Se-

*) So steht auch der nie irrende Instinct der Thiere in gewisser Hinsicht höher, als aller Verstand, denn er ist eine unmittelbare, untrügliche Gottesgabe, aber es hängt kein Verdienst daran. Das ist aber das große geistige Vorrecht des Menschen: durch das Denken, durch die Vernunft zum Glauben zu gelangen, nicht durch ein blindes Gefühl.

herin), so hat doch das edle und reine Streben, welches hell aus der Totalität des Werkes hervorleuchtet, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und in der Hauptsache (was ich nämlich für die Hauptsache halte) meine eig'ne Ueberzeugung gestärkt; denn auch vorher und immer habe ich das Gute, Schöne und Wahre innig geliebt und als Höchstes verehrt, aber ich habe doch keineswegs immer darnach gehandelt, und das Heilige blieb mir vielleicht, im Gewühl des Lebens noch mehr fern. Ich sehe ein, daß ich, und wohl gar Mancher meiner Mitmenschen mit mir, daß wir Alle, sage ich also, höchst ernsthaft über uns zu wachen haben, um nicht vom Schlamme der Welt langsam hinabgezogen zu werden, in eine Region, wo das Unheil wohnt, und daher mit angestrengtester Sorge dem Geiste seinen Standpunct „in den innern Kreisen," wie es die Seherin nennt, bewahren müssen, um selig werden zu können. Bin ich

nun zwar auch überzeugt, daß die göttliche Liebe ihrem Geschöpf in jeder Existenz und in jeder Zeit die Gelegenheit der Besserung, oder richtiger vielleicht Selbstbildung, in gleichem Grade offen läßt, so ist doch wahrlich auch jetzt keine Zeit dabei zu verlieren, da es wohl möglich seyn könnte, daß die Seele sich endlich im Pfuhl des Unreinen und Bösen in einem solchen Grade zu verkehren, im Stande wäre, daß sie sich zu allerletzt selbst gewissermaßen verdammte, selbst gar nicht mehr zum Lichte zurückkehren wollte. Und darunter verstehe ich die Sünde gegen den heiligen Geist, die nicht vergeben werden kann. Jede andere Auslegung dieser Stelle des Evangeliums scheint mir eine der Gottheit unwürdige.

Nach jener Ansicht wäre denn wohl auch die Hölle denkbar, und ihr Eifer, sich Proselyten unter den Geistern anzuwerben, nicht minder.

*

Daß ferner, bei allem Bestreben, würdiger zu werden, das Evangelium ein weit besserer Führer als alle andern philosophischen und religiösen Systeme sey, glaube ich ebenfalls, aber durchaus nicht mit Eschenmayer: daß dieses Evangelium die einzige Gnadensonne für das Universum sey, und vollends so ganz nur den Worten und der Form nach, wie es hier aufgestellt wird. Anders würde es lauten, wenn gesagt wäre: „die einzige Gnadensonne, die zum Heile führt, ist die, welche auch im Evangelio und zwar dort im reinsten Lichte strahlt.“ Aber daß g'rade diese Form die einzige im Himmel geltende Idee für die ganze Welt sey, scheint mir eben so unglaublich, als die ganz materielle Bekehrung sündiger Geister durch das bloße Anhören und Nachbeten biblischer Sprüche und geistlicher Lieder, die ihnen die Seherin vorsagt, worauf sie sie gleich einer Medi-

zin einſchlucken, und dadurch ſofort ſicht-
lich lichter, und finaliter ſelig werden!!

Nein, ſo arm iſt wohl der Himmel nicht, und ſchon hier hat der heilige Geiſt die ächte Gnadenſonne in jeder Religion und in jedem Buſen Dem enthüllt, der kindlich, nicht blind und ohne Denken, im Gegentheil mit allen Kräften ſeines Geiſtes zugleich, ſie würdig aufzunehmen trachtet.

Darüber kann ſich auch Niemand irren. Wer ſich in ſeinem Innern ruhig und befriedigt fühlt, weil er aus, auf Gefühl, Vernunft und Nachdenken gegründetem Glauben, das Wahre, Gute und Schöne für ſein ächtes Element hält, und darin in Demuth und inniger Liebe zu Gott noch weiter dem Heiligen zuſtrebt, der iſt ſchon hier glücklich und auf dem Wege, zu noch höherer Seligkeit, die ſchriftliche oder traditionelle Lehre, der er folgt, komme von wem und woher ſie wolle.

Wie geht es nun zu, daß im Sonnen-

kreise der Seherin, von dem doch gesagt wird: daß darin genaue Rechnung über das moralische Leben des Individuums gehalten und zu seiner Zeit im Lebenskreise verzeichnet werde — dennoch durchaus nichts dergleichen anzutreffen ist, sondern nur ganz triviale Bemerkungen über ihr körperliches Befinden? Ueberhaupt waltet hinsichtlich dieser Krankheit ein merkwürdiger Egoismus bei der Seherin vor, denn sobald es ihrem Körper im Geringsten schadet, weis't sie die armen, nach Erlösung schmachtenden Geister immer sehr cavalièrement ab, läßt sich auch selbst im Suppenessen nicht von ihnen stören, jammert über ihre höchst lästige Zudringlichkeit, ja verschweigt sogar ihre dringendsten Aufträge, bloß aus Besorgniß: man werde hier darüber spotten. Das kömmt mir sehr hart vor, und unmöglich kann ich doch annehmen, daß durch die magnetische Behandlung und während derselben der Seherin Moralität ganz aus

dem Spiele bleiben sollte, denn sie war sich ja fortwährend selbst bewußt, ja im gesteigerten Grade, und folglich doppelt zurechnungsfähig. Wenn es sich aber um eine so ungeheure Sache handelt, als einem Menschen die ewige Seligkeit zu verschaffen, so gehört kein kleiner Egoismus dazu, die Sache mit so viel nonchalance zu betreiben. Ich wünsche hierüber Belehrung, denn so manche Täuschung und Leichtgläubigkeit bei dieser merkwürdigen Geschichte auch mit unterlaufen mögen, so oft nur Bildliches für Realität genommen wurde, so sind doch auch die tiefsten, auffallendsten Andeutungen die Fülle darin, welche der redliche Forscher nicht zurückweisen darf, und die selbst in keiner Art dem vernünftigsten Denken widersprechen; ja selbst die Möglichkeit, daß sogenannte Geister, mit andern Worten doch nur: von den Menschen verschiedene und gewöhnlich nicht sichtbare Wesen, dennoch in unsrer

Nähe existiren und unter gewissen Bedingungen mit uns verkehren, ja auch wohl dabei ganz ordinaire Handlungen begehen könnten, wie z. B. einen Löffel unsichtbar wegzunehmen u. s. w. ist eigentlich nicht mit Vernunftgründen g'radezu zu bestreiten. Verschieden möchte es sich indessen mit jenen Geschichten, und daraus abgezogenen Folgerungen, verhalten, die man aus innern Gründen für unglaublich erklären muß, weil sie unsinnig sind; obgleich leider der Mensch überhaupt bei allen Religionen und Religieusen, dem Heiligsten stets auch Absurdes angehängt hat. Darum sagt die Bibel:

„Prüfet und das Beste behaltet!“ — Sie will also ebenfalls keinen blinden Glauben. Die außerordentliche Trivialität der Geister stört mich am wenigsten, ja ich muß offen bekennen: daß es g'rade diese Gemeinheit ist, welche mich an sie glauben machen könnte, weil es mir immer ir-

rationell vorgekommen ist, einen so gewaltsamen Sprung nach dem Tode anzunehmen, der aus einem ganz sinnlichen, rohen und gemeinen Menschen, wie wir deren hier ja leider täglich in der Mehrzahl sehen (und selbst leider viel Werg am Rocken haben), plötzlich einen erhab'nen Geist machen soll! Wenn etwas unsinnig ist, so ist es dieß, daher mir auch noch keine gemachte Geistergeschichte die anspruchslose Naivität der Prevorst'schen Geister zu erreichen scheint, obgleich einige Autoren, z. B. der selige Spieß, ihnen sehr nahe gekommen sind. Unschuldige Gemüther finden auch dergleichen Romane mit Recht sehr ergötzlich, und werden gewiß an ihrer Moralität keinen Schaden dadurch erleiden. Das könnte wie Spott klingen, und ich stelle es auch eben nicht in Abrede, daß man über die Aventüren der Seherin, so wie zum Theil auch über das Benehmen ihrer gläubigen Umgebungen oft

wider Willen in lautes Gelächter ausbrechen muß, aber die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheiten hat dadurch, in meinen Augen wenigstens, nicht im Geringsten gelitten; denn wieviel, ich wiederhole es, ist hier auf dieser Welt nicht albern, und gibt es überhaupt eine persönliche Fortdauer (was doch ein fast unbesiegbares Gefühl in uns andeutet), so ist es ganz gewiß und nothwendig, daß auch dort auf der nächsten Welt unterster Stufe, ebenfalls noch viel Albernheit herrschen muß. Hierin ist also der Tact der Seherin bei ihren Visionen jedenfalls höchst richtig.

Eben so erscheint es mir ganz plausibel, daß der Nervengeist, so zu sagen, einen Abdruck, oder schattenartigen Kern des Körpers mit nimmt und jenseits wieder producirt, aber daß er dieß auch von den Kleidungsstücken, die der Körper nicht einmal im Tode, sondern während des Lebens

gewöhnlich hier getragen, im Stande iſt, wird ſchon ſchwerer zu begreifen.

Für die Klugen und Ehrlichen hat aber, wie ſchon erwähnt, neben dieſem lächerlichen Elemente, das Buch wahrlich auch einen ſehr ernſten Inhalt, und wie in aller irdiſchen Welt, ſpiegelt ſich auch in ihm das Höchſte neben dem Niedrigſten ab. Wer das Letztere nun nicht glauben kann, der halte ſich daher nur an das Erſtere, und dieß gewiß zu ſeinem Heil. Ich habe wenigſtens ſo gefühlt, als ich es las; wobei mich überdem die Geſchichten, als Poeſie, unterhielten, und dieß um ſo mehr, weil ich ihnen in vieler Hinſicht mehr Glauben ſchenke, als Andere zu thun geneigt ſeyn möchten. Einen Scherz darüber halte ich aber deßhalb auch noch für keine Sünde, beſonders da ich aus triftigen Gründen weiß, daß von der guten Geſellſchaft des Zwiſchenreichs Frau H. ſich leider keines einzigen Beſuchs zu erfreuen

hatte. Sonst würde man sich bald überzeugt haben, daß nicht alle Verstorbene im Hades so ausgezeichnet alberne Teufel sind, als der größte Theil derjenigen, welche uns hier bekannt werden.

Um der Sache ganz auf den Grund zu kommen, sollte Herr Dr. Kerner eine Reise nach Constantinopel machen, und dort einmal eine Mahomedanerin in hellsehenden Zustand zu bringen suchen. Es möchte dann wohl 10 gegen 1 zu wetten seyn, daß in diesem Falle die Somnambüle, wie die ihr erscheinenden Türkengeister, den Koran und Muhammed als eben so infaillible und ausschließliche Mittel zur Seligkeit angeben würden, als sie Frau H. in der Bibel und Christus findet — das gesteigerte religieuse Gefühl, die innige Anbetung und Liebe zu Gott dagegen würden gewiß die nämlichen seyn.

Soll ich resumiren, ganz reinen Wein einschenken, wie man zu sagen pflegt, so

ist meine Ansicht der Geschichte der Seherin von Prevorst diese:

Wie schon im gewöhnlichen Traume oft Wahres und Falsches mit einander Hand in Hand gehen, und Vieles schon darin uns unbegreiflich bleibt, so ist es auch im magnetischen Traume, nur mit dem Unterschiede, daß dort durch eine besondere, unendlich gesteigerte Nervenaffection, deren ganzer Verlauf und Grund uns bis jetzt ein Geheimniß geblieben, wirklich solche Dinge, die bisher für wunderbar oder unmöglich galten, nun möglich und wahr werden; wie z. B. das Fernsehen, Lesen mit geschloss'nen Augen, Kundthuung zukünftiger Dinge (wiewohl immer in einem sehr engen, die Persönlichkeit der Seherin betreffenden, und aus ihr allein hervorgehenden Kreise), Blicke in eine vorher dem Individuo unbekannte Vergangenheit, vielleicht selbst das Reden fremder Sprachen u. s. w. Neben diesem Reellen, was ich der

Kürze wegen als erwiesen zugeben will, bildet aber die Krankheit, und eine solche ist es, auch Falsches, ja Abgeschmacktes daneben, das zugleich, sehr naturgemäßerweise, seinen ganzen Anstrich und Färbung von der Bildungsstufe des magnetischen Individuums selbst annimmt.

Es ist also sehr möglich, daß die Seherin in ihrem Schlaf eine uns nicht zu erklärende Kunde, z. B. von dem alten Bürgermeister Bellon bekam, diese alte Thatsache gleichsam in den Spiegel ihres Traums nach Traumesart hineinfiel; sie eben so das Actenstück in jener andern Sache im Gerichtshause ganz richtig gesehen hat, und d e n n o c h das Uebrige, was ihr Traum, im Sinne ihrer individuellen Ansichten und Lieblingsneigungen, darum her gebildet hat, nämlich die Geister, und ihre durch sie practicirte Erlösung, ein bloßes Schaumbild waren; eben so wie jede gewöhnliche Traumgeschichte, ohngeachtet eine Menge

wirklich existirender Gegenstände darin vorkommen, deßwegen nicht um ein Haar breit glaubwürdiger wird, sondern im Ganzen doch immer nur ein phantastischer gehaltloser Wahn bleibt. Es wäre also eine seltsam unlogische Behauptung zu schließen: Weil einiges uns Unerklärliche in der Geschichte der Seherin als erwiesen zu betrachten ist, so muß das Ganze wahr seyn! Ich folge lieber Herrn Kerner's eig'ner Ansicht über die Erscheinungen, die Blake und Nikolai hatten. Er meint: „viel möge hier Täuschung, aber doch auch einige ächte Gespenster darunter gewesen seyn.“ So sage ich auch über Herrn Kerner's Buch: Manches ist schön darin, Manches mag wahr darin seyn, aber das Meiste bleibt Unsinn, und dieses kann man daher, mit eben so vielem Rechte, ein Hereinragen der Narrenwelt, als der Geisterwelt, in die unsre nennen.

Was nun die vielen übrigen Gespenstergeschichten betrifft, deren große Aehnlich-

keit die Wahrheit der Prevorst'schen beweisen helfen soll, so ist dieß ein sehr schwaches Hülfsmittel, denn abgerechnet, daß hier Lüge und Wahrheit schwer zu unterscheiden sind, so waren Diejenigen, welche solche Spukereien gesehen haben wollen (Herr Kerner selbst nicht ausgenommen), allzusammen in einem mehr oder weniger analogen Zustande krankhaften Nervenreizes, und es ist also höchst natürlich, daß sie unter ähnlichen Verhältnissen und unter den allerdings noch nicht erklärten Einflüssen eines Kranken auf den Andern, auch Aehnliches haben sehen müssen, wobei denn gewiß die Ansteckungstheorie in vielfachen Beziehungen gar nicht ohne Grund seyn mag. Alles aber, was diese Geisterseher bisher geschaut, bewegt sich leider immer nur in einer gemeinen und trivialen Welt, so daß die Geister in Fleisch und Bein gehüllt, uns schon ganz anders wichtige Dinge offenbart haben. Erschiene einmal nur

einer Hellseherin ein Geist, der ihr ein Buch dictirte, wie z. B. wie Professor Hartmann's „Geist des Menschen" ist, so könnte man mit Freuden daran glauben: daß dieß die Verkündigung eines schon höher geläuterten Wesens sey — so lange diese Geister uns aber nur, wie die Prevorster Bösen, mit Kalk und Unrath bewerfen, oder, wie die Prevorster Guten, in Faltenkleidern Lieder aus dem würtemberg'schen Gesangbuche vorsingen, lassen wir solchen Pöbel des Geisterreichs lieber in seiner Ruhe, und begnügen uns mit dem, was wir schon auf dem gewöhnlichen menschlichen Wege erlangen können. Um dergleichen Resultate willen ist es wahrlich noch nicht nöthig, die Vernunft für eine bloße irdische Anstalt, das Denken für die gemeinste Function unsrer Seele, und die Gefühle auf der Herzgrube für das einzig Heilige anzunehmen. Die Tugend ist die Hauptsache. Concedo — das lehrt uns

auch die so gering geschätzte Vernunft, und Dank sage ich, g'rade in ihrem Namen, aus vollem Herzen dem Doctor Kerner für so manches Schöne und Herrliche in Prosa und Versen, was mich in seinem Buche erfreut und gerührt hat, aber dann trennen wir uns gänzlich — denn Vernunft, Verstand und Wissen sind mir allesammt zu edle Dinge, um nicht mit Zuversicht hoffen zu dürfen, daß sie auch sämmtlich einer fernern Ausbildung jenseits fähig seyn sollten; ja eine Billion Prevorst'scher und and'rer Geister werden mich davon nicht abbringen, und ich hoffe zum gütigen Gott, deßhalb auch weder ewig verdammt zu werden, noch mich Jahrhunderte lang im Zwischenreich langweilen zu müssen, bis es einer Schlafwachen gefällt, sich en passant mit meiner Erlösung abzugeben, während sie sich selbst dabei Medicin verschreibt, oder in guter Ruhe ihre Suppe ißt."

„Nun," sagte S....., indem er sein Blatt hinlegte, „sind Sie meiner Meinung?"

„Zum Theil, aber ich dächte, Sie stellten sich in Ihrer Schrift etwas süßer an, als sie eigentlich sind. Einigemal mußte ich heimlich lachen, denn Sie kamen mir ganz wie der Wolf im Schaafspelz vor, der sich zuweilen vergißt und herausbeißt."

„Ich weiß, daß Sie scherzen, sonst brächten Sie mich ernstlich in Harnisch; denn Sie kennen mich wohl genug, um vorauszusetzen, daß Heucheln jeder Art mir fremd ist. Wo ich mich positiv ausspreche, rede oder schreibe ich nie anders als ich denke. Aber freilich, meine Ansichten und Gedanken sind nicht immer ganz gleich, und ich habe darin etwas vom Dichter an mir, daß ich mich in sehr verschied'ne Standpuncte manchmal so lebhaft hineindenken kann, daß ich sie irrthümlich eine Weile

für meine eig'nen ansehe. Wäre das nicht, Sie hätten mir ja nie das Amt ertheilt, worin ich bei uns'rer verehrten Gesellschaft angestellt bin. Wenn Sie mich, mit liebenswürdigem Spott, Ihren Denker nennen, so ist es nicht der tiefe und schwere, den Sie haben wollen, sondern der leichte und bewegliche, gewissermaßen eine zweite (allerdings weniger ergötzliche) Edition der ehemaligen Hofnarren, von denen man eben keine strenge Consequenz verlangt, und ein Wort zuviel, leichter vergibt, als eine Thorheit zu wenig. — Aber Sie haben mir noch eine Geistergeschichte versprochen, und ich halte Sie bei'm Wort."

„Diese ist kurz und wird bald erzählt seyn:

Auf dem Schlosse des Grafen van der N.... in Holstein gab es ein Zimmer, das schon seit einigen Jahren von den wenigen Bewohnern ängstlich geflohen ward, weil man jedesmal um die Zeit der Mitternacht

daselbst ein höchst klägliches schaudererregendes Geheul vernahm, das ganz dem Jammergeschrei eines Menschen glich, der gewaltsam ermordet wird. Es dauerte, wie man erzählte, nur ohngefähr eine Minute lang, und hörte zuletzt, wie mit einem in Todesnacht versinkenden, schmerzlichen Seufzer auf.

Die Herrschaft hatte nie auf dem Schlosse gewohnt, es fügte sich aber g'rade jetzt, daß der Besitzer, der eben seine Gemahlin verloren hatte, um sich von traurigen Erinnerungen zu befreien, es für eine Zeitlang zu seinem Aufenthaltsort ausersah. Durch einen eig'nen Zufall bestimmte er g'rade das verrufene Zimmer zu dem seinigen. Der Castellan unterstand sich zwar, etwas von dem darin statt findenden Spuke zu äußern, doch der Graf erwiederte mit einem trüben Lächeln, daß er auf so etwas nicht achte, befahl, die besten Meublen

unverzüglich daselbst aufzustellen, und Alles so bequem einzurichten, als es in der Eile möglich sey.

Nachdem er gespeis't, ging er sogleich herauf, und legte sich, da er von der Reise sehr ermüdet war, zeitig zu Bett.

Indeß mochte doch die Erzählung des Castellans nicht so ganz unwirksam geblieben seyn, denn gegen Mitternacht erwachte er, und kaum hatte die alte Thurmuhr zwölfmal mit dröhnendem Tone ausgeschlagen, als, scheinbar ganz nahe bei ihm, das grausenhafte Geheul ertönte, immer entsetzlicher ward und dann, nach und nach abnehmend, wie hinter der Wand verhallte.

Der Graf sprang erschrocken auf, klingelte seinem Diener; die Stube, alle Nebenzimmer wurden auf's Genauste durchsucht, aber nicht das Mindeste, was Anlaß zu dem Gehörten geben konnte, gefunden, und dem Grafen blieb nichts übrig,

als sich wieder niederzulegen, und so gut er konnte, den Schlaf zurückzurufen.

Nachdem am folgenden Morgen die Untersuchungen von Neuem, wiewohl eben so fruchtlos, wiederholt worden waren, ließ der Graf zur nächsten Nacht verschied'ne Personen in allen Nebenzimmern, so wie im Corridor, als Wachen aufstellen, und hoffte nun der Sache dadurch ein Ende gemacht zu haben. Doch begab sich Alles g'rade so wie vorher, und blieb eben so unbegreiflich. Mehrere Tage vergingen auf dieselbe Weise, mit unermüdeten Versuchen zu einer Entdeckung des sonderbaren Klagegeschreis, doch auch nicht die leiseste Spur einer Erklärung zeigte sich. Der Graf, ein sehr herzhafter Mann, erklärte endlich, daß, wenn der Geist nicht weichen wolle, er es eben so wenig thun werde, und seine Wohnung behauptend, gewöhnte er sich zuletzt so sehr an die stets

wiederkehrende Erscheinung, daß er kaum darauf mehr achtete.

So vergingen zwei Jahre, und mehrere Bekannte, die im Verlauf dieser Zeit den freiwilligen Einsiedler besuchten, hörten öfters mit ihm das Nämliche.

Da starb ein steinalter Secretair des vorigen Grafen, der schon längst, halb contract und fast kindisch, sein Dachstübchen, das er über dem Zimmer des Grafen inne hatte, nicht mehr verlassen. Und mit seinem Todestage — verschwand auch der Spuk plötzlich, ohne sich seitdem je wieder hören zu lassen.

Einige Zeit darauf sollten die Meublen des alten Mannes verauctionirt werden. Zufällig erfuhr der Graf, daß eine seltsame alterthümliche Stutzuhr darunter befindlich sey, und da er dergleichen Antiquitäten sehr liebte, befahl er, sie für ihn zu erstehen. Dieß geschah, und die Uhr wurde, nachdem der Kammerdiener sie sorgfältig

aufgezogen, auf sein Verlangen in seiner Stube und nahe an seinem Bette aufgestellt.

Wie entsetzte sich der arme Graf aber, als um Mitternacht wieder das alte Geheul, nur noch furchtbarer und lauter als früher, von Neuem ertönte. Aus dem Schlafe auffahrend sprang er, entsetzter als das erstemal auf, überzeugte sich aber auch fast augenblicklich, bei'm Scheine des Nachtlichts, daß es die Uhr seyn müsse, von der der Lärm ausgehe. Dieß war auch der Fall, und zwar in Folge eines seltsamen Verirwerks, das Niemand vorher in ihr geahnet.

Ob der alte Mann ein schadenfrohes Vergnügen an dieser Sache absichtlich unterhalten, oder ob er in seinem kindischen Zustande von der Voraussetzung eines vermeintlichen Spukes im Schlosse nie etwas gehört, selbst aber zu sehr an das Spiel

seiner Uhr um Mitternacht gewöhnt war, um noch etwas Auffallendes darin zu finden, ist nie genau ermittelt worden."

„Wie viele angebliche Geister mögen eben so materieller Natur seyn," sagte S....., „doch beweisen sie freilich eben so wenig etwas dagegen, als die unerklärten dafür."

„Ich für meine Person ziehe aber jedenfalls immer die Letztern vor, der Effect, der davon zurückbleibt, ist weniger nüchtern." „Es geht mit den Gespenstern in dieser Hinsicht wie mit den Religionen. Je gläubiger der Fanatismus, desto besser! Als ich in Rom war, wurde der Fürst B.... aus falsch verstandenem Religionseifer katholisch, und zugleich närrisch. Er quälte sich seitdem mit der sonderbaren Idee: ob er ein Mönch oder eine Nonne werden sollte, und frug uns sehr ernsthaft deßhalb um Rath. Ich schlug ihm vor, etwas ganz Neues, noch nicht Erhörtes zu stiften, und

ein Nonnerich zu werden, beiläufig gesagt, ein von mir erfund'ner Name, den Sie mir in Ihren Briefen gestohlen haben. Er ergriff dieß mit Feuer, ging nicht mehr aus seiner Stube, trug ein von Mönchen und Nonnen zugleich entnommenes Costüm, und gab lange, unter dieser abentheuerlichen Rolle des Nonnerichs, uns'rer lustigen Gesellschaft Gelegenheit zu den lächerlichsten Mystificationen."

„Man muß sagen," erwiederte ich, „Ihrem Rathe zu folgen ist einladend! Sie mögen manchen armen Teufel in dieser Art auf dem Gewissen haben."

„O," sagte S..... lachend, „mit Unterschied. Habe ich Ihnen selbst nicht den vortrefflichen Rath gegeben, Ihre tutti frutti zu schreiben, und habe ich nicht sogar eine gute Portion von dem Meinigen noch großmüthig dazu geliefert?"

„Ja es ist mir auch schlecht genug be-

kommen. Ich danke Gott, daß ich dem Ende des letzten Theils nahe bin, und von Ihnen und den übrigen bösen Geistern, die daran helfen, nichts mehr darin vorkommen wird; denn der Berliner Sonntagsgast hast uns bereits Alle solenniter in den Bann gethan. Hier, sagte ich, und übergab S..... ein großes Convert mit einem officiellen Siegel, worauf Herz, Kreuz und Rosen prangten, mit der geistvollen Umschrift:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unter'm Kreuze steht.

„Was soll ich damit?“ frug S....., dem schon bange zu werden anfing.

„Oeffnen Sie, und lesen Sie vom Anfang bis zu Ende die darin enthaltene Nummer 11 vom Jahr 1834, die mir für Sie zugeschickt wurde.“

„O Himmel! strafen Sie mich nicht so

hart. Was enthält sie denn Interessantes für mich?“

„Daß Sie von jedem unnützen Worte Rechenschaft geben sollen, was in unserm Buche steht.“

S..... verstummte.

Nro. 65.

Ich höre so oft, wenn von Romanen oder Schauspielen die Rede ist, sagen: Diese und jene Charactere sind doch nicht im Geringsten gehalten!

Man versteht aber hierunter meistens etwas, was gar nicht die Natur eines Menschen, sondern nur die eines Automaten ist — denn wo findet man den lebendigen Menschen, der nicht hundertmal aus seinem Character fiele, wenn man einen so festen Maßstab als eine Elle an ihn legen will.

Ein dergleichen regelmäßig gehalt'ner, aus bloßer Reflexion abstrahirter Character bleibt immer hölzern, während der wahre Dichter, den nur Inspiration leitet, auch allein wahre Wesen schafft, und sich dennoch, oder vielmehr eben deßhalb, die größ-

ten Freiheiten mit seinen Helden heraus-nehmen darf.

Eben so geht es auch mit dem Schau-spieler. Je vielseitiger er einen Character aufzufassen im Stande ist, je reicher und wahrer wird seine Darstellung seyn, ja man wird genug Gelegenheit haben, zu bemer-ken, daß er da oft den höchsten Effect, den Glanzpunct seines Spiels hervorbringt, wo er eben scheinbar aus der Rolle fällt, d. h. wo er die ganz unerwartete Seite, und nicht geahnete tiefe Verwickelung eines Characters durch eine glückliche Wendung plötzlich an's Tageslicht treten läßt. Der beste Dichter, um an ihm diese Wahrheit zu studiren, ist Shakespeare; Schauspie-ler, die sie illustriren, haben wir leider nicht mehr. Miß Oneil und die Bethmann, Iffland und Fleck waren von dieser Art.

Nro. 66.

Ein neues Buch über Selbſtunterricht im Reiten, aus dem Engliſchen höchſt poſſierlich überſetzt, iſt ſo gewiſſenhaft genau, daß es ſelbſt folgende Anweiſung enthält:

„Die auf Reitbahnen gewöhnliche Sitte, daß der aufſteigende Reiter zuerſt den Anweſenden ein Compliment macht, kann bei'm Selbſtunterricht, wo man allein iſt, wegfallen.“

Eine andere Stelle, die Anſchirrung des Pferdes betreffend, iſt folgendermaßen übertragen:

„Schwanzriemen. Ein Finger wird erlaubt, um darunter ſpielen zu können.“

Nro. 67.

Wie dem Don Quixotte, erſcheinen auch mir die Windmühlenflügel als etwas Omineuſes! Nicht aus Beſorgniß, mit ihnen in Colliſion zu kommen, ſondern weil der Gedanke etwas Hölliſches für mich hat: daß ſie ſich ewig mit reiſſender Schnelle folgen, ohne ſich je erreichen zu können. Ich werde darüber ſentimental, und ſie kommen mir vor wie das Bild unglücklicher Liebe zu ewiger Sehnſucht verdammt!

Nro. 68.

Jemand sagt sehr richtig: „Charactere, die mehr Seele und weniger Geist haben, bleiben Dem, was sie ergriffen, bis zu seinem gänzlichen Untergange treu, und opfern sich selbst, wenn alle Hoffnung verloren ist; um aber große Charactere zu fesseln, müssen noch Elemente des Gelingens vorhanden seyn. Ohne diese hört selbst das Interesse daran bei ihnen auf."

Dieß ist auch der Grund, warum Napoleon nach Waterloo so handelte, wie er gehandelt hat, und sich nicht, wie Lord Byron lächerlicherweise wollte, den Tod eines unglücklichen Spielers gab. Es war dieß nicht Schwäche, es war Größe!

Nro. 69.

Die stärksten Zeiten waren immer fromm. Aber auch der Gehorsam, die Aufopferung blüht nur in den starken Zeiten. In den erschlafften will man nicht mehr gehorchen, und versteht auch nicht mehr zu befehlen. Daraus entsteht denn nothwendig Anarchie. Welches seltsame Schauspiel bietet in dieser Hinsicht Frankreich jetzt dar. Auf der einen Seite zeigt es uns einen König, der, seit er auf dem Throne sitzt, fortwährend Einzelne seiner Unterthanen bei den Gerichten injuriarum belangt, und selten Recht dabei behält; auf der andern Seite ein Volk, das erklärt: es wolle zwar eine Monarchie aber nicht Unterthan des Königs seyn — ja es müsse, nach dem Grundsatz der Volks-Souverainität, sowohl der Nation in Mas-

se, wie jedem einzelnen Individuo frei stehen, einem andern Könige zu huldigen, wenn es diesen vorziehe; und Gerichtserkenntnisse haben diesen Grundsatz sanctionirt!

Das ist die Nation, die sich die gebildetste in Europa nennt und es in vieler Hinsicht wirklich ist! Hier sieht man recht, welchen unsinnigen Wirrwarr, auch bei den geschicktesten Leuten, eine falsche Stellung hervorbringt. Frankreich hat nur zwei Wege vor sich: Es muß den Grundsatz der Volks-Souverainität aufgeben, und freimüthig entweder zu einer wirklichen Monarchie zurückkehren, das Oberhaupt sey, welches es wolle, oder zur Republik übergehen. Eher wird es weder Ruhe, noch Dauer wieder erlangen können.

Spanien kann vielleicht einst zum zweitenmale die erste Rolle in Europa spielen,

wenn es ihm gelingt, seine unglückliche religieuse Richtung mit dem verzehrenden Ungeziefer seiner Priester und Pfaffen los zu werden. Dieser Nation ist es dann vielleicht beschieden, das gesuchte Gleichgewicht wieder herzustellen, welches jetzt überall gefährdet erscheint. Denn in Spanien allein ist eben das Volk, der sogenannte gemeine Mann, der beste Theil der Nation; ein Volk, das mehr als alle übrigen, Treue, Gehorsam und Liebe als innerstes Wesen seiner Natur bewahrt hat, und eben deßhalb so schwer nur zu reformiren, so langsam selbst von seinen thörigsten Vorurtheilen zu befreien ist.

Nro. 70.

Wie sich die Zeiten ändern! Ehemals trugen nur die Vornehmen und Ritter Schnurrbärte, dann nur Husaren und Kutscher, heutzutage vorzugsweise Ladendiener und Handwerksburschen. Eben so legen die Türken ihre ehemaligen Bärte ab, und die Saint-Simonisten sie an.

Nro. 71.

In mehreren Provinzen Frankreichs wird der Caffee aus Schüſſeln mit Eßlöffeln gegeſſen, in Deutſchland nippt man ihn aus kleinen Taſſen, in England aus großen, und in Italien trinkt man ihn aus Biergläſern. Auf jede Art ſchmeckt er in der That bedeutend anders, denn das Wie iſt faſt eben ſo wichtig, als das Was. Aus dieſem Caffeeſatz könnte man wahrſagen!

72.

Um uns gleich höher zu versteigen, denn aus dem Kleinen entspinnt sich das Große, wollen wir sagen: Formelle Behandlung gibt allen Dingen erst ihren Werth, die sonst nur roher Stoff sind.

Was macht die Natur schön, und zieht uns bei ihr an? Nicht die Elemente, sondern ihre Bildung zu Meer und Land.

Worin verliebt man sich? Nicht in die Atome, die das Weib bilden, sondern in die Zusammenstellung derselben, in die Form weiblicher Schönheit. Alle Kunst ist also auf die Form basirt, und die Schätzung der Form eins der Hauptprärogative des Menschen als denkenden Wesens; daher bei höhern Wesen die Steigerung wahrscheinlich noch bis in's Unendliche fortgeht, und

die Sternenmaſſen, das ganze Univerſum zuletzt gewiß eine überirdiſche Schönheit haben, die unſer Geiſt ahnen mag, aber unſ're Sinne noch nicht faſſen können.

Und ſo wird es auch im Intellectuellen ſeyn. Je complicirter die Form, je erhab'ner! Schon das Genie, welches hier erſcheint, iſt doch eigentlich nichts als die Vereinigung der Eigenſchaften Mehrerer in einer ſelbſtſtändigen Form erſcheinend. Byron und Walter Scott z. B., ſchon vielfache vereinigte Kräfte, noch einmal in eins geſchmolzen, würden Shakeſpeare ſehr nahe kommen. Warum ſollten wir nach dem Tode nicht auf dieſe Weiſe fortdauern, und vollkommner werden durch Vereinigung Vieler zu Einem?

73.

Es ist nicht zu verwundern, daß besonders die Großen der Erde, die Herrscher und Fürsten, die Frömmigkeit an Andern lieben, und sich auch selbst zu ihr hinneigen. Für's Erste erklären sie sich mehr als wie Andere ausschließlich von Gottes Gnaden, und gehen daher gern ihren Unterthanen mit dem guten Beispiel vor: sich Gott, als ihrem unumschränkten Herrn, zu unterwerfen — damit jene in der Stufenfolge ihnen ein Gleiches erzeigen. Ferner aber müssen sie auch, als schwache Menschen, die dennoch zu Erdengöttern gestempelt sind, oft selbst das Bedürfniß der Demüthigung vor einem Höheren noch mehr als Andere fühlen, um gewissermaßen dem lieben Gott

freiwillig wieder zu bezahlen, was sie von ihren Völkern ebenfalls gratis empfangen. Endlich ist die Religion und die Kirche, wenn letztere nicht etwa dem Monarchen selbst über den Kopf wächs't, allerdings von allen politischen Zäumen der, welcher nach der Geschichte Lehre bisher am Besten gewirkt hat.

74.

Als ich den ersten Theil der Cabinetsordres Fr. des Gr., gesammelt von Preuß, durchgelesen (von der Geschichte selbst spreche ich jetzt nicht), hatte ich ein Gefühl, dem ganz ähnlich, als hätte ich lange die Büste Jupiters von Phidias betrachtet. Dieser König war ein gebor'ner Herrscher im vollen Sinne des Worts. Von ihm kann man mit Recht sagen: daß er Vater und Herr seiner Unterthanen war. Zugleich besonnen und kräftig, unverdrossen und gerecht, liebreich und streng, tapfer und nachgebend, wie es paßte, und immer weise, bleibt er ein Muster der Könige für alle Zeiten.

75.

Gestern hörte ich einen originellen Beweis für die Wahrheit der Offenbarung. „Wer nicht an die Möglichkeit einer Offenbarung glauben will," sagte mein Freund, „der braucht nur Shakespeare zu lesen, um ihrer inne zu werden. Ueberzeugt er sich dann nicht davon, so ist Hopfen und Malz an ihm verloren."

76.

Das ächte Gemüth ruht nicht bloß im Herzen, es lebt auch im Kopfe. Aber es gibt auch eine Art, die bloß im Kopfe ihren Sitz hat. Beide sind einseitig, und ich wüßte nicht zu entscheiden, welche von diesen Halbheiten den Vorzug verdiene. Mehr erregen wird die zweite, mehr geliebt werden die erste, beide vereinigt aber nur fesseln auch wieder Herz und Geist zusammen mit gleicher Stärke.

Seltsam aber ist es, daß die Deutschen allein das Wort dafür, und eigentlich auch das Wesen in seiner tiefsten Bedeutung besitzen. Dennoch möchte es sehr schwer werden, genau zu definiren, was man unter diesem Ausdruck eigentlich zu verstehen habe.

Hier ist aber beispielsweise eine Aeußerung, die nur aus einem gemüthlichen Menschen hervorgehen kann.

„Man muß Jemanden einmal wehe gethan haben, ehe man ihn ganz und vollständig lieben kann.“

77.

Reisebeschreibungen sind meine Lieblingslectüre. Ich lerne wenigstens, das Studium der Geschichte ausgenommen, aus ihnen am meisten, und je ungelehrter und einfacher die Reisenden, je lieber sind sie mir.

Kann man in dieser Art etwas Interessanteres lesen, als der Gebrüder Landers Reise in Africa? Es ist ein Roman voller Abenteuer, und gibt mehr zu denken als manche Predigtsammlung.

Unter andern sieht man daraus recht deutlich, daß die Menschen sich am Ende doch überall in der Hauptsache gleich sind, und der Unterschied der Civilisation eigentlich etwas ganz precaires ist, was oft ganz allein nur von diesen oder jenen früher einmal angenommenen Ansichten abhängt.

Unsere Tracht z. B. gibt gewiß an Unschönheit und Unzweckmäßigkeit der der Wilden nichts nach, oft aber übertrifft jene die uns'rige weit an Geschmack und Nützlichkeit. Ob man sich mit rother Erde oder mit weißem Mehl pudert, ist am Ende auch ziemlich gleich, und ob man sich mit Glasperlen oder Ziegelstücken oder mit Ordenströdel schmückt, ebenfalls.

Die religieusen Ansichten dieser rohen Völker sind, nach dem Folgenden zu urtheilen, auch nichts weniger als unvernünftig, selbst mit den uns'rigen verglichen. „Die Priester sagten uns," erzählt Landers, „daß sie an eines höchsten Gottes Daseyn glauben, und an einen Himmel, wo er wohnt. Dieß glorreiche und allmächtige Wesen wache über die Schicksale der Menschen während ihres Lebens, und belohne oder bestrafe jeden im künftigen Leben nach seinen Verdiensten." Doch haben sie von einer Hölle oder dem Orte ewiger Qual durch-

aus keine Vorstellung, was der orthodoxe Engländer natürlich sehr bedauert. „Die Seelen der Guten," sagen sie im Gegentheil, „werden in ein ruhiges, glückliches, schönes Land gebracht, in welchem keinen Affen zu wohnen gestattet ist (wie glücklich!) und wo sie immer bleiben. Die Bösen dagegen müssen, bevor ihnen gestattet wird, an so vielem Glück und Genuß Theil zu nehmen, Schmerz, Kummer und Strafe dulden, und mancherlei Qualen sind für sie bereit, bis sie hinreichend ihre Missethaten gebüßt haben, worauf sie nach und nach in den glücklichen Zustand erhoben werden."

Landers gibt hier abermals sein Bedauern über diese unvollkommenen Nationen von der wahren Hölle zu erkennen. Was aber uns betrifft, so scheint es doch auch noch nicht sehr lange her zu seyn, daß wir nur so vernünftig als diese Africaner geworden sind!

Betrügerei und Egoismus herrschen frei-

lich dort vielfach, wie bei uns; im Ganzen genommen aber regiert ebenfalls das Recht, und in zwei andern kostbaren Eigenschaften: Gehorsam und Gastfreundschaft — übertreffen sie uns.

Täglicher Verkehr mit Europa würde die meisten dieser Völker des Innern gar bald gleich uns civilisiren, nur behüte sie der Himmel vor christlichen Missionairen!

Höchst merkwürdig, wiewohl auf ganz andere Weise, ist die Relation der Fahrt des Herrn Lindsay und des Dr. Gutzlaff's an den chinesischen Küsten. Was mich bei dieser hauptsächlich in Erstaunen setzte, war keineswegs die Auskunft, welche wir darin über China finden, sondern vielmehr die hier an den Tag gelegte, wahrhaft übernatürliche Unverschämtheit der Engländer!

Ich muß gestehen, daß ich seitdem eine große Hochachtung vor dem chinesischen Gouvernement und der Weisheit seiner Behörden bekommen habe; es auch den Chi-

nesen nach solchen Beispielen keineswegs mehr verdenken kann, wenn sie uns für Barbaren ansehen.

Der Feigheit der Chinesen ihre christliche Duldung mit der Frechheit der Europäer zuzuschreiben, ist kaum denkbar, da eine Handvoll Menschen von einer solchen Masse, wie ihnen hier entgegenstand, am Ende doch durch die bloße physische Kraft erdrückt werden müßten, ja ziemlich gefahrlos mit Parapluies todtgeschlagen werden könnten. Die Chinesen haben aber offenbar eben so gehandelt, wie vernünftige Menschen bei uns es auch thun, wenn sie einem Besoff'nen oder Verrückten begegnen, der sie belästigt, und den sie, so lange es irgend möglich ist, in Güte zu beschwichtigen, und sich vom Halse zu schaffen suchen.

Das Naiv'ste aber ist, daß uns're Barbaren sich selbst immer im größten Rechte glauben, wenn sie auch gegen alle Sitte und Völkerrecht handeln, und das Erstau-

nen gar nicht begreifen können, mit welchem die Mandarinen sie betrachten, „als wenn sie gar keine Menschen wären.“ Ja, sie sind so glücklich in ihrer Selbstzufriedenheit, daß sie auch das Lachen aller Zuschauer über die fremden Narren, nur als Beifall auslegen, den man ihrer Grobheit schenkt.

Wir haben wirklich vom himmlischen Reiche noch etwas zu lernen, und ich möchte wohl eine chinesische Relation über diese Begebenheiten lesen; wo sich dann vielleicht auch die Kanonaden der chinesischen Flotte, welche die Engländer bei ihrer Abreise hinter sich vernahmen, nur als Freudenschüsse erklären würden: solcher ungehobelten Gäste, mit guter Manier endlich glücklich los geworden zu seyn.

Bei alle dem hat indeß doch eine so colossale Impertinenz, wie die Engländer sie fast von jeher gegen alle Völker ausgeübt, eine ehrwürdige Seite; denn mit dieser Consequenz durchgeführt, verfehlt sie bis auf

einen gewissen Grad wenigstens, ihres Erfolges nie. Die Meisten lassen sich von ihr verblüffen, und gestatten deren Ausübern zuletzt ein förmliches Recht dazu. Gute Deutsche! Ihr habt in dieser Hinsicht ohne Zweifel in Europa die meiste Aehnlichkeit mit den Chinesen.

78.

Ich lebte neulich mehrere Monate auf einem einsamen Jagdschlosse tief im Forste, mit keiner andern Gesellschaft als sechs Hunden, eben so viel Pferden und einigen andern Thieren. Eine Dame, der ich aus jenem Orte schrieb, und meinen Brief mit den Worten abbrach: „lebe wohl, ich muß jetzt meine Hunde füttern," nahm dieß sehr übel auf, und machte mir bittere Vorwürfe über meine Hundeliebe.

Darauf antwortete ich ihr Folgendes:

„Warum soll ich die Hunde nicht lieben? Die Thiere verdienen in mancher Hinsicht mehr Liebe als Du und alle Menschen. Die Thiere sind göttlich, rein und unverfälscht; die Menschen nur menschlich, und selbst

das nicht immer, Gott sey's geklagt! Denn wir sollen erst werden, was sie schon sind — unschuldig.

Ueber Alles, was ich deßhalb schon von ihnen gelernt, über die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit, die g'rade diese Unschuld ihnen gibt, könnte ich ein Buch schreiben. Ein wahres Vorbild für den Menschen aber ist besonders der Hund. Ich besitze einen Pudel, den ich zum Hofmeister meines Sohnes machen würde, wenn ich einen hätte. Einstweilen benutze ich ihn zu meiner eig'nen Bildung. Wird es Dich nicht rühren, wenn ich Dir folgenden trait von ihm erzähle?

Er hatte eine seltsame Zuneigung, eine wahre Leidenschaft für eine junge Katze gefaßt, die er bei Spaziergängen stundenlang im Maule mit sich herum trug, und wo ein Ruhepunct eintrat, behutsam absetzte, um mit ihr zu spielen. Bei'm Fressen

nahm sie ihm stets die besten Bissen weg, ohne daß er sie je daran hinderte.

Die Katze starb, und ward im Garten begraben. Mein Pudel zeigte den tiefsten Kummer, rührte kein Futter mehr an, und heulte die ganze Nacht hindurch kläglich.

Wie erstaunte ich aber, als am nächsten Morgen der Pudel wieder mit der Katze im Maule erschien. Er hatte sie ausgegraben, und nur mit Gewalt konnte man sie ihm entreissen. —

O wie rein, ohne alle Beimischung sind eure Tugenden, o Thiere! Treue, Gehorsam, Muth, Geduld u. s. w., wie vollständig ist Alles bei Euch ausgeprägt! Fehler habt Ihr eigentlich gar nicht, aber, was wir so nennen, etwa — Gefräßigkeit, Ungenirtheit, Eifersucht, Neid, Schelmerei, Diebs- und Raufsinn — Alles wird bei Euch, Thiere, wegen seiner Natürlichkeit, anmuthig. Wenn ich z. B. wegen Unpäßlichkeit im Bette frühstücke, und meine

kleine Zemire, ein Windspiel von Friedrich des Großen geschichtlicher race, wie ein Pfeil hereingeschossen kömmt, mit einem Satz auf's Bett fliegt, und mit der Schnelligkeit einer Biene, die aus einer Rose nippt, im Fluge die Haut vom Rahmtöpfchen stiehlt, und mit demselben Sprunge auch schon wieder die äußerste Ecke des Bettes erreicht hat, wo sie, sich demüthig niederkauernd, um Verzeihung fleht, und mich dazu mit so schalkhaft blinzelnden Aeuglein, die wie Sterne funkeln, comisch verstohlen anschielt — so behaupte ich, daß das muthwilligste Mädchen nicht lieblicher und artiger scherzen könne. Oder wenn ich reite und mein riesenmäßiger Neufundländer, scheinbar unbefangen, neben mir hertrabt; jetzt aber plötzlich quer über den Weg einen Löwensprung von fünf Fuß Höhe macht, um mein Pferd en passant spielend bei der Nase zu packen; dieses, erschrocken zurückfahrend, aufbäumt, und ich

ihn dann entrüſtet ſchelte, er jedoch, ſeelenvergnügt über den angerichteten Unfug, mir nur die loſeſten Blicke zuwirft und frohlockend darüber bellt, mich ſo gut angeführt zu haben, während er im Gefühl ſeiner Sicherheit (da ich ihm vom Pferde aus nichts anhaben kann) höchſt glückſelig, mit lang von ſich geſtrecktem Schweife, um mich her caracollirt — ſo kann ich manchmal ſo herzlich über ihn lachen, daß ich faſt meinen Sitz auf dem Pferde zu behalten Mühe habe, und doch nothgedrungen mir geſtehen muß: daß Menſchenſpäße dieſer Art ſich zehnmal plumper geſtalten würden. Noch unterhaltender vielleicht ſind die poſſierlichen Kunſtſtücke und Luftſprünge, die meine ſeidenhaarige Hühnerhündin mit ihren Kleinen anſtellt, wenn ſie ihnen den erſten Unterricht im Laufen gibt, und nachher ſo dankbar mir die Hände leckt, daß ich ihr die Zeit dazu gelaſſen."

Doch, um von den Hunden nicht zu viel zu sagen, gehe ich zu einem zahmen Kranich über, einem ganz sonderbaren Kauz, der unter andern, wenn er hungrig ist, selbst an der Küchenthüre so lange klingelt, bis man ihm etwas zu essen bringt, bei dessen Tanzen aber gewiß kein Mensch ernsthaft bleiben kann. Ist er gut gelaunt, so begleitet er mich oft bis an die Parkgränze, fortwährend einen unermüdlichen Groteskkänzer abgebend. Man wird, wie bei Hoffmann's Erzählungen, vom Comischen in das Phantastische hinübergerissen, wenn man nach und nach des Kranichs Kopfverdrehungen immer convulsivischer und seine Sprünge immer colossaler werden sieht, bis sie zuletzt die Höhe des Hauses erreichen, und er endlich die, bisher nur den Tact schlagenden, Flügel ganz entfaltend, statt eines Possenreissers, der er war, nun wie ein majestätischer Geist, weit über die

höchsten Spitzen der Fichten hinauf, sich in den Wolken verliert.

Wenn ich aber vollends die Rehe an einem duftenden Frühlingsmorgen in ihren Liebesspielen belausche, und die süße Zärtlichkeit, die unnachahmliche Grazie und Innigkeit aller ihrer Bewegungen bewundern muß, da kömmt mir oft fast das Weinen nahe, und ich werde so fromm, daß es mir das Herz zersprengen möchte; eine Stimmung, in die, aufrichtig gesagt, mein Beichtvater weit mehr Mühe hat mich zu bringen, als diese unvernünftigen Thiere.

Also, Geliebte, gönne mir meine Liebe zu diesen Geschöpfen, und hege keine fernere Eifersucht auf selbige. Bewundere sie vielmehr mit mir gemeinschaftlich, und wo könntest Du das besser als hier. Verede daher Deinen guten Mann.....

Doch halt' — im Schweigen ist Sicherheit, wie Cromwell sagt. Mehr braucht

das Publicum von dieser Correspondenz nicht zu wissen — denn daß ich die Thiere nicht allein liebe, wird es doch auch ohnedem wahrscheinlich finden — und daß die Menschen, wenn es ihre Lieblingsneigungen gilt, nicht viel enthaltsamer, als die Thiere sind — das weiß es leider auch!

Nur soviel also noch zur Nachricht: Liebte mich einmal ein Mädchen so aufrichtig, unterwürfig und natürlich, wie mein Hund, ich heirathete sie auf der Stelle, doch eher schwerlich.

Meine Ziehung möge jetzt mit einer ernsten Warnung schließen.

Der englische Minister, Sir James Graham, endigte seine Rede im englischen Parlament für das Interesse des Landbaues

mit folgenden für uns höchst inhaltschweren Worten: „Die Bande zwischen Gutsherren und Pächter (hier Bauer), die von der größten Wichtigkeit sind, haben schon etwas (hier bereits fast Alles) von ihrer Festigkeit verloren. Sehr bedauern würde ich es, wenn man sie noch lockerer machen wollte; ein einziger falscher Schritt würde dem Gutsbesitzer Verderben bringen, und dem ganzen gesellschaftlichen Körper einen Stoß versetzen, den das Land schwerlich aushalten dürfte. Wenn eine solche Maßregel durchginge, würden zwei Drittheile des Landes feil, und die Grundstücke massenweise losgeschlagen werden (wie es bei uns schon in vielen Provinzen der Fall ist, und zwar meistens sub hasta). Dadurch aber würde nicht nur eine Classe verarmen, sondern der Staat selbst seinem Ruin entgegen eilen.“

Ach! erwachten wir doch über diesen

Punct, so lang es noch Zeit ist! Denn ein Grundherr wird bei uns bald nichts and'res mehr heißen: als ein Herr der zu Grunde geht. —

IIII.

Naive Bemerkungen

eines

Mannes vom Lande.

Ich war lange nicht in der Residenz gewesen, und aufrichtig gesagt, etwas verbauert.

Um mich daher wieder au courant zu setzen, die rauhen Angewöhnungen wo möglich abzuschleifen, und mein einfaches Leben durch einige bunte Farben zu erfrischen, beschloß ich von Neuem einen Blick in die große Welt zu werfen. In wenig Tagen umgab mich wieder das Gewimmel der Hauptstadt.

Es war schon spät am Abend, als ich ankam, und die Neugierde bewog mich sogleich zu einem Spaziergang bei Mondschein.

Welche Pracht, welcher edle Geschmack, sagte ich freudig zu mir, hat sich hier entfaltet! Auf dem Gensd'armes-Markte hätte ich geglaubt, in Griechenland zu seyn, wenn nicht aus alter Zeit noch ein paar häßliche Anhängsel stehen geblieben wären, die man wahrscheinlich noch nicht Zeit gehabt hat, wegzuschaffen. Was mich aber am andern Morgen noch mehr in Erstaunen setzte, war, daß auf diesem schönen Platz mitten in dem ansehnlichsten Stadtviertel und zu dem Fuße eines der edelsten Tempels Thaliens, ein abscheulich schmutziger Fisch- und Victualienmarkt abgehalten wurde, der fast die Passage hemmte und Auge und Nase auf das Unangenehmste belästigte.

Nur erhab'ne Gefühle dagegen bewegten mich, als ich vom Brandenburger Thore aus, von Ueberraschung zu Ueberraschung übergehend, meine Schritte nach dem herrlichen alten Schlosse unserer Beherrscher lenkte. Der kräftig elegante florentinische

Palast, gleich zu Anfang der Promenade, gibt eine grandiose Idee von den Wohnungen unsrer Privatleute, und es wunderte mich recht sehr, später so viele schale Witzeleien über dieses Gebäude hören zu müssen, die doch eigentlich alle nur aus dem dunklen Gefühl entspringen, daß es, grade hier isolirt, zu edel gegen die Umgebung absteche. Der Tadel trifft also, genau besehen, nur den schlechten Geschmack der gemeinen Häuser rund umher, die es wie ein lebendig hingestellter Vorwurf trifft. Sehr zu bedauern ist es besonders, daß die Gelegenheit nicht benutzt wurde, ein gegenüber stehendes Palais von gleich großen Dimensionen auch in gleich gutem Styl zu verändern. Nichts hätte die imposante Straße schöner beginnen können. Die schöne Linden- und Rüstern-Allee, welche der Straße den Namen gibt, hat etwas gelitten, weil man zu einer gewissen Epoche die unglückliche Idee faßte, die ehrwürdigen al-

ten Bäume auszuroden, um von Holland mit großen Kosten verschriebene Lindenpfähle dafür hinzupflanzen, die noch immer nur zwergähnliche Aeste getrieben haben.

Immer grandioser erschien das Ganze, je mehr ich mich dem Schlosse näherte.

Die Wache, der leider noch immer die so wohl verdienten Trophäen fehlen, reihte sich würdig dem großartigen Zeughause an, und die Marmorhelden vor ihrer Fronte schienen im zitternden Strahl des Mondes wieder lebendig werden zu wollen.

In noch wundervollerem Glanze erhob sich das Museum, dieses unvergängliche Monument der edlen Kunstliebe uns'res Königs, und des hohen Genius, der es geschaffen. Schade, daß es allen Bauten Schinkel's, wie den Meisterstücken gothischer Baukunst gebt. Sie bleiben alle in irgend etwas unvollendet!

Wie hier den Canal entlang Massen über Massen sich thürmen! Wie verschieden in

ihren Einzelheiten, wie erfreulich gleich in erhab'ner Wirkung!

Es ist wahrlich eine große Gnade Gottes für ein Volk, wenn ein Genius unter ihm geboren wurde, der für die Nachwelt gelebt hat. Darum, großer Mann! wenn gegenwärtiger Unverstand an Dir makelt, trifft Dich mit der ungetheilten Bewunderung, die einst die Enkel Dir lohnender zollen werden.

Als mich alle diese Gefühle fast übermannen wollten, kehrte ich auf den Opernplatz zurück, und freute mich, daß die alte Commode auch noch da war. Man muß auch etwas zur Herabstimmung haben. Zu große Vollkommenheit möchte ermüden, und ich kann nicht leugnen: die neue Feuerese, von der man hinsichtlich des Styls nur sagen kann, daß sie im langen Styl erbaut sey, wie der zusammengekniffene Dom entsprachen diesem wohlthätigen Zwecke gleichfalls sehr. Ich bin nicht blind, wie man

sieht, aber Schinkel wegen dieser kleinen Schatten einen Vorwurf zu machen, kömmt mir nicht in den Sinn.

Am andern Morgen begann ich meine Visiten bei Jung und Alt. Es fiel mir auf:

1) daß fast alle Damen, die ich zu Hause antraf, hinter einer Epheuhecke in ihrer Stube entweder saßen, oder auf und ab patrouillirten;
2) daß alle Tische im Zimmer, ja selbst die Sophalehnen, mit einer Menge Gerümpel, wie in einer Antiquarenbude, bedeckt waren.

Bei den Hübschen nahm es sich noch ganz gut aus, aber wenn eine Alte, die der Pique-Dame glich, hinter ihrem Epheugitter wie ein seltenes Thier paradirte, und unter allen Merkwürdigkeiten ihres Apar-

tements als die größte erschien, konnte ich mich manchmal kaum des Lachens enthalten.

Als eine dritte Sonderbarkeit erschien es mir, fast immer an einer Wand des Wohnzimmers alle lithographirte Portraits der königlichen Familie (mehrere Dutzend an der Zahl) als Zeichen eines feurigen Patriotismus in eine unförmliche Masse an einander gereiht, aufgehangen zu sehen — und was für ungetreue Portraits für treue Unterthanen! Als ich später auf einem Balle frug: Himmel! wer ist diese englisch schöne junge Dame mit den milden blauen Augen, voller Geist und Güte, dem bezaubernden Wesen voller Grazie und Hoheit? und zur Antwort erhielt: das ist die Prinzessin W....., so hätte ich darauf geschworen, die Lithographie, welche ich so vielfach vorher von ihr gesehen, müsse von einem Blinden angefertigt wor-

den seyn; und mit den meisten der Uebrigen war es nicht anders beschaffen.

Ich behaupte nun, solche häßliche Copieen herrlicher Originale an die Wände zu hängen, sey ungemein unpatriotisch — getraute mich aber, blöde, wie ich bin, doch nicht, es Jemanden zu sagen.

An den meisten Damen, die ich besuchte, bemerkte ich übrigens heute bedeutend viel Unruhe, und sie liefen oft an's Fenster. Erst bei der dritten oder vierten Visite erfuhr ich die Ursache. Der Hoffourier fuhr nämlich herum, um zu einem déjeûner-dansant bei Hofe einzuladen. Es versteht sich, daß Jede sich sehr glücklich fühlte, die dieses beneidenswerthe Loos selbst traf, aber wurde man übergangen, so wollte man doch wenigstens wissen, ob die oder jene Bekannte in der Straße auch nicht, oder doch, dazu auserkoren sey. Hielt der Hofmercur nun nirgends weiter an, so malte sich immer noch eine ziemliche Zu-

friedenheit auf den Physiognomien der Schönen, stand aber die Carosse irgendwo still, so war der Unmuth nicht zu verkennen. Nun, dachte ich bei mir, die Residenzen sind doch auch nur größere Krähwinkel!

„Est-il possible?!“ rief Frau von N., „da wird wahrhaftig die alte Schachteldeckel mit ihrem ausrangirten Prinzenklepper wieder befohlen! Nun, meine Tochter, an Dich wird wohl diesen Winter die Reihe nicht kommen!“

„O M'ma,“ erwiederte diese, „ich liebe auch die Frühbälle gar nicht, und bin noch vom gestrigen Brühl'schen ganz fatiguirt.“

„Da hast Du ja gar nicht getanzt!“

„Eben deßwegen, M'ma, es war so langweilig mit all' dem Creti und Pleti. Denken Sie sich, Eine stellte sich hinter den Prinzen C...., und sagte: Sie Narciß! — der Prinz antwortete, sich halb umsehend: Gänseblümchen — que me veux tu?

Und dann war ein General Eisenfresser da, der schreckliche Grimassen schnitt. Wenn Jemand von Katzen spräche, sagte uns Graf R...., bekäme er gleich den Zufall. Sie glauben nicht, M'ma, was für Carricaturen man dort antrifft. Die gute alte B.... war auch zum Todtlachen. Ihr Kleid war hinten von einander geborsten, und formirte eine große Spalte, die den ganzen Ball über offen blieb, ha, ha, he, ich muß noch lachen, wenn ich daran denke."

Bei diesen Worten empfahl ich mich.

Was mich sehr in der Residenz erbaut hat, ist die allgemeine Frömmigkeit, die ich jetzt hier antreffe, und für die doch sonst Berlin, selbst unter dem großen Friedrich, gar nicht so berühmt war! Heiligenbildchen, Crucifixe, die zehn Gebote kunstreich

geschrieben, überraschen Einen häufig, und versteigen sich selbst bis in die zierlichsten Boudoirs. Ich sah sogar ein Schlafzimmer bei einer alten Bekannten, mit nichts Anderem als einem Ecce homo hinter dem Bette, und einer hängenden Bibliothek von lauter Erbauungsbüchern geschmückt. Als ich diese letztern aber durchblätterte, war, der Himmel weiß wie, auch der Faublas, schön schwarz eingebunden, mit einem großen, gold'nen Kreuze auf beiden Seiten, mit darunter gerathen. Vielleicht sollte er sich dort bekehren, wie manche Betschwester auch früher nur eine Bettschwester war.

Man glaubt, daß das neue Modejournal, vom 1. künftigen Monats an, jede Nummer mit einer Predigt beginnen, und, statt Calembourgs und Cannondrums, Sprüche aus dem Sonntagsblatt enthalten werde — eine sehr zweckmäßige Neuerung, denn ein Modejournal muß doch vor Allem die Mode mitmachen.

Viele Leute, die dieß gehörig einsehen, machen nebst der Mode auch ihr Glück durch die Frömmigkeit. Man nennt sie Intriguanten, ich finde das aber keineswegs. Der gute W. pflegte zu meiner Zeit zu sagen: „Ich intriguire nie, sondern wenn ich etwas erlangen will, gehe ich immer den g'radesten Weg, g'rade durch die Lichtenau durch“ — und so gehen auch die, welche heute etwas haben wollen, „g'rade durch die Frömmigkeit durch,“ und es bekömmt ihnen sehr gut.

Bei meinen Abendbesuchen fand ich, eben so regelmäßig als früh hinter dem Epheugitter, jede Dame hinter einem runden Tisch und einer enormen Astrallampe sitzen. Alle Vorbereitungen zum Thee waren sichtbar, nur die Gäste blieben gewöhnlich aus. Man saß in der Wüste mit höchstens zwei bis drei Personen, und Jeder war während der stockenden Unterhaltung nur darauf bedacht, wie er geschickt den Moment erlau-

schen möge, wo er sich mit guter Manier wieder aus dem Staube machen könne.

Nur einige Koryphäen der Gesellschaft erfreuten sich eines zahlreichern Auditoriums, und stabilerer Conversationisten.

Am einsamsten fand ich es bei einer jungen Gelehrtin, die eben hinter ihrer Astrallampe eingeschlafen war, als ich hereintrat.

„Ach!“ sagte sie nach der ersten Begrüßung: „ich las eben im Stern von Sevilla. Welch' ein göttlicher Dichter ist doch Calderon!“

„Wenigstens scheint er Ihnen eben einen gesunden Schlaf verschafft zu haben, gnädige Frau,“ erwiederte ich; „aber,“ setzte ich höchst tölpelhaft (man erinnere sich, daß ich vom Lande kam) hinzu: „wie kömmt's, daß Sie so allein sind?“

Die kleine Frau verzog ein wenig ihr hübsches Gesicht, und sagte:

„Mein Gott, ich wollte heute eigentlich

gar keine Gesellschaft sehen, sondern diesen Abend Clio weihen. Ich erwartete R..., den genialen Historiker und sanften Politiker."

„O, wie sehr würde ich mich freuen, rief ich aus, die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Schriftstellers zu machen! Sehen Sie ihn oft, gnädige Frau?"

„Ob ich ihn sehe? Er war und ist noch immer mein Hofmeister."

„In der That?"

„Ja, ich lernte viel von ihm, denn Niemand ist tiefer in die mittlere Geschichte eingedrungen. Darin ist er wirklich einzig! — Aber mein Herr, Sie kommen vom Lande, finden Sie nicht den Ton der Residenz höchst affectirt und unnatürlich?"

„Zuweilen," sagte ich, mich auf die Lippen beißend, „doch liegt das ohne Zweifel mehr an meiner eigenen Unbekanntschaft mit dem Ton der großen Welt, als an diesem selbst."

„Seltsamer Mensch! Wahrlich, ich glau-

be, Sie sind noch bescheiden. Eine völlige Unschuld in grauen Haaren! Das ist ja ordentlich rührend. Einen Mann wie Sie könnte ich heirathen!“

„Gnädige Frau,“ sagte ich erschrocken, „ich bin schon versehen.“

In diesem Augenblicke kam Herr R..., und um Lehrer und Schülerin nicht zu stören, wich ich von dannen.

Weiter ist mir an diesem Tage nichts Bemerkenswerthes aufgestoßen.

Ich war zu einem Diner bei meinem Freunde K. gebeten. Er hatte mir geschrieben: „Wir sind nur sechs Personen, lauter alte Bekannte; Du kannst auf lustige Gesellschaft rechnen, und was Küche und Keller betrifft, denke ich, wirst Du uns auch nicht degenerirt finden.“

Ich kam, um nicht zu spät zu kommen,

ſchon eine halbe Stunde früher, als ich gebeten war, und fand meinen Freund in großer Verzweiflung. „Denke Dir, ſagte er, ein böſer Dämon muß über uns walten! Drei unſ'rer Gäſte laſſen ſich nach einander entſchuldigen, weil ſie bei Prinzen befohlen worden ſind, wo die Etikette dann nicht erlaubt, einem frühern Engagement zu folgen.“

Kaum hatte er ausgeſprochen, als ein neues Billet erſchien, und auch der vierte Gaſt meldete, er ſey ſo eben zum Kronprinzen befohlen.

„Himmel!“ rief mein Wirth, wie Auguſtus verzweifelnd als er des Varus Niederlage erfuhr (denn er genirte ſich nicht mit mir), „o meine böhmiſchen Faſanen! meine grünen Erbſen, für 10 Thlr. das Pfund! mein prächtiger Seefiſch! es iſt zum Todtſchießen. Jetzt müſſen wir's allein aufeſſen, wenn wir können. Und wie wirſt

Du Dich mit mir tête-à-tête langweilen, alter Freund!“

Ich bat ihn sich zu beruhigen, mit Wahrheit versichernd, daß ich gar nichts vermissen würde, aber freilich hinsichtlich meines Appetits nur für einen Mann meine Schuldigkeit thun könne.“

„Gestehe aber,“ sagte er, „es ist hart, daß wir nie auf unsre Gäste rechnen dürfen, selbst wenn sie zugesagt haben. Nicht eher, als bis sie effectiv am Tische Platz genommen, ist man gewiß, sie zu besitzen. Unsere Prinzen sollten sich der armen Diner-geber erbarmen, und gleich uns Andern, vier Tage vorher ihre Gäste befehlen. Wenn wir heute eine Indigestion bekommen, lege ich es auf ihr Gewissen.“

Es ging jedoch Alles besser, als mein Freund befürchtete, und obgleich nur allein uns gegenüber, unterhielten wir uns doch recht gut.

Mein Freund jammerte im Anfang viel

über die heutige Zeit, ein Gespräch, das alte Leute immer wahrhaft con amore führen, weil sie sich den vermeintlich glänzenden Gegensatz ihrer Jugend dabei so recht lebhaft vor Augen stellen können.

„Die Moral unsrer Tage," rief er (als ich ihm meine Bemerkungen über deren Wachsthum in der großen Welt mitgetheilt hatte), noch immer übler Laune aus: „welch' ein gebrechliches Werk ist das! Und unsre große Welt — ach Du lieber Gott! so plump und roh, und unwahr dabei, war sie wohl noch nie. Sie wird sich aber doch noch zu übertreffen suchen. Nur der Mittelstand ist in unsrem heutigen Lebenswesen noch schlechter und elender. Die Entwickelung, die dieß einst nehmen kann, ist gar nicht abzusehen! und das Schulenpressen, was jetzt bei uns eingeführt wird, und dahin strebt, jeden Bauer zum Gelehrten zu machen, wird mit dem halben Wissen, das es wie eine Epidemie unter alle Clas-

sen verbreitet, es nur noch schlimmer machen! So haben wir auch vor dem Halleschen Thore eine Besserungsanstalt für verwahrlos'te Kinder, aber die vielen Zugrundrichtungsanstalten für wohlerzog'ne Fräuleins nehmen sich viel glänzender aus! O Saint Simon, ich muß an Dich denken! Vor einigen Tagen sagte mir ein Freund: Neulich war ich in Betrachtung versunken, was denn bei uns eigentlich an die Stelle der vormals so bedeutenden und reichlichen Stockprügel getreten sey? und es leuchtete mir unwidersprechlich ein; die Examina! Nämlich als Calamität ganz gewiß; ob auch an Wirksamkeit, ist noch die Frage. Daß die untern Classen dabei im Vortheil sind, ist klar, denn geprügelt werden sie nicht mehr, und examinirt nur die obern, welche nun gerade so unglücklich sind und unter der Zucht seufzen, wie jene vormals. —"

„Du hast wohl recht," sagte ich, „wir wis-

sen nicht mehr, was wir wollen, noch sollen. Wie leicht ward es dagegen in ihrem geregelten, so klar vorgeschrieb'nen Leben unsern Vorfahren! Mit unbeschreiblichem Vergnügen las ich neulich in diesem Sinne die Memoiren des Grafen von Dohna, höre nur: Einmal spaßt der Kurfürst mit seinem Stocke, und schlägt dem Befehlshaber seiner Garden damit dermaßen auf die Schienbeine, daß dieser vor Schmerz einen Augenblick die schuldige Ehrfurcht fast aus den Augen setzt, und sich sogar empfindlich zu äußern wagt. Er fällt natürlich in Ungnade, und wird alsobald seiner Würden entsetzt. Den andern Tag erscheint er, nichts desto weniger wieder, jedoch in Armersünderkleidung, bei Hofe. Der Kurfürst wird gerührt, begnadigt den Verbrecher, „aber," sagt er, „weil Ihr so sensible seyd, werde ich nie mehr mit Euch spaßen." Da stürzt sich Dohna nieder, umklammert des Gebieters Kniee, und fleht

um neue Schläge, denn lieber will er sich todtschlagen lassen, als nicht ganz auf alte Weise be- oder mißhandelt zu werden.

Und dieser Dohna war dennoch ein homme de qualité, ein durchaus herrlicher Mann, und einer der bravsten Officiere der Armee. — Weiter: Graf Dohna reis't seiner Braut entgegen, und bringt ihren Schmuck mit. Er kommt an einen übergetretenen, reissenden Fluß. Die Brücke ist nicht mehr — aber die Braut wird ungeduldig seyn! Da stürzt sich der Kammerdiener, das Kästchen mit den Steinen über den Kopf haltend, in den Strom auf die Gefahr zu ersaufen, und Graf Dohna folgt ihm. Welches Devouement von Herrn und Diener! und wo gibt es jetzt in irgend einem Stande noch Aehnliches?"

„Doch," sagte mein Freund, „Devouement ist noch da, nur in edleren Dingen! Das Volk betreffend, erinnere ich Sie bloß an Schleiermacher's Begräbniß, welchem seit dem Tode

der seligen Bethmann kein's gleich gekommen ist — und wie Viele opfern sich dem Wohl des Staats. Hatte er je mehr Diener?"

„Sie wollen scherzen, merke ich wohl, aber Sie werden dennoch nicht leugnen, daß wir wirklich Männer besitzen, um die uns jede Regierung beneiden kann."

„Darin muß ich Ihnen aus voller Seele Recht geben" antwortete mein Freund mit recht leuchtenden, patriotischen Augen. „Wir haben erst ganz neuerlich ein schönes Beispiel davon gesehen, als unser Präsident Rother so gefährlich krank danieder lag, und vom Höchsten bis zum Letzten sich eine Theilnahme kund gab, die etwas wahrhaft Rührendes hatte. In der That, Dieser ist einer von den wenigen Dienern des Staates, über die kein getheiltes Urtheil statt findet, den Jeder von Herzen verehrt, und dessen genialem Scharfblick und biederer Rechtlichkeit das Land selbst einen

großen Theil ſeines Credits verdankt. Ein ſolcher Mann verſöhnt mit gar vielen Mittelmäßigen und Uebelwollenden, über die man ſonſt genug zu ſeufzen haben würde!

Was mir aber immer am meiſten an dem Präſidenten gefallen hat, ſind beſonders zwei Dinge! einmal die ſchlichte Einfachheit, mit der er ſo anſpruchlos das Geniale ſchafft, und das Gute durchführt, als ſey es nur das Gewöhnlichſte — zweitens die edle Treue, die er, wie Wenige, dem Andenken ſeines frühern großen Gönners erhalten hat! jenes berühmten Staatsmannes, welchen Hunderte, die nur durch ihn etwas geworden ſind, ſo ſchnell gering ſchätzen lernten, als nichts mehr durch ihn zu erhalten war."

„Es gibt noch zwei andere ausgezeichnete Männer in Berlin," fuhr ich fort, „von denen man in einer und der andern Hinſicht Daßelbe wie von Rother ſagen kann, und Beiden huldige ich eben ſo von Grund des

Herzens. Sie werden leicht errathen, wen ich meine. Alle Drei bilden ein edles Kleeblatt, dessen lange Erhaltung ich dem Staate, dessen Zierde sie sind, aufrichtig wünsche. Obgleich selbst kein gebor'ner Preuße, wissen Sie sattsam, wie sehr ich überhaupt an Ihrem Lande hänge, wo ein so weiser und gerechter König herrscht, und wo auch im Allgemeinen der Geist so kräftig die Materie überflügelt — doch kann man nicht leugnen, das Fleisch hat dort auch zuweilen seine schwachen Stunden, wie freilich überall!

In der jetzigen Epoche steht indeß Preußen besonders groß da, denn das Einflußreichste, was in Deutschland seit lange geschah, ist ohne Zweifel der von Ihrer Regierung ausgehende Deutsche Zollverband. Endlich ein Band, das nachhaltig Deutsche, in dem Sinne nationeller Einheit, wirklich verbinden wird, ganz anders in's Leben greifend, als es der deutsche Bund vermag.

Der Minister, von dem diese Idee ausging, erlangt einen europäischen Ruhm, und wenn ich mir ein schlechtes Calembourg erlauben darf, so wird man, wie Jemand von einem Ihrer Prinzen gerühmt: „Jeder Zoll ein Ritter“ — künftig in Deutschland sagen können: „Jeder Zoll ein Maaßen!“

„Gott geb' es!“ sagte mein Freund. „Um aber noch einmal auf unsern verehrten Rother zurückzukommen, so gibt es, seine Verdienste als Staatsdiener abgerechnet, auch wenig so unterhaltende und joviale Gesellschafter im gewöhnlichen Leben, und gewiß keinen liebenswürdigern Wirth, als er in seinem Hause ist, was ich erst kürzlich selbst erfahren habe.

Wie manche picante Anecdote erinnere ich mich damals und früher aus seinem reichen Leben von ihm gehört zu haben, ein Leben, das gewiß einen sehr interessan-

ein Stoff zu Memoiren darbieten würde, wenn unſ're deutſchen Staatsmänner nur den guten Sinn haben wollten, hierin den franzöſiſchen mehr nachzuahmen. Ich muß Ihnen eine dieſer Anecdoten, als Beiſpiel zum Beſten geben:

Der Präſident befand ſich einſt mit dem Staatscanzler, Fürſten von Hardenberg, deſſen Gefolge und dem bekannten Arndt, auf der Inſel Rügen. Bei Beſichtigung eines der ſchönen Puncte dieſer Inſel hatte ſich zufällig der Canzler, mit Arndt im Geſpräch begriffen, mit dieſem etwas von der Geſellſchaft in's Gebüſch entfernt, als mit einemmal ein lauter Schrei aus jener Direction ſich vernehmen läßt. Rother ſpringt ſogleich hinzu, und findet den Fürſten blutend am Boden liegen, während Arndt die Hände ringend um Hülfe ruft. Der Letztere hatte nämlich einen Aſt zurückbiegen wollen, der, ihm entgleitend, den Staatscanzler ſo heftig in's Geſicht geſchlagen, daß

er ihn zu Boden warf, und stark an der Nase beschädigte. Man eilte kaltes Wasser zu holen, um das Blut zu stillen, und hob den alten Fürsten auf, der sich nur ziemlich langsam erholte. „Mein Gott!“ sagte Rother besorgt, „welcher unglückliche Zufall! Ist Euer Durchlaucht jetzt wieder etwas besser?“

„O,“ erwiederte der liebenswürdige Greis mit seinem so gewinnenden Lächeln: „es ist nichts — der Zeitgeist hat mich nur ein wenig auf die Nase geschlagen.“

Ein launiger Zufall fügte es, daß kurz darauf der Präsident eine Marmorbüste des Staatscanzlers, von Rauch gefertigt, erhielt, in welcher der Marmor einen Fleck hatte, der, wie man noch heute in des Präsidenten Landhaus sehen kann, deutlich die kleine Schmarre abbildet, welche das Original an jenem Tage „im Conflict mit dem Zeitgeiste“ davon trug.“

Wir kamen jetzt auf Literatur zu spre-

chen, und nach einiger Zeit frug mein Freund: „Haben Sie schon das Buch Rahel gelesen?“

„Mehr als einmal,“ erwiederte ich. „Dieses Buch ist eine merkwürdige Erscheinung! Es gefällt Allen, aber recht verstehen wird man es erst in hundert Jahren.“

Ich kannte die außerordentliche Frau, von der es doch nur einen kleinen Theil ihres umfassenden Geistes enthält, der in Allem seiner Zeit weit vorausgeeilt war.

Auch die Einleitung zu dem Buche, von Varnhagen, scheint mir in Gedanken wie Darstellung, ein vollendetes Meisterstück, und indem man dieses tiefe und klare Eindringen in die geheimsten Labyrinthe des Herzens, wie der Sprache bewundert, fühlt man zugleich, daß ein Verlust, wie ihn Varnhagen durch den Tod einer solchen Gefährtin erlitten, nie mehr im Leben ganz zu ersetzen ist!

Das Buch selbst ist ein wahrer Katechis-

mus für mich geworden, und seit mehreren Monaten las ich, wie meine Stimmung eben war, nichts als Rahels Briefe, Varnhagen's geistreiche, so anmuthig belehrende Kritiken und Heine's unübertreffliche Witzfeuerwerke. Damit hat man eine ganze Bibliothek!"

„Standen Sie je mit Varnhagen in Correspondenz?" frug mein Freund.

„Allerdings, und ich setze einen hohen Werth darauf; denn es gibt in der That wenig Menschen, die solche vollendete Briefe zu schreiben verstehen. Ihr Inhalt ist Musik und ihr Aeußeres ein Gemälde — denn Sie kennen Varnhagen's calligraphische Stärke. Ich besitze wohl fünfzig und mehr Briefe von ihm, und da ist doch nie, auch nur ein Buchstabe ausgestrichen, keine Phrase, die nicht auf das Vollendetste gerundet erschiene, kein Gedanke, der nicht etwas Neues, Picantes, Gedieg'nes enthielte. Varnhagen ist freilich ein berühm-

rer Schriftſteller indeß daß man in ſorgfältig gefeilten Druckſchriften ſo weit kömmt, gelingt auch Andern — daß aber eine Quelle ſo lauter, rein, und gleich reichhaltig, wie immer neu geboren, aus dem Geiſte ſtrömt, iſt gewiß eine höchſt ſelt'ne Gabe!"

„Es iſt überhaupt Schade," fuhr mein Wirth fort, „daß nicht mehr Correſpondenzen gedruckt werden. Wie viel Intereſſantes und Herrliches geht da täglich ungenoſſen zu Grunde! Ich wenigſtens wollte für eine ſolche aus dem Leben gegriffene Lectüre, gern alle unſ're ſeichten Fictionen hingeben, mit denen jede Büchermeſſe überſchwemmt wird."

Um aber auf etwas And'res zu kommen, muß ich Ihnen eine Nachricht mittheilen, die Sie erfreuen wird. Schinkel iſt berufen worden, des jungen Griechenkönigs neues Schloß in Athen zu bauen. Ich habe nur einen Blick auf den Plan wer-

fen können, der mich aber entzückt hat. Die neuen Gebäude sind auf eine höchst originelle, ganz Schinkel's Genie würdige Weise, mit einer theilweisen Restauration der Akropolis in Einklang gebracht, und müssen, wenn es so ausgeführt wird, unser Zeitalter einst wahrhaft verherrlichen."

„O wie gönne ich ihm diesen schönen erweiterten Wirkungskreis! Dort wird sein Feuergeist sich erst in der wahren Heimath fühlen, und der liebenswürdige Künstler auch sehr zufrieden seyn, einmal sein märkisches Backsteinmaterial mit Pentelischem Marmor vertauschen zu dürfen. Sie wissen..."

Doch ich glaube es wird mit dieser Probe unser Unterhaltung genug seyn.

Ich war für den Abend bei einer jüdischen Familie eingeladen, welche, wie ich gehört, ein sehr brillantes Haus machen

sollte. Der reiche Mann hieß, mit der Vorliebe der Juden für Thiernamen, Ferdinand Kuh, und war vor Kurzem erst von Paris zurückgekommen, wo er eine Engländerin geheirathet, und als Monsieur Ferdinand Cu eine glänzende Rolle gespielt hatte.

Als ich eintrat, kam mir die Frau vom Hause, in einem mit Hermelinschwänzchen verbrämten Kleide, mit pathetischen Schritten entgegen, so daß ich glaubte, die Gemahlin weiland des großen Churfürsten vor mir zu sehen. Der größte Theil der Gesellschaft bestand aus Künstlern aller Art, deren Mäcen Herr Kuh zu seyn schien, und auch mit vieler Salbung über Plastik, Malerei und Musik sich vernehmen ließ. Mehrere Edelleute, sogar Hofleute, waren auch zugegen, aber so incognito, daß sie selbst ihre Orden zu Hause gelassen hatten. Wie Don Rannbo ließen sie es sich aber nicht weniger gut schmecken als die Andern, ob-

gleich mit spöttischen und verächtlichen Mienen.

Ich setzte mich in eine Ecke neben einem interessanten Weltmanne, und sah dem Treiben zu. Der erwähnte Mann kam eben von England zurück, und klagte mir schreiend, daß die Deutschen so sehr schrieen! Ich gab ihm sehr leise recht, der Wink half aber nichts. „Wer ist jener geistreich aussehende Mann?“ — schrie er mir von Neuem in's Ohr.

„Das ist,“ erwiederte ich (denn ich bin schon ganz bekannt in der Stadt), „der berühmte H...., der sich wie der Rhein hier im Sande verliert.“

„Oh! und Jener neben ihm?“

„Ein liebenswürdiger Sonderling, mein Freund, Graf R.... Ich habe gestern bei ihm gefrühstückt, und bin noch ganz betäubt von allen dem Selt'nen und Merkwürdigen, was ich bei ihm gesehn. Er wohnt vor dem Thore in einem kleinen

orientalisch-europäischen Museum, seiner Muße und den Wissenschaften lebend, versäumt aber auch die guten Dinge des Lebens nicht, wenigstens war unser Frühstück vortrefflich. Er ist von Geburt ein Holländer, und trug sonst die alte niederländische Tracht. Ich weiß nicht, warum er sie seitdem wieder abgelegt hat, denn man würde der Menschheit eine wahre Wohlthat erzeigen, wenn Viele gemeinschaftlich eine Verschwörung anzettelten, um der horriblen Affenkleidung unsrer Tage das Garaus zu machen. Dabei fällt mir ein, daß ich Graf R. schon auf dem Wiener Congreß gekannt, wo er zuerst in jener Tracht erschien. Eines Abends bei Frau von Arnstein äußerte Fräulein Saaling gegen unsern geistreichen St...: Graf R. mache ihr ganz den Effect, als sey er eben aus dem Rahmen eines schönen Vandyk'schen Gemäldes gestiegen. Zufällig traf es sich, daß am andern Tage Graf R. das

Portrait seiner Mutter, einer herrlichen Frau von großen Eigenschaften, dem Herrn von St.... schenkte. Dieser packte es sogleich sorgfältig ein, und schickte es Fräulein Saaling mit der Zuschrift: „Hier erhalten Sie zu gefälliger Ansicht den Rahmen, aus dem Graf R. gesprungen.“ — Ist das nicht artig?“

„O ja,“ schrie mein Nachbar, „ich habe von dem Grafen R. schon gehört, er soll einmal das große Loos gewonnen haben.“

„Glauben Sie das nicht,“ sagte ich, „denn nach der Probabilitätslehre ist es dreimal wahrscheinlicher, vom Blitz erschlagen zu werden, als das große Loos zu gewinnen. Ich glaube, kein Mensch gewinnt es, wenigstens habe ich noch eben so wenig ein solches Glückskind gesehen, als einen Geist.“

Hier unterbrach uns der amüsante Doctor W. und die Unterhaltung wendete sich auf's Theater.

Da ich nun leider noch aus der Zeit

von Fleck und Iffland datire, so hielt ich's für's Beste, lieber heute ganz zu schweigen, ließ aber dem Ballet, den Königsstädter Opern, dem Eckensteher, und verschied'nen Decorationen auf dem Nationaltheater alle Gerechtigkeit wiederfahren. W. erzählte von Dresden, Tiek's erfolgreicher Regie, und dem dortigen Gastspiel der Madame Schröder vor einigen Jahren.

„Nie," sagte er, „sah ich Magister Lobwasser in größerer Verlegenheit. Er hatte sich ganz vorn an's Orchester placirt, um nicht von der gefeierten Schauspielerin übersehen zu werden, und klatschte eben wie besessen, als er zu seinem nicht geringen Schreck bemerkte, daß sich während dem Madam Hartwig neben ihn gesetzt hatte. Doch der Erfahr'ne wußte sich zu helfen. So wie er im Klatschen pausirte, rief er leise der Nachbarin zu: Keine Hartwig, keine Hartwig! und so zwischen Klatschen und „keine Hartwig!" zog er sich bis an

des Stückes Ende glänzend aus der bedenklichen Lage.“

„Apropos,“ fing mein Angloman wieder an, „waren Sie schon bei Hofe?“

„Wie versteh' ich dieses Apropos — meinen Sie Apropos von Lobwasser?“

„Ha, ha, gut! Nein, ich wollte bloß fragen, ob es wirklich wahr sey, daß seit Kurzem die Hofleute auch in Stiefeln erscheinen dürfen, wie wir's in der großen Welt jetzt überall einführen. Sehr vernünftige Sitte! obgleich den alten Herren die gestiefelte Attitüde noch gar nicht recht zur andern Natur werden will, wie man behauptet. Manche, sagt man, könnten kaum die Balance erhalten, und hätten ein Gefühl der Schamhaftigkeit, wenn sie auf die ungewohnte Tracht herabblickten, wie junge Mädchen, die zum erstenmal in kurzen Ballröcken erscheinen müssen.

Sie werden übrigens sehen, ehe ein paar Jahre vergehen, tragen die Damen auch

Stiefeln — neulich sah ich schon eine mit einem Schnurrbart und er ließ ihr vortrefflich, by God!"

„Ach, Alles vermischt und civilisirt sich heutzutage, das erkenne ich nun wohl, seit ich wieder in der Residenz bin," erwiederte ich, „denn erst diesen Morgen begegnete ich dem türkischen Gesandten, der wie ein Kosak angezogen war und mit russischem Accent Französisch sprach. Gestern aber sah ich auf dem Theater eine ganze Compagnie Mädchen besser exerciren als weiland Napoleon's Garde; und auf dem Gewandhause erblickte ich staunend Ritter mit Stern und Band auf Wollsäcken reiten, um deren Inhalt an Juden zu verkaufen. Das Sprüchwort lügt. Es gibt viel Neues unter der Sonne!"

Das Treppenfest.

Ein merkwürdiger Abend.

Madame C.... hatte mich eingeladen, den Thee bei ihr allein zu trinken. Ich rechnete auf eine sehr interessante Unterhaltung — wir vergnügten uns aber weit weniger im Zimmer als vor der Thüre. Ich muß hier im Voraus bemerken, daß Madam C... im rez de Chaussée des S....schen Hôtels wohnt, gleich rechts von der großen Treppe.

Als ich mich dem Hause näherte, bemerkte ich schon, mit landjunkerlicher Verwunderung, daß das Portal prachtvoll illuminirt war. Ein dicker Portier im seltsamsten Costüme, halb Soldat, halb Lakai, brüstete sich auf dem perron, und

sah mich stolz von der Seite an, als ich bescheiden eintrat. Hier aber glaubte ich mich in einen Feentempel versetzt! Eine anmuthige Frühlingswärme erfüllte das ganze Haus; scharlachrothes Tuch deckte den Boden der Halle, wie die Stufen der Treppe, wo es elegant durch gold'ne Spangen festgehalten wurde. Reiche Drapperien von gleichem Stoff schmückten die Wände, und eine Allee von Orange-Bäumen mit allen Arten der schönsten Blumen untermengt, bunte Lampen gleich Früchten aus Edelsteinen tragend, führte nach den obern Gemächern. Eine Menge Menschen liefen hin und her, ohne auf mich zu achten. Ich begab mich eilig zu meiner Freundin und frug, was hier vorgehe?

„O," sagte sie, „der Geheimerath gibt einen Ball, den der Hof mit seiner Gegenwart beehren wird; und schon seit länger als vierzehn Tagen leide ich an den Vorbereitungen dazu. Doch heute soll uns

dieß Fest besser amüsiren, als die meisten von denen, die daran Theil nehmen werden. Wir können uns nachher keck hinter einem der Orange-Bäume etabliren, und Alles mit anseh'n ohne bemerkt zu werden; denn Herr und Frau vom Hause sehen und hören heute nicht, darauf mögen Sie sich verlassen, alle ihre Sinne sind nur auf die prinzlichen Herrschaften gerichtet."

Dieß gefiel mir, denn ich beobachte gern, und ich bat daher, keine Zeit zu versäumen. Wir öffneten leise die Thür und waren kaum hinter unsern Baum geschlüpft, als wir die Frau Geheimeräthin im höchsten Putz, eine lange Zitternadel auf dem Kopfe und in jeder Hand eine Flasche eau de Cologne tragend, herabeilen sahen. „Johann, Matthes, Jürge," rief sie: „hurtig, her!" und drei von Gold strotzende Lakaien flogen herbei. „Hier, seht her, das ist eine Flasche eau de Cologne, wascht Euch die Hände damit, und gebt auch den Andern

davon, und dann zieht gleich die neuen weißleinwand'nen Handschuh' an, daß keine von den hohen Herrschaften Eure schmutzigen Tatzen sieht. Mit der andern Flasche sprengt den Boden, so wie die erste Prinzeß kömmt. Portier! habt Ihr den Herrn vorher auch recht verstanden, Brauer? Um Gottes und aller Heiligen willen, macht keine Confusion und bringt uns in's Unglück. Merkt wohl, wenn ein Prinz kömmt, klingelt Ihr einmal — nun so paßt doch auf, dicker Esel, wenn ich mit Euch spreche und tackelt nicht mit dem Bandelier — also, wenn ein Prinz kömmt, einmal, wenn's aber eine Prinzessin ist, zweimal — und laut und vernehmlich, hört Ihr?"

„Na, sind Se man unbesorgt, ick wer schon machen. Se kennen mer ja!"

„Du, Jürge, stehst auf der halben Treppe, und so wie Du Brauern klingeln hörst, rennst Du rauf als wenn's Haus brennte, und sagst's dem Herrn — wenn's

nämlich einmal klingelt — klingelt's zweimal, so sagst Du mir's. — Ach Gott! lieber Mann," seufzte sie, sich mit dem Schnupftuch Luft zufächelnd, und zu dem eben in Pontificialibus herabkommenden Gemahl wendend, „ich schwitze wie ein Braten! es ist eine große Ehre, freilich, aber ich werde doch Gott danken, wenn's erst wieder vorbei ist."

„Ja, mein Kind!" erwiederte der dicke Ehemann, noch tiefer seufzend: „Hoffart will Zwang leiden, ich sagte Dir's gleich, aber Du gabst keine Ruhe. Welche Noth haben wir nur schon gehabt, ehe wir's so weit brachten! Ich sage Dir, Hans versichert mich, uns're Pferde wollten gar nicht mehr fressen, so müde wären sie von dem vielen Herumfahren bei den Hofmarschällen und Oberhofmeisterinnen, bis wir's endlich los kriegten."

„Na, aber so 'nen Ball auch," fiel ihm die Frau Geheimeräthin in's Wort, „so 'nen

Ball hat auch dieſen Winter noch Keine gehabt. Sechs Prinzen und zehn Prinzeſſinnen, mit den fremden Herrſchaften, werden wir haben! Aber aufgepaßt, wird's heißen! ich beſchwöre Dich, lieber Mann, ſey nur dießmal nicht ſo ſchwerfällig wie gewöhnlich! Bedenke, die ganze Geſchichte koſtet uns wenigſtens tauſend Thaler, und wenn wir nun umſchütteten, und eine von den Herrſchaften verſäumten, ſo hätten wir ja, ſtatt der Ehre, nichts als Schmach und Schande davon!"

Hier raſſelte der erſte Wagen am Thore.

„Herr Jes! da kommt ſchon Einer!" rief die Frau Geheimeräthin, „mach', daß wir in den Saal kommen...." und das beſorgte Paar ſtolperte die Treppe hinauf.

Ich lachte herzlich.

„O, es wird noch beſſer kommen," ſagte meine boshafte Freundin, warten Sie nur, jetzt wollen wir uns zurückziehen, bis wir

die erste Klingel ertönen hören, dann erst wird das Schauspiel wieder interessant."

Als wir am Theetisch saßen, sagte meine Freundin, mir eine Tasse, so groß wie ein Spühlnapf reichend: „Ja, mein alter Freund, das sind die Vergnügungen der großen Welt! Freilich werden heutzutage Leute mit hineingezogen, die man sonst nicht darin anzutreffen gewohnt war — aber dennoch ist es merkwürdig, wie sehr solche arme Schächer sich abquälen, und wie viel sie sich es kosten lassen, um sich lächerlich zu machen. Denn morgen werden wir nicht allein die, welche nicht dabei waren, sich über dieses Fest lustig machen hören, sondern auch alle Die, welche es mitgenossen haben. Und nichts, das können Sie mir glauben, wird den Gästen dabei recht gewesen seyn, kein Mangel der Bedienung, kein blunder der Herrschaft wird ihnen entgehen, und ohne Fehl Alles, was geschehen oder nicht geschehen, versteht sich noch ge-

hörig embaillirt, ein paar Tage lang den Stoff zur Unterhaltung bieten müssen. Wie viel glücklicher sind Sie doch, Ihren Kohl in Ruhe auf dem Lande zu pflanzen, fern von all diesem leeren Getreibe."

„Ach, denken Sie das nicht!" sagte ich: „Welt ist Welt, und Menschen sind Menschen, auf dem Lande wie in der Stadt! und kann man der Thorheit einmal nicht entlaufen, wo es auch sey, so ist es doch besser, den Narren bei Champagner und Trüffeln, bei'm Schein der Wachskerzen und dem Dufte der Orangenblüthen, als bei Kohl und Talglicht und Düngerhof zu spielen."

„Nun, in so gefährlicher Nähe leben Sie wohl bei sich auch auf dem Lande nicht?"

„Habe ich es auch etwas besser, so finde ich es doch wohl bei manchem Nachbar nicht anders, und im Ganzen betrachtet — ziehe ich wenigstens die Stadt hundertmal dem Lande vor. Die Einförmigkeit macht

Einen dort melancholisch, einseitig, der fortwährende kleine Verdruß über Dieß und Jenes bitter und boshaft, und fast nur mit Untergeb'nen verkehrend, gibt man sich zuletzt eine lächerliche Wichtigkeit. Und wie mühsam und kostspielig ist jeder Genuß! Will ich Journale lesen, deren ich hier Hunderte für wenige Groschen zu meiner Disposition habe, muß ich dort zehnmal so viel Thaler dafür ausgeben; jeden Gegenstand des Luxus muß ich weit her kommen lassen; und die Gesellschaft, die ich hier umsonst habe, muß ich wochenlang selbst bewirthen, wenn ich nach ihr verlange. Theater, Concerte, Illuminationen, Feuerwerke, Bauchredner, fremde Potentaten, interessante Durchreisende aller Art muß ich entbehren — und was habe ich zum Ersatz? Nichts, als die elende Natur, der ich etwas näher bin, mehr Frösche, Fliegen und Mücken nebst and'rem Ungeziefer, und allenfalls wärmere Stuben

als in der Residenz. Nein, Sie sind die Glückliche..."

Hier erbebten die Fenster von dem doppelten Gerassel mehrerer schnell herbei eilenden Wagen. Der Schein der Laternen flog an uns vorüber, und gleich darauf erschallte die Klingel mit solcher Gewalt, daß wir über deren Bedeutung nicht in Zweifel bleiben konnten.

Wir eilten hinaus. Schon leuchte der Herr Geheimerath die Treppe hinab, und die vom Lande entbot'nen Lakaien, wie Statisten auf dem Theater in Livreen gesteckt, marschirten auf. Dem unglücklichen Jürge aber, der, zu gutwillig, den letzten Rest der eau de Cologne-Flasche eben noch frisch auf den Boden sprengen wollte, entglitt die Treulose, und säete klirrend, Glasscherben statt Blumen, vor dem eintretenden Prinzen hin. Der Geheimerath erschöpfte sich in Entschuldigungen, fuhr selbst zur Erde, das scharfe Glas zu beseitigen, wobei er

sich derb in die Finger schnitt, und geleitete dann Seine Hoheit, die bei der Joerisse artigen Verzweiflung Jürgens und seines Herrn kaum ihre ernsthafte Fassung behaupten konnten, die scharlachrothen Stiegen hinan.

Es waren nur wenige Minuten verflossen, und die letzten Spuren des Unglücks noch kaum gänzlich fortgeschafft, als die Klingel von Neuem, dießmal aber zweimal schmetterte.

Nun war es an der Geheimerâthin, das Treffen zu führen. Mann und ein langer Sohn mit einem großen Schnurrbart, der anzeigte, daß er die Handlung erlerne, trabten bloß als Hülfstruppen hinterdrein; aber o Schrecken! der Portier hatte sich geirrt — es war keine Prinzessin, sondern wieder nur eine prinzliche Männlichkeit.

Madame will eilig rechtsumkehrt machen, übersieht die Stufe und — boshaftes Schick-

sal! stürzt auf eine so perfide Weise, daß sich dem Operngucker des zweiten Prinzen ein Schauspiel präsentirt, welches kaum vor fünfundzwanzig Jahren verzeihlich gewesen wäre! Der Gemahl kann, seinem Berufe folgend, keine Notiz von ihr nehmen, aber der lange Sohn deckt ihr die Retirade, und die halb ohnmächtige Mama mehr tragend als führend, setzt er dieselbe glücklich wieder oben im Ballsaale ab.

Um nicht zu ermüden, will ich resumiren. In Zeit von einer halben Stunde sahen wir auf diese Weise, mit mehr oder weniger Glück fungirend, Herr und Frau vom Hause sechzehnmal an der Hausthür erscheinen. Die guten Leute waren von den prinzlichen Herrschaften so absorbirt, daß sie die übrigen Gäste gar nicht zu berücksichtigen, ja kaum zu sehen schienen, und in ihrer Angst und Aufregung Manche, die ihnen auf der Treppe begegneten, fast umstießen, wenn sie ihrem Wettlauf hinderlich wurden,

Die großen Desastres waren aber noch nicht vorüber!

Es kam nämlich ganz zuletzt diejenige Prinzessin, bei der man wegen ihrer Stellung in der Nähe des Thrones am meisten anzustoßen fürchtete — und das mitleidslose Fatum wollte, daß bei ihr die Klingel riß! Niemand also erschien an der Thür, sie zu empfangen.

Die liebenswürdige Fürstin bemerkte es vielleicht selbst kaum, daß Keiner ihr entgegen kam, aber für Geheimerath und Räthin war es ein Donnerschlag. Ueber das Zuviel, was dem einen Prinzen zu Theil geworden, hatten sich Beide schnell getröstet, über das Zuwenig aber, womit sie der Prinzessin manquirt, konnten sie keine Ruhe finden; und als am andern Morgen die tragische Periode der Nüchternheit eintrat, die nach jedem großen Feste für die Gastgeber den bittern Nachgeschmack liefert, sagte

die Geheimeräthin mit einer Thräne im Auge zu ihrem Gemahl: „O Barnabas, dieß Unglück mit der zerriß'nen Klingel, nein, das überwinde ich nicht!“

Ende des fünften Bandes.

PT
2449
P7T8
1834
Bd.3-5

Pückler-Muskau, Hermann
Ludwig Heinrich
Tutti frutti

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 04 04 008 0